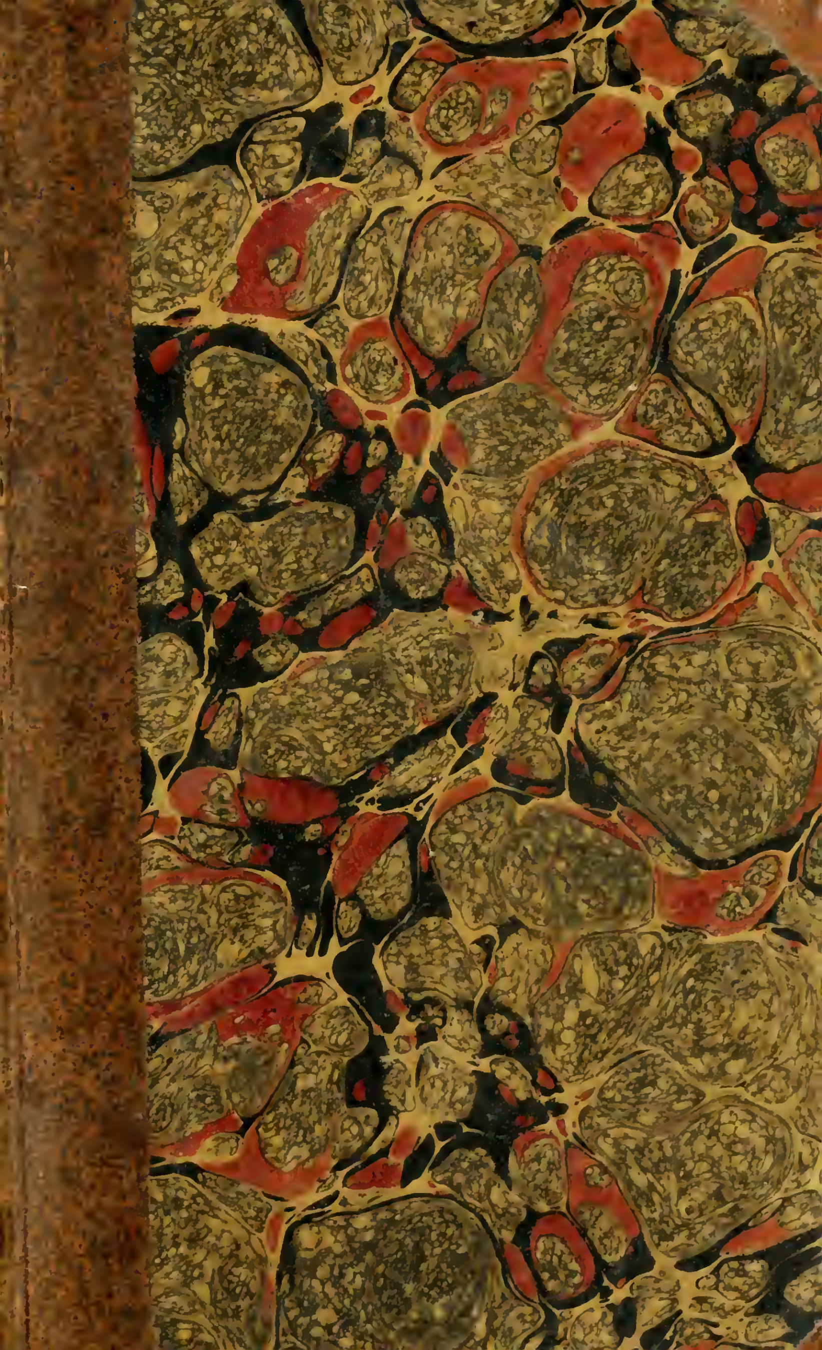


Karl Friedrich Beckers
Weltgeschichte.

Sechste Ausgabe,

neu bearbeitet

von

Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen

von

J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

Neunter Theil.



Berlin,
verlegt bei Duncker und Humblot.
1830.

Inhalt des neunten Bandes.

Neuere Geschichte. Zweiter Zeitraum.

Vom Ausbruch des dreißigjährigen Krieges bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts. 1618 — 1700.

I. Die Deutschen.

II. Die Franzosen.

III. Die Engländer.

IV. Die übrigen Völker.

Neuere Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Vom Ausbruch des dreißigjährigen Krieges bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

1618 — 1700.

I.

Die Deutschen.

1. Ausbruch des dreißigjährigen Krieges.

(1618—1621.)

Wir haben die Geschichte der Europäischen Völker in den beiden vorigen Bänden bis zu dem Anfange dieses weltberühmten Krieges geführt. Er ging von der Empörung der Böhmen gegen den Kaiser Matthias aus, deren Veranlassung und Beginn schon am Schlusse des siebenten Theiles erzählt sind. In mehreren Staaten Europa's, wo man auf die durch Bande der Verwandtschaft und gemeinschaftlichen Staatsvortheils an einander geknüpften Regentenhäuser von Österreich und Spanien mit Furcht oder Eifersucht blickte, sah man diesen Aufstand mit heimlicher Freude ausbrechen. Niemand aber hatte mehr Ursach, den Böhmen einen guten Erfolg zu wünschen, als die protestantischen Fürsten Deutschlands, die, durch tausend jesuitische Neckereien, durch Gegenreformationen und manche kaiserliche Willkühr aufgeregt, fürchteten, daß es darauf angelegt sey, die den Evangelischen zugestandene Religionsfreiheit allmälig immer mehr zu schmälern, und dem Katholicismus das völlige Übergewicht zu verschaffen. Wir wissen aus der früheren Erzählung (Th. VII. S. 439 u. 443) daß mehrere von

ihnen zur Aufrechthaltung ihrer Freiheiten ein Bündniß unter dem Namen der **Union** geschlossen hatten, daß aber auch die wichtigsten katholischen Fürsten in einem weit festeren Gegenbunde standen, den man **Ligue** nannte, und dessen Haupt der kluge und tapfere Herzog Maximilian von Baiern war. Von dieser Ligue hatte sich die Union wahrlich keines Guten zu versehen, wenn sie nicht Beistand erhielt, der stärker war, als ihre eignen Waffen. Diesen nun glaubten sie frohlockend in den wider den Kaiser aufgestandenen Böhmen gefunden zu haben.

Bald nach dem Ausbruch dieses Aufstandes erschien ein Kaiserliches Heer, aber Graf Thurn, das Haupt der Insurgenten, stellte sich ihm mit einem nicht schlechteren gegenüber. Der Regierungsausschuß sandte schnell nach fremder Hülfe, und sogleich traten Schlesien und die Lausitz dem Bunde bei, und die protestantischen Fürsten des nördlichen Deutschlands erlaubten dem Grafen Ernst von Mansfeld, einem unternehmenden Kriegsmanne, der sich bei dieser Gelegenheit etwas versuchen wollte, Truppen in ihren Ländern zu werben. Gegen den Herbst hatte er ein Heer beisammen, und rückte damit in Böhmen ein. Der Winter ging ziemlich unthätig vorüber, aber im Frühling nahm Thurn Mähren in Besitz, und drang in Österreich selbst ein. Mitten unter diesen Unruhen starb Kaiser Matthias zu Wien, den 20. März 1619*).

Sein bestimmter Nachfolger, Ferdinand II., verlor in dieser mißlichen Lage die Besonnenheit nicht. Auch hatte er in dem General Boucquoi einen Feldherrn, auf dessen Klugheit er sich verlassen konnte. Noch war er

---

*) Nach dem neuen Calender, wie alle folgenden Zeitangaben.

nicht zum Kaiser gewählt, und selbst die Nachfolge im Erzherzogthume machten ihm die protestantischen Stände streitig. Die Kühnheit der Letzteren ging so weit, daß sie, während Thurn die Stadt Wien belagerte, eine Gesandtschaft von sechzehn Edelleuten an ihn schickten, die in der entschlossensten Sprache seine Einwilligung in ihre Bewaffnung und in ihren Beitritt zu dem Böhmischen Bunde verlangten. Einer dieser Verwegenen, ein Herr von Evergassing, soll ihn sogar bei den Knöpfen seines Wamses gefaßt, und mit drohender Stimme gefragt haben: ob er bald unterschreiben werde. Nur ein höchst unerwarteter Zufall konnte diesen mißlichen Auftritt für Ferdinand ehrenvoll endigen; es schmetterten nämlich in dem Augenblick Trompeten durch den Schloßhof, welche die Ankunft von fünfhundert Reitern verkündeten, die von Boucquoi abgeschickt und durch das Fischerthor, dessen sich Thurn noch nicht hatte bemächtigen können, in die Stadt gerückt waren. Sie flößten den Abgesandten einen solchen Schreck ein, daß sie sich auf der Stelle beurlaubten. Diesem Glücksfalle folgten mehrere andere. Die Wiener Studenten und funfzehnhundert Bürger bewaffneten sich für Ferdinand, Mansfeld ward in Böhmen geschlagen, und dies nöthigte den Grafen von Thurn, sich von Wien wieder zurückzuziehen. Er that es im Zorn über die Österreichischen Protestanten, auf deren kräftige Unterstützung er vergeblich gerechnet hatte.

Dieser schlimmen Gäste entledigt, trat Ferdinand schnell seine Reise nach Frankfurt an, wohin er die Kurfürsten zur Kaiserwahl beschieden hatte. Zwar hatten die Unirten diese Wahl unter der Hand zu hintertreiben gesucht, allein da Niemand gern der Erste seyn wollte, Österreich feindlich anzugreifen, so schmiegte sich zuletzt

Alles nach Ferdinands Willen. Die Böhmischen Gesandten, die geradezu protestiren wollten, wurden gar nicht vorgelassen. So geschah die Wahl den 28. August und die Krönung den 9. September 1619.

Die Böhmen waren zu weit gegangen, um jetzt nicht auch den äußersten Schritt zu thun. Noch elf Tage vor dem Abschluß der Kaiserwahl (denn die Gesandten waren rasch zurückgekehrt) erklärten sie feierlich, daß Ferdinand „als ein Erbfeind der Gewissensfreiheit und als ein Sklave Spaniens und der Jesuiten, welcher die Böhmische Krone durch verwerfliche Kunstgriffe erschlichen habe", aller Ansprüche auf ihren Thron verlustig sey. Sie bezogen sich dabei auf das freie Wahlrecht der Böhmischen Nation, welches der Österreichische Hof verwarf. Von beiden Seiten konnte man sich auf die Geschichte berufen, da die Böhmische Thronfolge immer in einer gewissen Mitte zwischen Erb- und Wahlrecht gestanden hatte. Doch ohne weitere Rücksicht auf diesen Streit schritten die Böhmen schnell zur Wahl eines neuen Staatsoberhaupts. Unter mehreren dazu in Vorschlag gebrachten Häuptern erhielt die meisten Stimmen Friedrich V., der zwanzigjährige Kurfürst von der Pfalz, ein Schwiegersohn Jakobs I. von England; theils weil man sich von dieser seiner hohen Verbindung kräftigen Schutz versprach, theils weil er selbst für einen edlen und freigebigen Fürsten galt, und bei verschiedenen Gelegenheiten schon einen gewissen emporstrebenden Sinn gezeigt hatte, der den zur Behauptung einer Krone erforderlichen Muth erwarten ließ; auch war er als Besitzer der Oberpfalz den Böhmen nahe. Aber in den beiden ersten Rücksichten hatte man sich verrechnet. König Jakob war, wie wir wissen, ein ängstlicher, wunderlicher Mann, der sogar

aus theologischen Gründen die Erhebung seines Schwiegersohns mißbilligte, und das aufrührerische Benehmen der Böhmen als ein gefährliches Beispiel für andere Unterthanen verabscheute. Und Friedrichs Freigebigkeit war mehr Leichtsinn, sein Stolz nur flüchtige Eitelkeit. Selbst sein Calvinismus schadete ihm bei den Lutherischen Böhmen. Daß er aber ein so mißliches Spiel übernahm, ohne alle Kenntniß des Gegners, ohne die Klugheit, die verschiedenen Häupter der Böhmen zu vereinigen und sämmtlich für sich zu gewinnen, ohne die Gaben eines Heerführers zu besitzen — das mußte ihm schon in den Gemüthern aller Verständigen ein böses Schicksal prophezeien.

So dachte indessen sein Hofprediger Scultetus nicht. Dieser bewies ihm aus der Bibel, daß es seine Pflicht und Gottes Wille sey, die ihm angebotene Krone anzunehmen, damit sie nur einem katholischen Haupte entrissen werde. Auch seine Gemahlin warf ihm Feigheit vor, vermöge welcher er wol Herz gehabt habe, um eine Königstochter zu freien, nicht aber, selbst sich eine Krone zu erstreiten. Eine Nachricht, daß der tapfere Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, sich mit ihm vereinigen, und den Kaiser in Ungern angreifen wolle erhöhte Friedrichs Muth und Vertrauen, und so nahm er wirklich das Scepter an. Am 25. October 1619 ward er zu Prag gekrönt, worauf auch Mähren und Schlesien ihm huldigten.

Der neue Kaiser sprach dagegen auf seinem Rückwege von Frankfurt bei seinem Jugendfreunde, dem klugen Herzoge Maximilian von Baiern, in München ein. Die Freundschaft dieses Mannes, der nicht nur das Haupt der Ligue, sondern auch für sich selbst einer der

bedeutendsten Reichsfürsten war, mußte ihm billig vor allen Dingen wichtig seyn. Der vorsichtige Maximilian weigerte sich lange, sich vorwitzig in weitläufige Händel zu mischen, die ihn nicht nahe angingen; aber als er endlich, von Ferdinand überredet, das Wort von sich gegeben hatte, handelte er auch mit unermüdbarem Eifer demselben getreu, und ihm verdankte der Kaiser den größten Theil der mancherlei guten Wendungen, die das Glück in dem nachfolgenden Kriege für ihn nahm.

In Madrid versuchte der Kaiserliche Botschafter bei Philipp III. seine Beredtsamkeit. Auch dieser wollte lange nichts von einem Kriege in Deutschland wissen; nur die gräßliche Vorstellung von dem Überhandnehmen des Lutherthums in diesem gottlosen Lande machte zuletzt einen solchen Eindruck auf ihn, daß er darein willigte, dem Kaiser Hülfe aus den Niederlanden zu senden. Nach einiger Zeit ward der Befehl dazu an den uns schon aus dem vorigen Bande bekannten Marquis Spinola ausgefertigt.

Aber auch die Gegenpartei war nicht müßig. Der neue Böhmenkönig Friedrich zog von Prag nach Nürnberg, wo eine Versammlung der Unirten ausgeschrieben war, und lud sie zu seinem Beistand ein. Allein da jeder gern so lange als möglich aus dem Spiele zu bleiben wünschte, so fehlte es den guten Leuten an Ausflüchten nicht. Ja anstatt ihm neue Geldbeiträge zu bewilligen, legten sie ihm vielmehr eine Menge alter Rechnungen vor, die sie erst bezahlt wissen wollten; so daß von diesen kleinmüthigen, in ihren Interessen so sehr getheilten Fürsten wenig Hülfe zu erwarten war. Nichts desto weniger hörten sie nicht auf, sich unter einander zu besprechen, um auf allen Fall auf einen Angriff des

Kaisers oder der Ligue gefaßt zu seyn, welche letztere Maximilian von Baiern immer kräftiger verstärkte, indeß noch ein anderer Bund von dem thätigen Kurfürsten von Mainz ausging, welcher aus eigener Bewegung Köln und Hessen-Darmstadt, ja selbst den Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, zu Mühlhausen zu dem Versprechen bewog, im Fall der Noth dem Kaiser beizustehen. Bei dem Letztern gesellte sich jetzt zu dem Religionshasse, welcher zwischen dem Lutherischen Hofe zu Dresden und dem reformirten zu Heidelberg obwaltete, der Neid über die erlangte Königskrone. Es verdroß ihn, wenn auch bloß um des Ruhmes willen, daß die Böhmen nicht ihn statt des Pfälzers gewählt hatten, und sein Hofprediger Hoe von Hohenegg, einer der heftigsten Eiferer wider die Reformirten, fachte seinen Glaubenshaß so stark an, als er konnte. Hoe ärgerte sich über die Calvinistischen Brandfüchse, wie er sie nannte, noch mehr als zuvor, seitdem sie so glücklich geworden waren. In einem Briefe, den die Böhmen auffingen und, mit beißenden Anmerkungen begleitet, herausgaben, schrieb er: „O wie Schad, o wie großer Schad um soviel edle Länder, daß sie alle dem Calvinismo in den Rachen sollen gesteckt werden! Vom Occidentalischen Antichrist sich losreißen, und den Orientalischen dafür bekommen, ist in Wahrheit ein schlechter Vortheil!" Wirklich überwog bei dem Kurfürsten, wie damals bei vielen Lutheranern, der Haß wider die Reformirten den wider die Katholiken, und Sachsen, die Wiege des Protestantismus, verband sich wider Protestanten mit Ferdinand II., der den evangelischen Glauben in seinen Steiermärkischen Erblanden ausgerottet hatte.

Über allen diesen Unterhandlungen war viele Zeit

verstrichen. Ferdinand, nun seiner Überlegenheit gewiß, ließ Schreiben an Friedrich und an die Deutschen Fürsten ergehen, jenem befehlend, der Böhmischen Krone zu entsagen, diesen, keine Werbungen in ihren Ländern zu gestatten. Keines von beiden Geboten ward befolgt; vielmehr eilten die Unirten, die aus den in allen Weltgegenden sich zusammenziehenden Wolken einen nahen Sturm besorgten, sich, so gut sie konnten, zu schützen. Der Markgraf Joachim Ernst von Anspach warb als ihr Feldherr ein mäßiges Heer, und zog sich damit in die Nähe von Ulm, um den gefürchteten Herzog von Baiern besser beobachten zu können. Dieser sah ihre Bewaffnung als eine Ausforderung an, und rückte im Frühling 1620 mit seinen längst gesammelten ligistischen Truppen ins offene Feld.

Aller Augen waren jetzt voller Erwartung auf den Schwäbischen Kreis gerichtet. Hier, glaubte man, würde sich die schwere Gewitterwolke zuerst entladen. Eben drohte auch von den Niederlanden herab der Spanische Feldherr Spinola mit 24,000 Mann in die Rheinpfalz zu ziehen, um an Friedrich die Execution zu vollstrecken. Aber zu allgemeiner Verwunderung blieb Alles ruhig; Maximilian unterhandelte mit den Häuptern der Union in Ulm, der Französische Hof — der damals die Unterstützung, welche die obsiegenden Reformirten den Hugenotten gewähren dürften, mehr fürchten zu müssen glaubte, als die Befestigung der Österreichischen Macht — vermittelte, und rieth den Unirten zum Vergleich; sie selbst, arm an Hülfsmitteln, den Krieg zu führen, uneins unter einander, geschreckt von Spinola, von Sachsen, von Baiern und vom Kaiser, wenig vertrauend auf Böhmen und Siebenbürgen, waren in gerechter Furcht,

von dem Löwen, den sie reizen wollten, verschlungen zu werden. So kam es denn am 3. Juli 1620 zu Ulm zu einem Vertrage zwischen der Union und der Ligue, des Inhalts, daß ein vollkommener Friede zwischen beiden Bündnissen bestehen, und kein Theil dem andern den Durchzug seiner Truppen verweigern solle; die Böhmischen Angelegenheiten aber sollten von diesem Vergleiche gänzlich ausgeschlossen seyn.

Dieser letzte Punct war ein unermeßlicher Vortheil für den Kaiser. Sein treuer Bundesbruder Maximilian eilte mit dem gegen die Union versammelt gewesenen Heere zuerst nach Oberösterreich, wo der protestantische Adel noch immer in Gährung war, und seinem Landesherrn trotzte. Wie ein Sturm überfiel er die Stände, und durch seine bloße Erscheinung brachte er sie zum Gehorsam. Sie mußten ihm, als Stellvertreter des Kaisers, huldigen, auf den Bund mit Böhmen verzichten, und ihre Truppen zu dem ligistischen Heere stellen. Um dieselbe Zeit kam Boucquoi aus Ungern, wo er den Bethlen Gabor gezüchtigt hatte. Maximilian vereinigte sich mit ihm, und nun ging es rasch gegen die Böhmen. Um dieselbe Zeit brach der Kurfürst von Sachsen als Kaiserlicher Commissarius im Norden ein, und besetzte nach kurzem Kampfe die ganze Lausitz. In diesen Tagen der Gefahr fand Friedrich bei dem Volke, das ihn zum Herrscher erhoben hatte, die Willenskraft und Entschlossenheit nicht, die nöthig gewesen wären, ihn darauf zu erhalten, und die man von einer für ihren Glauben und ihre politische Gesinnung begeisterten Partei hätte erwarten dürfen, aber er selbst hatte sich bei den Böhmen um Ansehn und Liebe gebracht. Sein Hang zum Wohlleben, seine Sorglosigkeit, seine Zurücksetzung inländi-

scher Feldherren und Rathgeber, sein unklug vertheidigter Calvinismus, hatte ihm alle Gemüther abwendig gemacht; die Truppen, die nicht besoldet wurden, hatten schon seit einem Jahre das Volk gedrückt und ausgesogen, und die Landleute, aus welchen die Kriegsmacht zum Theil hervorgehen sollte, sogar in Waffen wider sich gebracht. Diese Stimmung des Volkes machte dem entschlossenen Gegner leichtes Spiel.

Als die Vereinigung Maximilians und Boucquoi's geschehen war, hatte sich der Böhmische Heerhaufe, der noch in Österreich stand, nach Mähren gezogen, und der bedächtige Boucquoi wollte ihm dahin folgen. Maximilian hingegen drang auf eine entscheidende Unternehmung. „Der Plan der Böhmen, sagte er, ist, uns durch Hin- und Herziehn aufzureiben. Mangel und Hunger drohen uns, und schon herrschen Krankheiten unter unseren Truppen. Gehen wir daher auf Prag los! Prag ist das Herz Böhmens; erobern wir dieses, so haben wir Böhmen erobert" *). Seine Meinung drang durch, und dies entschied den Feldzug. Am 7. November langte das Heer in der Nähe der Hauptstadt an, und am folgenden Morgen besetzten die Böhmen, welche bisher unter steten Gefechten neben ihren Feinden hergezogen waren, den weißen Berg bei Prag. Hier stellte sie ihr Anführer, Fürst Christian von Anhalt, in Schlachtordnung. Kaum ein und zwanzigtausend Mann waren sie stark, während ihre Feinde fast noch einmal so viel Truppen zählten, doch würde die treffliche Stellung für die geringere Zahl ein Ersatz gewesen seyn, wenn nicht bei der Mehrzahl des Böhmischen Heeres Ordnung, Einig-

*) Wolfs Geschichte Maximilians I., fortges. von Breyer, Bd. IV. S. 428.

keit und Gehorsam gefehlt hätten. Wiederum waren die Feldherren der Katholischen getheilter Meinung, der zaudernde Boucquoi wollte den Angriff verschoben wissen, Maximilian beharrte auf nachdrucksvoller Geschwindigkeit. Da trat der Pater Dominicus de Jesu Maria, ein Spanischer Carmelitermönch, der im Rufe eines heiligen Wunderthäters stand, und das Heer begleitete, um den Muth der Streiter zu beleben, unter die Hadernden. „Söhne der Kirche, sprach er, ist es jetzt Zeit zu zweifeln, zu zaudern? Jetzt, da der Herr seine und eure Feinde in eure Hände gegeben hat, sollten wir sie nicht angreifen?“ Seine Rede gab den Ausschlag, und so erfolgte noch am Mittage desselben Tages (8. Nov.) jene berühmte Schlacht, die in einer Stunde von den Katholischen gewonnen ward, und das Schicksal Böhmens und Friedrichs entschied. Viertausend vom Böhmischen Heere blieben auf dem Platze; das ganze Geschütz (in allem nur zehn Stücke) nebst hundert Fahnen fielen in die Hände der Sieger. Es war gerade an einem Sonntage, und zwar, durch ein seltsames Zusammentreffen, an dem, an welchem in den Kirchen über die Worte: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, gepredigt wird.

König Friedrich, der am Abend vorher aus dem Feldlager zurückgekehrt war, hatte eben an der Tafel gesessen, als die Nachricht von dem Beginn der Schlacht gekommen war. Er war sogleich auf den Wall geeilt, und hatte von dort das schreckliche Gewirr und die Flucht der Seinen gesehen. Maximilian forderte ihn auf, sich binnen acht Stunden zu erklären, ob er auf seine angemaßte Würde Verzicht thun wolle. Statt der Antwort entfloh er am andern Morgen mit dem Fürsten von An-

halt und den Grafen von Hohenlohe und Thurn nach Breslau, und noch an demselben Tage hielt Maximilian seinen Einzug in Prag. Friedrichs Begleiter beschworen ihn, noch nicht alle Hoffnung aufzugeben, sondern sich in Glaz zu werfen, von wo aus er dem Feinde noch lange trotzen könne: vergebens; dieser erste Schlag hatte ihm so sehr alle Besonnenheit und Selbständigkeit geraubt, daß er sich lieber dem allerunsichersten und schimpflichsten Schicksale Preis geben, als noch etwas Männliches wagen wollte. Von Breslau floh er nach Berlin, und von da nach Holland, wo er auf seines Schwiegervaters Kosten lebte. Der Kaiser schleuderte ihm eine Achtserklärung nach (22. Jan. 1621), in welche auch Christian von Anhalt, die Grafen von Hohenlohe und Thurn, und der Markgraf Johann George von Brandenburg-Jägerndorf *) mit inbegriffen waren, welcher letztere Schlesien noch eine Zeitlang gegen den eindringenden Kurfürsten von Sachsen vertheidigt hatte.

Die ganze katholische Christenheit vernahm die Nachricht von der Prager Schlacht mit lautem Jubel. Für den Kaiser war der Vortheil derselben unbeschreiblich. Böhmen, Mähren und Schlesien unterwarfen sich ihm wieder, die Jesuiten kehrten triumphirend zurück. Nur der tapfere Mansfeld hielt sich noch in Pilsen, und man konnte jetzt nichts gegen ihn unternehmen, weil Boucquoi in Ungern gegen den unruhigen Bethlen gar zu nöthig gebraucht ward. Als er sich aber entfernte, ward Pilsen von der Besatzung für eine Geldsumme übergeben. Der Union entsank aller Muth, zumal da nun auch Spinola

*) Jägerndorf war früher von der fränkischen Linie des Brandenburgischen Hauses erkauft worden, und dann an diesen Fürsten, einen Bruder des Kurfürsten Johann Sigismund, übergegangen.

aus den Niederlanden eingetroffen war. Sie unterhandelte mit diesem zu Mainz, und trennte sich endlich völlig (12. Apr. 1621). Die schöne Pfalz war nun in Spanischen Händen.

In Prag war länger als drei Monate nach der Schlacht alles so still geblieben, daß die Böhmen schon in der größten Sorglosigkeit waren. Aber plötzlich wurden acht und vierzig der vornehmsten Häupter des Aufstandes ins Gefängniß geworfen; man machte ihnen den Proceß, und sieben und zwanzig derselben, die zu den kräftigsten und talentvollsten Männern gehörten, wurden öffentlich auf eine barbarische Weise hingerichtet. Unter diesen war auch der Rector der Universität, Johann Jessenius. Hierauf wurden alle Landsassen aufgefordert, sich selbst anzuklagen, wenn sie Verzeihung erhalten wollten. Fast der ganze Adel des Landes, siebenhundert und acht und zwanzig Barone und Ritter erschienen auf dieses Wort, und wurden dafür entweder ihres ganzen Vermögens oder doch eines bedeutenden Theiles desselben beraubt. Der protestantische Gottesdienst ward aufs strengste untersagt, und alle Prediger der neuen Lehre mußten innerhalb dreier Tage das Land räumen. Den Bürgern, welche nicht gutwillig katholisch werden wollten, wurden zwanzig bis dreißig Soldaten ins Haus gelegt. Keine Mißhandlung ward gespart, diesen Zweck zu erreichen. Über dreißigtausend Familien verließen damals Böhmen, unter ihnen hundert fünf und achtzig alte Geschlechter. Ferdinand ließ sich die Privilegien der Böhmen bringen, riß eigenhändig das große Siegel vom Majestätsbriefe ab, und zerschnitt die Unterschriften. Auf diese Weise ward den Böhmen der alte Trotz gebrochen, aber auch ihr emporstrebender Sinn gelähmt, der Cul-

tur, der freien Entfaltung und den geistigen Fortschritten des Landes von dem eignen Herrscher eine tiefe Wunde geschlagen.

---

2. Ausbreitung des Krieges in Deutschland.

(1621—1624.)

So war Böhmen zur Ruhe gebracht, aber Deutschland war es nicht. Spinola hatte mit seinen Spanischen Truppen die Pfalz in Besitz genommen, und weit über ihre Grenzen hinaus Furcht und Schrecken verbreitet. Auch wurde Friedrichs V. Sache noch verfochten von Ernst von Mansfeld (Thurn und der Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf waren zu Bethlen gegangen), einem Krieger, ähnlich jenem Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, den wir im siebenten Theile (S. 402) kennen gelernt haben. Ohne eine Spanne Landes zu besitzen, warf er sich aus eignem Triebe zur Geißel des Kaisers und der Ligue, und zum Rächer der bedroheten Protestanten auf. Seine kräftige Natur, sein angebornes Heerführertalent, und der Ruf von seiner Freigebigkeit gegen die Soldaten, denen er sich in Nothfällen in allen Arbeiten und Entbehrungen gleich setzte, erwarben ihm überall Anhänger; denn jeder rüstige und arme Kerl, der in jenen schweren Zeiten vom Raube zu leben suchte, hoffte sein Handwerk unter dem Schutz einer solchen Menge und eines so tapfern und kühnen Hauptes am sichersten und recht im Großen treiben zu können. Denn da es bei einem solchen Heere an regelmäßigem Unterhalt und sehr häufig auch am Solde fehlte, lebte es wie eine Räuberbande von der Beute. Doch gilt dies nicht

von Mansfelds Heer allein, sondern die Kaiserlichen und ligistischen Truppen haus'ten in Feindes Landen nicht besser.

Als Böhmens Schicksal entschieden war, zog sich Mansfeld nach der Oberpfalz, und schlug hier neue Werbeplätze auf, indem er erklärte, daß er von dem Pfalzgrafen Friedrich bevollmächtigt sey, dessen Sache gegen den Kaiser zu führen. Auch theilte er Handgelder (vermuthlich geheime Unterstützungen aus England oder Dänemark) unter die sich meldenden Soldaten aus. Nicht stark genug, um dem Herzog von Baiern, der auf ihn losging, und ihm Amberg entriß, die Spitze zu bieten, ging er nach Franken, und drückte die Bisthümer Bamberg, Würzburg und Eichstädt mit schrecklichen Brandschatzungen. Um Zeit zu gewinnen, unterhandelte er zum Schein mit der Ligue, aber wenn man bald mit ihm zu Ende gekommen zu seyn glaubte, so zeigte sichs, daß er sie und den Kaiser nur geäfft hatte. Als darauf ein ligistisches Heer unter der Anführung des Grafen von Tilly, eines ausgezeichneten Feldherrn, ihn auch aus Franken verjagte, schlug er sein Quartier in Mainz, Speier und den Bisthümern am Rhein auf, die er mit unbarmherziger Härte drückte. Doch auch hierher verfolgte ihn Tilly bald, und nun setzte er über den Rhein, und warf sich in den schönen blühenden Elsaß, um sich Geld und Unterhalt zu verschaffen. Dies that er auf gewohnte Weise. Der Stadt Hagenau allein preßte er hunderttausend Gulden ab. Hierauf wandte er sich gegen Elsaß-Zabern, der Hauptstadt des Bisthums Straßburg, in dessen Besitz damals der Erzherzog Leopold, der uns aus der Geschichte Rudolfs II. schon bekannte Bruder des Kaisers Ferdinand, war. Doch die Besaz-

zung vertheidigte sich so tapfer, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Dagegen kamen das platte Land und die Klöster desto schlimmer weg. Dem Pfalzgrafen wuchs allmälig selbst wieder der Muth, so daß er Holland verließ, und sich verkleidet in des Grafen Lager schlich. Mansfeld ging mit ihm bei Germersheim über den Rhein, und schlug Tilly durch rasche Benutzung der Lage in einem Treffen bei Wisloch (29. April 1622).

Der Verdruß über die Auflösung der Union und die Theilnahme, welche Friedrichs Schicksal erregte, erweckten dem unglücklichen Pfalzgrafen noch einige andere Vertheidiger. Zuerst erwachte in dem Markgrafen George Friedrich von Baden-Durlach die Begierde, unter den freiwilligen Verfechtern Friedrichs mit genannt zu werden, und es dem Grafen von Mansfeld an kriegerischem Ruhme gleich zu thun. Lange schon hatte er im Stillen eine Summe Geldes zu solcher Unternehmung gesammelt, Geschütz gießen lassen, und Kriegsvorräthe aller Art aufgekauft. Nun warb er auch rasch ein Heer, rief seine Stände zusammen, trat sein Land feierlich seinem Sohne ab, und brach dann nach der Pfalz auf, um sich mit Mansfeld zu vereinigen. Tilly erschrak über diese Verbindung nicht wenig; er zog sich nach Heilbronn zurück, das ihm nicht einmal die Thore öffnete, und wollte ihre weiteren Schritte erwarten. Allein er schöpfte bald Athem, als er die verbündeten Heere sich wieder trennen sah. Entweder nämlich hatten die beiden Feldherren nicht in Einem Kriegesrathe, oder die beiden Räuberschaaren nicht auf Einem Boden Raum. Der Markgraf wandte sich gegen Wimpfen, und hier erreichte ihn Tilly, der lange auf diese Trennung geharrt hatte, und schlug ihn

völlig aufs Haupt (6. Mai 1622). Einige Pulverkarren im Badenschen Zuge, welche Feuer fingen, vermehrten die Verwirrung. Das Heer des Markgrafen ward fast gänzlich vernichtet.

Aber kaum hatte er den Schauplatz verlassen, so trat schon wieder ein anderer Krieger für Friedrichs Sache auf, den das Glück besser begünstigte. Dies war der Herzog Christian, Administrator des Bisthums Halberstadt, des regierenden Herzogs von Braunschweig Bruder, ein junger Mann von Mansfelds Kraft und Feldherrngaben. Er hatte vorher als Rittmeister in Holländischen Diensten gestanden und dort den flüchtigen Pfalzgrafen kennen gelernt. Man sagt, ein persönliches Interesse für dessen Gemahlin habe ihn zunächst zu dem kühnen Entschlusse begeistert, sich, wie Mansfeld, von freien Stücken zum offenen Feind des Kaisers aufzuwerfen. Auch er ging zunächst nur darauf aus, die geistlichen Stifter und die Länder der Ligue auszuplündern, und den Katholischen, die er von Grund der Seele haßte, allen ersinnlichen Schaden zu thun. Was also kein einziger Landesfürst für seine Religion und seine Freiheit gewagt hatte, das wagten drei länderlose Herren, die sich als solche um die Sache eigentlich nicht zu kümmern hatten. Aber freilich, sie hatten im schlimmsten Falle auch nichts zu verlieren.

Herzog Christian schlug seine Werbeplätze im Braunschweigischen auf. In Kurzem hatte auch er über zwanzigtausend Mann unter seinen Fahnen, die schon in Freundeslande so hauseten, daß sein eigener Bruder in Verbindung mit einigen Nachbarfürsten sie aus dem Lande jagen mußte. Er wollte mit ihnen nach der Pfalz, und kam auch bis zu dem Mainzischen Städtchen Amöneburg,

das er ausplünderte; aber nun drängten ihn die Spanier, und nöthigten ihn, einen Zug in die Westphälischen Bisthümer zu machen. In diesen blühenden, lange nicht vom Kriege heimgesuchten Gegenden gab es unermeßliche Beute. In der Hauptkirche zu Paderborn fand er unter andern die Bildsäulen der zwölf Apostel von gediegenem Silber, die er mit der scherzhaften Erinnerung, daß ihr Auftrag nicht sey, still zu stehen, sondern in alle Welt zu gehen, in die Münze schickte. Den daraus geprägten Thalern ließ er die Inschrift geben: Gottes Freund, der Pfaffen Feind.

So gestärkt versuchte er zum zweiten Male einen Durchbruch in die Pfalz, allein bei Höchst griff ihn Tilly (19. Jun.) mit solchem Erfolge an, daß er sein ganzes Fußvolk einbüßte. Nur mit der Reiterei entkam er, und langte glücklich bei Mansfeld an. Da Beide sich aber gegen Tilly nicht länger auf dem rechten Rheinufer halten zu können glaubten, so zogen sie wieder hinüber, und verwüsteten den Elsaß zum zweiten Male fürchterlich. Noch war der Pfalzgraf bei ihnen; da aber England, Dänemark und Sachsen noch immer seinetwegen mit dem Kaiser unterhandelten, und dieser vor allem andern die Abdankung jener beiden Landverwüster forderte, so erklärte er öffentlich, daß er sich von ihnen lossage, und ging nach Holland zurück. Es versteht sich, daß Mansfeld und Christian sich daran gar nicht kehrten; sie schalteten am Rheine nach wie vor, wandten sich dann nach Lothringen und an die Französischen Gränzen, und verbreiteten Schrecken bis nach Paris hin. Bald unterhandelten sie mit Tilly, bald stellten sie sich, als wollten sie den Hugenotten in Frankreich zu Hülfe ziehen, um jenen Feldherrn nur hinzuhalten und irre zu

machen. Zuletzt riefen die Holländer sie in die Spanischen Niederlande, und so hatte Deutschland etwa ein halbes Jahr vor ihnen Ruhe. Tilly und die Spanier setzten sich darauf völlig in der Pfalz fest, bei welcher Gelegenheit sich der Papst Gregor XV. vom Herzog von Baiern die vortreffliche Heidelbergische, größtentheils aus den seltensten Handschriften bestehende Bibliothek ausbat, die der großen Vaticanischen einverleibt wurde. Erst in unseren Tagen hat Heidelberg einen Theil dieser Schätze zurückerhalten.

Ferdinand II. wagte jetzt einen Schritt, der die Freunde Friedrichs aufs äußerste reizen mußte, wenn sie noch nicht gereizt waren. Es war mit Maximilian von Baiern längst insgeheim abgemacht, daß dieser für seine treuen Dienste des gestürzten Friedrich Kurwürde haben sollte. Dieses Versprechen zurückzunehmen, wäre sehr gefährlich gewesen, aber auch schon aus Wohlwollen gegen des Herzogs noch lebenden Vater Wilhelm V. *), unter dessen Augen Ferdinand als Jüngling aufgewachsen war, eilte er, es zu erfüllen. Zu dem Ende lud er zu Anfang des Jahres 1623 die Kur- und anderen Fürsten zu einem Fürstentage nach Regensburg ein, und begab sich selbst dahin. Nachdem er lange vergebens auf die persönliche Ankunft der Hauptglieder gewartet hatte, eröffnete er seinen Vortrag so schlau als möglich, fand aber nirgends Eingang, als bei den Katholischen; besonders legten Brandenburg, Sachsen und Hessen ernstliche Protestationen ein. Da aber diese nicht selbst zugegen waren, so wagte er's keck, trotz allen Gegenvorstellungen, durchzugreifen, und aus eigner Machtvollkommenheit die

*) Er hatte 1597 die Regierung niedergelegt und sie seinem Sohne übergeben.

förmliche Belehnung mit der Kur an Maximilian zu vollziehen (13. Febr. 1623). Die Unzufriedenheit mit dem Kaiser wurde dadurch noch größer, daß er ganz gegen sein, Sachsen gegebenes Wort nicht nur in seinen Erblanden den Lutherischen Glauben mit Gewalt ausrottete, sondern auch Tilly's Erpressungen im Reiche ungeahndet geschehen ließ; besonders aber dadurch, daß er auf eine schändliche Art mit Hülfe sachverständiger Juden den Gehalt der Münze so arg verringerte, daß dadurch eine gänzliche Stockung alles Kaufs und Gewerbes entstand. Sogar aus Kanonen wurde Geld geschlagen. Man nannte dies Unwesen das Kippen und Wippen. Die dadurch verursachte Noth wurde so groß, daß demselben schon 1625 wieder gesteuert werden mußte; aber dagegen verbreitete sich bei den Heeren die Pest allgemein, welche den ganzen Krieg hindurch gewüthet zu haben scheint.

Um doch wenigstens Sachsen zu besänftigen, bewilligte Ferdinand dem Kurfürsten vorläufig den unterpfändlichen Besitz der Lausitz, zur Entschädigung für die gehabten Kriegskosten, und machte ihn dadurch so geschmeidig, daß er nun auch willig die Baiersche Kurwürde anerkannte.

Da Tilly fortwährend im Felde blieb, so kamen auch dessen nie ruhende Feinde Mansfeld und Christian aus den Niederlanden wieder zum Vorschein. Diesmal trennten sie sich; Mansfeld hausete in Ostfriesland, Christian aber ging nach Niedersachsen, wo er, auf Betrieb seines Bruders, von den Ständen dieses Kreises als Kreisoberst in Dienst genommen wurde. Dort nämlich befanden sich die vorzüglichsten Bisthümer, als Magdeburg, Bremen, Halberstadt u. a. m. in den Händen protestantischer Prinzen, welche von den Capiteln als

Bischöfe gewählt worden waren, und Administratoren genannt wurden. Daher die Furcht, daß der Kaiser nunmehr dahin streben werde, den geistlichen Vorbehalt (Th. VII. S. 407) auch in diesen Gegenden, wo der Protestantismus vorherrschte, wieder geltend zu machen. Diese Bestallung hinderte jedoch Christian nicht, seine eigenen Pläne zu verfolgen. Man sagt, er habe den Winter zuvor im Haag der jungen Pfalzgräfin sein Wort gegeben, ihrem Gemahl die Böhmische Krone wiederzuverschaffen; auch führte er nach ritterlicher Sitte ein Unterpfand ihrer Freundschaft bei sich, einen Handschuh, den er auf seinen Hut geheftet trug, und seine Fahnen führten die Inschrift: Tout pour Dieu et pour Elle. Sein Plan war diesmal, mit zwanzigtausend Mann, die er zusammengebracht hatte, geraden Weges in Böhmen einzudringen, sich vor den Thoren Prags mit Bethlen Gabor zu vereinigen, und den Pfalzgrafen Friedrich wieder auf den Thron zu setzen. Zugleich bot Graf Thurn Alles auf, um die Türken zum Beitritt zu bewegen, wiewol vergeblich. Bethlen hingegen drang von seiner Seite mit einem furchtbaren Haufen glücklich bis an die Mährische Grenze vor, allein da er von Christian nichts vernahm, hielt er hier inne. Dieser hatte nämlich von Sachsen den freien Durchmarsch nicht erlangen können; dazu war Tilly, der seine Truppen im Hessischen hatte überwintern lassen, ihm so nahe gerückt, daß er's für das rathsamste hielt, nach Westphalen zu gehen, und sich mit Mansfeld zu vereinigen. Allein er kam nicht weit; Tilly erreichte ihn am 6. August 1623 bei Stadtloo, zwang ihn zum Stehen, und zerstreute nach einer dreitägigen mörderischen Schlacht sein Heer völlig. Mansfeld, der nur schwach war, und auf Christians Hülfe

sehr gerechnet hatte, getraute sich nun nicht länger, sich gegen den immer weiter vorrückenden Tilly zu halten; er entließ also seine Soldaten, beschied einige mit Laufpässen an andere Sammelplätze, und rieth Anderen, in den Niederlanden Dienste zu suchen. Er selbst begab sich hierauf an den Hof zu London, und Christian ging nach Paris, um dort kräftigern Beistand zu suchen.

Hier ist also abermals ein Ruhepunct in der Geschichte dieses Krieges. Die Katholischen triumphirten, und zur noch größern Freude des Kaisers ging auch der unruhige Bethlen Gabor 1624 aufs Neue einen Frieden ein.

---

3. Dänemarks Einmischung und Wallensteins Auftritt.

(1625—1627.)

Da jetzt kein Feind mehr in Deutschland vorhanden war, und der Friede sehnlichst gewünscht wurde, so hätte der Kaiser es ganz in seiner Gewalt gehabt, das Reich wieder zu beruhigen. Er hätte Tilly nur zurückrufen dürfen, der mit seinen räuberischen Schaaren die Länder am Rhein, Main und an der Fulda mit Härte drückte. Daß Ferdinand ihn nicht zurückrief, mußte wol mit Recht die protestantischen Fürsten des nördlichen Deutschlands auf den Argwohn bringen, der Kaiser wolle die Gelegenheit benutzen, den Protestantismus so viel als möglich zu unterdrücken, und zugleich das so sehr gesunkene Ansehn des Reichsoberhauptes wieder emporzubringen. Man wußte ohnehin, daß Ferdinand vor einem Marienbilde das Gelübde gethan hatte, so weit sein

Arm reiche, die Ketzer in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen, und daß die Jesuiten ihm unaufhörlich ins Ohr raunten, es sey kein besseres Mittel, die kaiserliche Macht zu verstärken, als wenn man die Protestanten unterjoche und ihren Glauben ausrotte.

Da nun alle in Wien eingelegten Bitten, das Reich von jenen plündernden Horden zu befreien, unter leeren Ausflüchten verweigert wurden, so entschlossen sich nun die Stände des Niedersächsischen Kreises, sich ernsthaft zu rüsten, um im Nothfalle Gewalt mit Gewalt vertreiben zu können. Mansfeld hatte den König Jakob I. von England glücklich dahin gebracht, daß er sich endlich zu einer kräftigern Unterstützung seines Schwiegersohns entschloß; auch die Holländer sagten ihre Hülfe zu, und der tapfere Schwedenkönig Gustav Adolf (Karls IX. Sohn und Nachfolger) that besonders so annehmliche Vorschläge, daß man sich keinen bessern Helfer wünschen konnte. Aber dadurch entzündete er nur den Neid seines Nachbars, des ehrsüchtigen Königs Christian IV. von Dänemark (Siehe Th. VIII.), der als Herzog von Holstein das nächste Recht zu der Ehre zu haben glaubte, das Haupt der verbündeten Fürsten zu werden. Seine Äußerungen über Gustavs Einmischung in die Deutschen Händel waren so beleidigend, daß der letztere sich dadurch bewegen ließ, seine Hand wieder abzuziehen, und die Deutschen Protestanten ihrem Schicksal zu überlassen.

Anfangs zwar schienen diese darunter nicht viel zu leiden. Der König von Dänemark stellte ein ansehnliches Heer ins Feld; Mansfeld und Christian von Braunschweig fingen nach ihrer Rückkehr gleichfalls, jeder für sich, zu werben an, theilten Englisches Geld aus, und nannten sich Englische Generale. Auf einem Kreistage

zu Lauenburg verbündeten sich sämmtliche Niedersächsische Stände mit ihnen, und wählten den König Christian zu ihrem Kreisobersten. Noch vor Anfang des Sommers 1625 standen die Heere schon im Felde. Allein noch ehe ein Streich geschehen war, spielte der heillose Geist der Eifersucht, der bei Verbindungen dieser Art selten ruht, schon seine geheimen Spiele. Mancher bereuete schon, daß er sich in diese Gemeinschaft eingelassen; Christian hatte nicht jene Schrecken und Vertrauen zugleich erregenden Eigenschaften, die dem Herrscher nöthig sind; die Unterthanen murrten über die Einquartirung, und ein unglücklicher Sturz des Königs mit dem Pferde von dem Walle um Hameln herab, den er besehen wollte, (21. Jul. 1625) diente dem Aberglauben zu einer niederschlagenden Vorbedeutung, zumal da die daraus erfolgte Beschädigung den Rückzug des Königs nach Verden nöthig machte, den Tilly sogleich benutzte, um in Hameln einzurücken.

Dieser Feldherr hatte den Rüstungen der Niedersachsen lange zugesehen, und sie mehrmals auf das nachdrücklichste — wiewol vergeblich — zur Einstellung derselben ermahnt. Jetzt glaubte er die Gestalt des Rächers um so ernstlicher annehmen zu müssen, und so überzog er denn die Ufer der Weser mit der fürchterlichsten Verheerung. Aber so arg er auch brannte, plünderte und mordete, so war er doch für diese Länder nur eine gelinde Zuchtruthe gegen eine andere, weit zerfleischendere Geißel, die sich ihnen jetzt näherte, als Ferdinand ein neues Heer gegen sie aussandte.

So groß nämlich die Vortheile waren, die der bisherige Lauf des Krieges dem Kaiser verschafft hatte, so waren sie doch größtentheils nicht durch seine, sondern

durch die Waffen der Ligue erkämpft. Ob die Kräfte derselben bei einer weitern Verwickelung der Angelegenheiten hinreichen würden, den Sieg zu fesseln, war zweifelhaft, und auch in diesem Falle mußte es dem Kaiser eben so unangenehm seyn, als bedenklich scheinen, die Lenkung der Geschicke Deutschlands immer mehr in die Hände Maximilians übergehen zu sehen. Aus beiden Rücksichten war die Aufstellung eines eignen, kaiserlichen Heeres höchst wünschenswerth; aber wie sollte das zur Ausrüstung erforderliche Geld aufgebracht werden? Alle Räthe des Kaisers wußten dazu kein Mittel aufzufinden. Da plötzlich erstand ihm ein Helfer, wie er ihn nimmer hätte erwarten können; ein Helfer, der nicht nur versprach, wenn man ihn schalten lasse, ganz Deutschland vor dem kaiserlichen Namen zittern zu machen, sondern der auch Wort hielt. Dies war der berühmte Albrecht von Wallenstein *), eine von jenen außerordentlichen Naturen, die eine Lust daran finden, Pläne und Unternehmungen zu vollführen, welche den gewöhnlichen Lauf der Dinge weit überflügeln.

Früh hatte sich schon in dem Knaben dieser Feuergeist durch eine unbändige Wildheit angekündigt. Weder sein Vater, noch ein Lutherischer Prediger, dem seine erste Erziehung anvertraut gewesen, noch die Lehrer der Stadtschule zu Goldberg in Schlesien, die er bis in sein siebzehntes Jahr besucht, hatten seinen unbeugsamen Starrsinn und seine Ausgelassenheit mildern, oder ihm

---

*) Eigentlich Albrecht Wenceslaus Eusebius von Waldstein, geb. zu Prag am 14. September 1583 aus freiherrlichem Geschlechte und von Lutherischen Eltern. Noch jetzt lebt in Böhmen eine gräfliche Familie von Waldstein, Nachkommen seines Vetters Max.

Geschmack an gründlicher Beschäftigung mit den Wissenschaften beibringen können. Auf der Universität Altdorf, die er 1599 bezogen, hatte er sich nur durch Raufereien und Ausschweifungen ausgezeichnet, und der betrübte Vater, der ihn so gern als Doctor der Rechte hätte zurückkehren sehen, war genöthigt gewesen, ihn als Pagen an den Hof des Markgrafen Karl von Burgau zu Insbruck zu bringen. Dieser hatte sein freies, kühnes Wesen lieb gewonnen, und ihn, seinen Wünschen gemäß, nach einigen Jahren mit guter Gelegenheit auf Reisen geschickt. Hier hatte der junge Mann mit offnen Augen die Hauptstädte und Höfe Englands, Frankreichs, Spaniens, Hollands und Italiens gemustert, und einen Schatz von trefflichen Erfahrungen gesammelt. Zum Beschlusse dieser langen Wanderung hatte er sich in Padua des Studirens wegen noch eine Zeitlang aufgehalten. Hier gab er sich der Beschäftigung mit der damals so beliebten Astrologie auf das eifrigste hin. Schon in Insbruck hatte er sie kennen gelernt, und ein dort erlebtes wunderbares Geschick hatte ihn früh auf den Gedanken gebracht, er müsse wol zu großen Dingen bestimmt seyn. Eingeschlafen nämlich am offnen Fenster des Schlosses während einer Predigt, war er drei Stock hoch herabgestürzt, ohne sich zu beschädigen. Die Priester am Hofe hatten nicht ermangelt, diese Rettung einem besondern Wunder der Mutter Gottes zuzuschreiben, und dadurch seinen Übertritt zur katholischen Religion bewirkt. In Padua war es ihm dann aus dem Unterrichte des Astrologen Argoli vollends gewiß geworden, daß er unter ganz ungewöhnlichen Sternen geboren sey, die ihm eine besonders hohe Bestimmung weissagten. Erhitzt von solchen Hoffnungen schlug er die Laufbahn ein, die ihm

zum schnellen Ruhme die sicherste dünkte. Er nahm Kriegsdienste unter den Feldherren des Kaisers Rudolf, focht tapfer gegen die Türken, und eine abermalige wunderbare Lebensrettung, die er dem Herzoge von Nevers verdankte, bestätigte ihm aufs Neue die Wahrheit der Gestirne. Ärgerlich auf den bald erfolgenden Frieden, der ihm die Bahn des Ruhms so schnell verschloß, dachte er jetzt auf ein anderes Mittel, sich emporzuheben. Er erwarb sich die Gunst einer alten, sehr reichen Mährischen Wittwe, heirathete sie, und sah sich in Kurzem durch ihren Tod im Besitz eines fürstlichen Vermögens.

Als nun zwischen dem damaligen Erzherzog Ferdinand und den Venetianern ein Krieg ausbrach (1617), spielte der tapfere Edelmann schon eine glänzende Rolle. Er stellte auf eigne Kosten zweihundert Reiter ins Feld, und besoldete sie sechs Monate lang aus seiner Tasche. Seine Wachsamkeit, Klugheit und Tapferkeit, und besonders sein gefälliges Benehmen gegen seine Cameraden erwarben ihm allgemeines Vertrauen. Er lobte die letzteren bei jeder Gelegenheit, sprach wenig von sich, lebte prächtig und hielt täglich viele Officiere an seiner Tafel frei. Für die Seinigen sorgte er mehr als für sich selbst, und wenn das ganze Heer Mangel litt, so hatten seine Reiter Überfluß. Ein solches Betragen konnte nicht verfehlen, ihn dem Hofe bekannt zu machen. Als Ferdinand das Ruder übernahm, ward Wallenstein sogleich zum Obersten bei der Mährischen Miliz ernannt.

Bei seinem Aufenhalt in Wien machte er ein glänzendes Haus, und kam dadurch mit den vornehmsten Familien in Berührung. Der kaiserliche Geheimerath und Kämmerer, Graf Karl von Harrach, ein Günstling Ferdinands, gab ihm seine Tochter zur Gemahlin. Jetzt

brachen die Unruhen in Böhmen aus. Als ein zum katholischen Glauben Übergetretener konnte Wallenstein keine andere Partei ergreifen, als die des Kaisers. Er zog mit seinem Regimente dem tapfern Mansfeld entgegen, und es war besonders sein Werk, daß dieser geschlagen ward, mithin auch, daß der Kaiser von der Gefahr befreiet wurde, von dem nun abziehenden Thurn in seiner eignen Residenz gefangen zu werden. Als darauf die Böhmen den Pfalzgrafen zu ihrem Könige wählten, und alle kaiserlich Gesinnte verbannten, sah er seine schönen Güter ruhig mit dem Rücken an, in der Hoffnung, auf diese Aufopferung dereinst beim Kaiser desto stärkere Forderungen gründen zu können. Auch kehrte er wirklich bald zurück, an der Spitze Kaiserlicher Truppen nämlich, als Maximilian und Boucquoi in Böhmen einrückten. Nach der Schlacht bei Prag wurde er Statthalter von Mähren, und bekam nicht nur alle seine Güter wieder, sondern auch als eine Entschädigung für die Verwüstung derselben noch die eben erledigte Herrschaft Friedland nebst dem Reichsgrafentitel, worauf 1623 auch noch seine Erhebung zu einem Fürsten von Friedland folgte. Er vergalt diese Ehrenbezeugungen zunächst dadurch, daß er unter Boucquoi tapfer gegen Bethlen Gabor in Ungern focht, aber mit dem Ende dieses Krieges war ihm die Aussicht zum Ruhme aufs Neue verschlossen.

Unwillig und über neuen Plänen brütend saß er nun wieder einige Jahre auf seinen Gütern in Mähren bis zu dem Zeitpuncte, in welchem wir den Faden der Kriegsbegebenheiten niedergelegt haben. Entzückt über des Kaisers Hülflosigkeit beschloß er, auf dieselbe sein künftiges Glück zu gründen. Er erbot sich, auf Mansfeldischem Fuße ein Heer aufzubringen, das dem Kaiser nichts oder

wenig kosten sollte, wenn man ihm nur den unumschränkten Oberbefehl und die Erlaubniß geben wolle, in den kaiserlichen Erblanden zu werben. Seine Freunde am Hofe sprachen aufs wärmste für ihn; und nach vielerlei Bedenklichkeiten und Zweifeln beschloß man endlich zu Wien, es mit dem kühnen Abenteurer zu wagen. Der bisherige Fürst von Friedland ward zum Herzog und zum Befehlshaber des zu schaffenden Heeres ernannt, mit der Vollmacht, alle Officierstellen bei derselben allein vergeben zu dürfen. Man sprach von zwanzigtausend Mann, allein das verwarf er standhaft. „Ein Heer wie dieses, sagte er, muß vom Brandschatzen leben. Zwanzigtausend Mann kann ich so nicht ernähren, aber mit funfzigtausend Mann kann ich fordern was ich will."

Sogleich schlug er Werbeplätze in Böhmen, Franken und Schwaben auf. Sein allen Kriegsmännern wohl bekannter Name versammelte Leute aus allen Gegenden unter seine Fähnen, und wie reich an unbeschäftigten, hungrigen Menschen mußten nicht jene schweren Zeiten seyn! Männer vom höchsten Range boten ihm ihre Dienste an, und er sah solche Officiere vorzüglich gern, weil der Glanz der hohen Geburt ungemein viel zur Befeuerung des gemeinen Haufens wirkte. Der Kennerblick, mit dem er gerade die Tüchtigsten zu Officierstellen auswählte, und die Strenge, mit der er Jeden beobachtete, brachten eine bewundernswürdige Einheit in dem großen Ganzen hervor. Sein Heer machte einen völlig geschlossenen kriegerischen Staat aus, in welchem Glied an Glied hing, und von welchem er die Seele war. Er sprach wenig, aber mit Nachdruck; den Officieren versagte er nie ein gebührendes Lob; für die Bedürfnisse des Geringsten sorgte er; aber dafür verlangte

er Unerschrockenheit und strengen Gehorsam. Feigheit ward sogleich mit dem Tode bestraft, und bei dem geringsten Ungehorsam war sein Wort, welches statt alles Kriegsgerichts galt: „Laßt die Bestie hängen!" Schon sein bloßer Anblick hatte etwas Wildes und Schaudererregendes; sein Anzug und Schmuck war seltsam bunt zusammengesetzt *), sein schwarzes Haar kurz abgeschnitten, seine Miene finster, geheimnißvoll und argwöhnisch. Er konnte es nicht leiden, wenn man ihn scharf ansah. Ein wunderliches Grauen kam alle Krieger an, wenn seine lange Gestalt durch die Gassen des Lagers schritt.

Im Herbste 1625 setzte sich das neue Heer in Bewegung, und eilte dem Schauplatze des Krieges zu. Beim Eintritt in den Niedersächsischen Kreis widersetzte sich ein Haufe Bauern in der Gegend von Göttingen, aber die Schwachen düngten nur mit ihrem Blute die Felder. Darauf wandte sich Wallenstein nach der Elbe zu, machte sich Meister von diesem Flusse, und legte sein Heer im Anhaltischen, Halberstädtischen und Magdeburgischen in die Winterläger. Er selber nahm das seinige in Halberstadt. Tilly verlangte von ihm achttausend Mann Hülfstruppen, aber Wallenstein, der Tilly haßte, schlug sie ihm ab. Jeder von beiden war zu stolz, sich nach dem Willen des Andern zu bequemen, so blieben sie beide auf immer getrennt. Nur drei Stunden lang waren beide Heere bei Goslar vereinigt gewesen, während die Feldherren eine fruchtlose Unterredung gehalten hatten.

---

*) Hosen und Mantel waren von Scharlach, sein Reiterrock von Elendsleder, der Halskragen war nach Spanischer Art gekräuselt, auch seine Leibbinde war roth, und von seinem Hute hing eine rothe Feder herab.

Das Jahr 1626 begann den Niedersachsen unter traurigen Aussichten. Alle gehoffte Hülfe von England, Frankreich und Holland blieb aus (Jakob I. war bereits am 26. März 1625 gestorben), und die Uneinigkeit und Unentschlossenheit im Dänischen Heere wuchs mit jedem Tage. Mansfeld, der mit seinem neugeworbenen Heere das Bisthum Lübeck so hart gedrückt hatte, daß die erbitterten Bauern ihm viele seiner Leute mit Knitteln todtschlugen, wagte sich zuerst an den furchtbaren Wallenstein, und ging im Anfang des Frühlings auf die Dessauer Brücke los, an welcher der kaiserliche Oberst Altringer trefflich verschanzt war. Das Glück begünstigte ihn nicht; er wurde von Wallenstein überlistet und gänzlich geschlagen (24. April), und büßte dreitausend Mann, sieben Kanonen und dreißig Fahnen ein. Doch solche Unfälle konnten seinen Muth nicht beugen. Ein Heer war zu jenen Zeiten bald wieder geworben, für seinen übrigen Verlust erholte er sich einige Monate im Brandenburgischen, und als er sich wieder stark genug fühlte, wandte er sich plötzlich nach Schlesien, um sich mit Bethlen zu vereinigen, und den Krieg in das Herz der Österreichischen Staaten zu spielen. Mit ihm hatte sich zu diesem Plane der Sächsische Herzog Johann Ernst von Weimar vereinigt, ein junger Feldherr, der bereits die herrlichsten Proben kriegerischen Talents gegeben hatte. Wallenstein erfuhr nicht so bald ihre Absicht, als er eilig mit dem ganzen Heere aufbrach, und ihnen auf dem Fuße nachfolgte. Die Niedersachsen waren hoch erfreut über seinen Abzug, aber sie waren dadurch nicht viel gebessert, indem ein Unglück auf das andere folgte. Der Herzog Georg von Lüneburg, unwillig über die fehlerhafte Führung des Königs von Dänemark, verließ den

Bund, und trat zum Kaiser über; Herzog Christian von Braunschweig, der rüstige Krieger, starb am 6. Mai 1626 im neun und zwanzigsten Jahre seines Alters, vielleicht an Gift; der König selber endlich ward aus Osnabrück und von der Weser verjagt, und bei Lutter am Barenberge im Braunschweigschen von Tilly mit dem Verlust seines sämmtlichen Geschützes, das aus zwei und zwanzig großen Kanonen bestand, völlig aufs Haupt geschlagen. (24. Aug.)

Nicht glücklicher erging es um dieselbe Zeit dem Grafen von Mansfeld. Er war nach einem beschwerlichen Zuge durch Schlesien glücklich in Ungern beim Bethlen angekommen, sah sich aber sehr in seinen Erwartungen von diesem Bundesgenossen getäuscht. Da nämlich Bethlen hörte, er bringe kein Geld mit, und wisse auch von den versprochenen Englischen und Holländischen Hülfsgeldern nichts, wollte er sich mit dieser ausgehungerten Horde nicht weiter befassen, sondern rieth dem Grafen, statt aller anderen Versuche nach Venedig zu gehen, und sich daselbst nach England einzuschiffen, um sich dort erst des nöthigen Beistandes zu versichern. Mansfeld, zu schwach, um sich in einem fremden Lande zu erhalten, mußte diesem Rathe folgen; er entließ den Rest seiner Schaaren mit schwerem Herzen, verkaufte sein Geschütz und Heergeräth, und trat mit einem kleinen Gefolge die Reise nach Venedig an. Aber schon in Bosnien erlag sein sonst so starker Körper den außerordentlichen Anstrengungen und der feuchten Herbstluft. In einem Dorfe Urakowitz unweit Sarajo mußte er liegen bleiben, und hier raffte ihn ein böses Fieber hin (20. Nov. 1626, im sechs und vierzigsten Lebensjahre). Als er den Tod sich nähern sah, ließ er sich mit seinem

Kriegsrock bekleiden und den Degen umgürten, und erwartete stehend, auf zwei Officiere gestützt, das Ende. So verließ sein kriegerischer Sinn ihn erst mit dem letzten Athemzuge. — Zu Spalatro liegt er begraben.

Sein Freund Johann Ernst von Weimar war in Schlesien zurückgeblieben, und hatte daselbst dem Wallenstein viel zu schaffen gemacht. Nach Mansfelds Abgang war er nach Ungern gezogen, um dessen Truppen zurückzuführen, als auch ihn die nasse Witterung und das fremde Klima zu Boden streckte. Noch ehe er die Nachricht von seines Freundes Tode erfahren hatte, starb er selbst (4. Dec. 1626) zu St. Martin in der Gespannschaft Thuroz. So hatte also dies unglückliche Jahr den Protestanten ihre drei thätigsten Heerführer zugleich entrissen.

Auch Wallenstein war in Ungern nicht glücklich. Dem Mansfeld hatte er nicht beikommen können, weil dieser sich gar zu gut im Gebirge verschanzt gehabt hatte; auch Bethlen war ihm schlau ausgewichen, und entkam ihm zuletzt gänzlich, die Nacht vorher, da er ihn sicher zu schlagen hoffte. Es fehlte an den nothwendigsten Bedürfnissen, die Soldaten liefen haufenweise davon, die meisten wurden von der regnichten Witterung und der ungesunden Nahrung hingerafft. Fünf und zwanzigtausend Mann mußte Wallenstein begraben lassen, und wie ein Besiegter kehrte er aus Ungern zurück, selber krank, und erbittert auf sein böses Schicksal. Er brachte den Winter in Wien zu, um seine Gesundheit herzustellen, und die gehässigen Beschuldigungen seiner Feinde und Neider am Hofe zu widerlegen.

Im Frühling 1627 legte er mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit Hand ans Werk. Bald hatte er wieder

ein Heer von zwanzigtausend Mann beisammen; mit diesem vertrieb er die vom verstorbenen Herzog von Weimar in Oberschlesien zurückgelassenen Völker. Im Anfange des Julius brach er von Neisse auf. Eine Stadt nach der andern ergab sich; die Gefangenen mußten ihm schwören und sein Heer verstärken, das nun wie eine Lavine im Fortrollen wuchs. Ohne sich aufzuhalten drang er durch die Mark gerade in Mecklenburg ein, und brandschatzte fürchterlich, wo er hinkam. Die beiden Städte Rostock und Wismar mußten ihm allein monatlich funfzehntausend Thaler zahlen. Vor ihm hatte Tilly bereits die Dänen von der Elbe vertrieben. Zu Lauenburg besprachen sich beide Feldherren persönlich über die gänzliche Verjagung des Feindes vom Deutschen Boden, denn so groß war jetzt Wallensteins Begierde; die Scharte vom vorigen Jahre auszuwetzen, daß er um dieses Zweckes willen selbst seinen Haß gegen jenen Nebenbuhler überwand. Und schrecklich war von dem Tage an das Schicksal des Dänischen Königs. Beide Heerführer drangen im September zugleich in Holstein ein. Christian bat um Frieden, aber Wallenstein machte so ungeheure Forderungen, daß jener lieber sein ganzes Reich aufs Spiel setzen wollte. Auf seiner Flucht brannte er selber seine eigenen Flecken und Dörfer ab, um sie den Feinden nicht einräumen zu dürfen. Den Oberbefehl über seine Truppen übergab er dem Grafen von Thurn, und dem uns gleichfalls schon bekannten Markgrafen von Baden-Durlach, welche beide ihr Glück noch einmal mit fremden Völkern hatten versuchen wollen. Aber der Letztere ward eben so wie das erste Mal geschlagen; auch Kiel ging über; zuletzt war ganz Holstein, bis auf zwei Festungen, in Feindes Händen.

Doch das genügte dem erzürnten Wallenstein nicht. Er wollte ganz Dänemark erobern, und zwar allein, ohne diesen Ruhm mit Tilly zu theilen. Glücklicher Weise ging eben ein Gerücht, die Holländer wollten den Dänen in Deutschland zu Hülfe eilen; dies benutzte er, um seinen Nebenbuhler nach Ostfriesland zu entfernen. Jetzt hausete er allein in Holstein, und seine Soldaten verübten die unerhörtesten Frevel. Wie man gebrannt und gemordet habe, wie man mit Weibern und Säuglingen umgegangen sey, wie man Menschen zu Tode gemartert, um ihnen Geständnisse wegen vergrabener Gelder abzulocken, mögen wir nicht erzählen. Der flüchtige König ward bis in seine Dänischen Staaten verfolgt; Schleswig und Jütland wurden in wenig Tagen erobert und mit Friedländischen Völkern überschwemmt; ja man sagt, der wüthende Feldherr habe zum Zeichen seiner Erbitterung, daß er den König nicht auch auf die Inseln verfolgen könne, glühende Kugeln ins Meer feuern lassen.

---

4. Österreichs Übermacht.

(1627 — 1630.)

Jetzt war abermals ein Zeitpunct, wo kein Feind mehr im Reiche war, und das Friedenswerk leicht hätte von Statten gehen können, wenn Ferdinand nicht noch ganz andere Pläne gehabt hätte, und der Ehrgeiz Wallensteins nicht noch zu befriedigen gewesen wäre. Dem Erstern schienen nämlich seine Siege eine viel zu schöne Gelegenheit, jene Gegenreformationen, zu denen er sich in seinem Gewissen verbunden fühlte, und die er in seinen

Erblanden durch Jesuiten und Soldaten so erfolgreich durchgeführt hatte, auch im Reiche so weit als möglich zu treiben, als daß er sie unbenutzt hätte vorübergehen lassen sollen. Es war die Absicht, durch willkührliche Auslegung des Religionsfriedens die Protestanten immer mehr in die Enge zu treiben und ihnen so viel Boden abzugewinnen als möglich. Schon die ersten Erfolge des Böhmischen Krieges waren dazu nicht unbenutzt geblieben; jetzt sollte das Werk viel weiter ausgedehnt werden. Darum war es der Kaiser ganz zufrieden, daß Wallenstein keinen Soldaten abdankte, sondern sein ohnehin schon sehr zahlreiches Heer vielmehr noch immer verstärkte. Der Unterhalt desselben wurde den besetzten Ländern aufgebürdet. Auch auf Erhöhung der kaiserlichen Macht, ja auf unmittelbaren Ländererwerb für das Haus Österreich war es abgesehen. Damals regierte in Pommern Herzog Bogislav XIV., der seinen Stamm beschloß, und nach dessen kinderlosem Absterben das ganze Land vermöge alter und gerechter Ansprüche an das Haus Brandenburg fallen sollte. Österreich aber wünschte diese Pommersche Erbschaft selbst zu erwerben, indem es sich dadurch zu einer Seemacht im Norden erheben, sich des Ostseehandels bemächtigen, und die Holländer des ihrigen berauben könnte. Dieser Gedanke war zuerst eigentlich in Spanien zum Vorschein gekommen, welches seit dem Ablaufe des zwölfjährigen Waffenstillstandes (1621) wieder mit den Niederländern im Kampfe lag, und Ferdinand widersprach ihr nicht. Wallenstein wurde zum Admiral des Baltischen Meeres ernannt. Auch darum war der Besitz von Pommern und eine Macht auf dem Baltischen Meere so wünschenswerth, weil man dann die beiden Skandinavischen Könige als wichtige

Stützen der Deutschen Protestanten leicht im Zaume halten konnte. Der Eine derselben wurde schon als seines Reiches beraubt betrachtet, und Wallenstein dachte sogar daran, den Kaiser auf den Dänischen Thron zu setzen*).

Zunächst verlangte er von dem Herzog Bogislav als eine Freundes= und Bundesgenossenpflicht, daß er kaiserliche Besatzung in seine Städte einnehmen sollte, weil man sich vor einer Landung der Dänen oder Schweden sichern müßte, und der schwache Herzog sah sich gezwungen, sein bisher ganz friedliches Land den Wallensteinischen Schaaren Preis zu geben. Die einzige Stadt Stralsund, reich und mächtig als Hansestadt, und in hohem Grade fest durch ihre Lage an der See und durch starke Wälle und Mauern, widersetzte sich der Einlagerung, und berief sich auf ihre Privilegien. Vergebens. Wallenstein verlangte Einnahme einer Besatzung, oder Zahlung von hundert und funfzigtausend Thalern. Da beides abgeschlagen ward, bemächtigte sich der kaiserliche Oberst Arnim**) des Dänholms (einer kleinen Insel, welche den Hafen von Stralsund beherrscht), worauf sich die Stadt zur Erlegung von dreißigtausend Thalern verstand. Einen andern Theil seines Heeres verlegte Wallenstein in die Mark Brandenburg, die schon beim ersten Durchzuge dieser rohen Schaaren viel gelitten hatte. Vergeblich hoffte man eine milde Behandlung,

---

*) Wallensteins Briefe, herausgegeben von Förster, Th. I. S. 72, 182.

**) Er stammte aus dem noch gegenwärtig im Brandenburgischen blühenden Geschlechte dieses Namens, und hatte erst Schwedische, hierauf Polnische, dann, wiewol er ein sehr eifriger Lutheraner war, kaiserliche Kriegsdienste genommen. Wallenstein zeichnete ihn sehr aus, und der Kaiser ernannte ihn 1628 zum Feldmarschall.

weil der Kurfürst George Wilhelm (Sohn und Nachfolger des 1619 verstorbenen Johann Sigismund), um den Unwillen des Kaisers zu besänftigen, nunmehr seine bisher verschobene Einwilligung zur Baierischen Kurwürde ertheilte, und allen seinen Unterthanen befahl, die etwa genommenen Dänischen Kriegsdienste zu verlassen; Wallensteins Kriegsobersten wußten von keiner Schonung.

So ward also Freund wie Feind mit derselben rücksichtslosen Willkühr behandelt. Vergebens flehten die Deutschen Fürsten den Kaiser um Milderung des entsetzlichen Joches an, unter welchem das Reich seufze; vergebens rieth selbst der Kaiser seinem Feldherrn Mäßigung: dieser Feldherr war ihm selber längst über den Kopf gewachsen. Norddeutschland mußte seinen Winken gehorchen, und selbst der Wille seiner Soldaten war den Bürgern und Bauern ein Gesetz. Diese mußten sich das Hemde vom Leibe ziehen, wenn der Soldat es verlangte. Die beste von den Landleuten den gemeinen Reitern aufgetischte Kost war diesen viel zu schlecht. Sie setzten sich nicht, und rührten keine Speisen an, wenn nicht jedesmal ein Thaler oder Gulden unter dem Teller lag. Ja was sie nicht verzehren konnten, verderbten sie aus Muthwillen. Kühe über den Haufen stechen, Saaten abbrennen oder die Pferde hinein jagen; Thüren, Fenster und Öfen im Trunke einschlagen, war eine Hauptlust. Die Wallensteinischen Officiere lebten wie die Fürsten, und ihre Verschwendung schien dem Elende der ausgesogenen Bürger Hohn zu sprechen, von denen viele sich selbst entleibten, um nicht den Schmerz und die Verzweiflung des Hungertodes zu dulden. Von dem Gelde, welches der Feldherr für sich selbst eintrieb, sollen von Zeit zu Zeit große Summen nach Wien gewan=

dert seyn, zur Erhaltung guter Freunde im kaiserlichen Cabinette *).

Was aber den staunenden und besorgten Fürsten am auffallendsten war, das waren die immer fortgesetzten Werbungen Wallensteins, ungeachtet jetzt eigentlich kein Krieg mehr geführt ward, und sein Heer (es war bereits auf 160,000 Mann angewachsen) so groß war, wie Deutschland seit der Römer Zeiten keins gesehen hatte. Noch war man ungewiß, ob er dadurch seinem Herrn den Weg zur unumschränkten Herrschaft oder sich selbst zu einem eignen Reiche zu bahnen gedenke. Wenn die Rücksichtslosigkeit, mit der jetzt im Namen des Kaisers verfahren ward, auf das erstere schließen ließ, so berechtigte die Verschenkung eines Deutschen Herzogthums an den ehr= und habsüchtigen Feldherrn nicht minder, das letztere zu glauben. Es war Mecklenburg, welches sich Wallenstein vorläufig zur Beute ausersehen hatte. Er forderte es als Entschädigung für die vorgeschossenen Kriegskosten. Mehrere Räthe des Kaisers erklärten sich gegen einen so bedenklichen Schritt, weil dadurch das Mißtrauen der Reichsfürsten aufs höchste steigen und wahrscheinlich auch die Schweden ins Reich gezogen werden dürften. Aber Wallensteins Freunde behielten mit der Vorstellung, daß so außerordentliche Verdienste auch

*) Der Grund, den Hr. Förster (Wallenst. Briefwechsel, Th. I. S. 74.) aus einigen in den Briefen vorkommenden Klagen Wallensteins über Geldverlegenheiten hernehmen will, um an der Größe des Drucks zu zweifeln, wird nicht leicht Jemanden überzeugen. Mit demselben Rechte könnte ein künftiger Geschichtschreiber aus Napoleons Finanznoth schließen, daß die Berichte von seinen Erpressungen in Deutschland erlogen oder übertrieben seyen. — Auch stimmt das, was Hr. Förster selbst Th. II. S. 74 anführt, durchaus nicht zu jener Behauptung.

eine außerordentliche Belohnung erheischten, die Oberhand. Der Kaiser erklärte die Herzoge von Mecklenburg, Adolf Friedrich zu Schwerin und Johann Albrecht zu Güstrow, wegen ihrer Theilnahme am Niedersächsisch-Dänischen Kriege, in die Acht, und ertheilte im Januar 1628 zu Brandeis in Böhmen dem Herzoge von Friedland, der dort persönlich vor ihm erschien, ihre Lande, verlieh ihm auch noch überdies das eben erledigte Herzogthum Sagan. Wallenstein bediente ihn darauf an der Tafel, und übte zum ersten Male sein neuerworbenes Recht als Reichsfürst, mit bedecktem Haupte vor ihm zu erscheinen. Am 30. April erschienen darauf die Gesandten des neuen Herzogs in Güstrow, um von den Mecklenburgischen Ständen die Huldigung einzunehmen. Vergebens flehten diese, ihre guten rechtmäßigen Landesfürsten, die nichts Schwereres verbrochen hätten, als alle übrigen Glieder des Niedersächsischen Bundes, und deren Vorfahren eine Reihe von Jahrhunderten im Besitz des Landes gewesen wären, doch nicht so hart zu strafen: die Wallensteinischen Reiter erstickten durch ihre gezogenen Säbel jeden Seufzer der treuen Unterthanen, und so wurden die Beamten ohne Widerrede in Pflicht genommen. Mit eben der schreienden Ungerechtigkeit, mit welcher man hier zwei Reichsfürsten absetzte, wurden auch die Länder des vertriebenen Kurfürsten von der Pfalz für dem Kaiser anheimgefallen erklärt, und dieser gab einen Theil derselben, nämlich die Oberpfalz und die Grafschaft Cham dem Herzog von Baiern zur Entschädigung für seine vorgestreckten Kriegskosten (22. Febr. 1628). Die Unterpfalz (am Rhein) blieb für jetzt noch in einem unentschiedenen Zustande.

Indeß behielt Wallenstein Stralsund fortwährend im

Auge. Die Stadt sollte durchaus kaiserliche Besatzung einnehmen, und da sie es abermals verweigerte, rückte der Feldmarschall Arnim mit einem starken Heerhaufen davor, um sie förmlich zu belagern. Die Entschlossenheit und Tapferkeit der Bürger, die Stärke ihrer Festungswerke, und die immer offene Zufuhr von der Meeresseite machten sie unbezwinglich, und da sowol der König von Dänemark als auch Gustav Adolf von Schweden die Stadt mit Kriegsvorräthen aller Art unterstützte, so waren die Bürger bei den Angriffen der Kaiserlichen ziemlich ruhig. Doch sandten sie einen Abgeordneten nach Prag (wo Wallenstein sich damals noch aufhielt), um zu unterhandeln. Nachdem der Gesandte zehn Tage hatte warten müssen, fuhr Wallenstein ihn hart an, nannte seinen Befehl unwiderruflich, und drohte, bald selbst hinzuziehen. „Wird eure Stadt sich nicht unterwerfen, so schloß er, so soll nichts von ihr übrig bleiben, sollten auch hunderttausend Mann, ja ich selbst das Leben darüber verlieren." Vom Kaiser erhielt der Abgeordnete einen günstigern Bescheid. Dieser, gerührt von so gerechten Klagen, ertheilte dem Feldherrn einen schriftlichen Befehl, die Belagerung aufzuheben. Schon war Wallenstein dahin aufgebrochen. In Prenzlau erreichte ihn der nacheilende Gesandte (10. Jun.), aber vergebens berief er sich auf den kaiserlichen Brief. „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, donnerte der Feldherr, so müßte es herunter!"

Am 7. Julius kam er selbst vor der Stadt an. Man sagte ihm, der König von Schweden habe den Bürgern abermals eine ansehnliche Verstärkung gesandt, und sey, der Sage nach, entschlossen, selbst nach Deutschland herüber zu kommen. „Ich werde ihn mit Ruthen

nach Hause peitschen!" antwortete er. Sogleich ließ er einen Sturm ansagen. Drei Regimenter mußten zugleich anrennen. Die ganze Nacht währte das Stürmen, allein die Bürger feuerten unerschrocken von ihren Wällen herab, und am Morgen lagen fünfhundert Todte auf dem Schlachtfelde. Wüthend fordert der Feldherr neue Regimenter auf, und schwört, des Kindes im Mutterleibe nicht zu schonen, wenn er die Stadt erobere. Aber wiederum werden ihm 1500 Mann vergeblich erschossen. Vierzehn Tage harrte er in dem Lager aus. Endlich, da fast 12,000 Soldaten vor Stralsund ihr Grab gefunden hatten, schloß er zum Schein einen Vergleich mit dem Herzoge Bogislav, und verließ das Lager (15. Jul.), um nur nach Mecklenburg zu kommen, wohin sein heißes Verlangen stand. Acht Tage später zog auch das Heer ab. Im September kam es noch einmal wieder, bemühte sich aber diesmal eben so vergeblich.

Aus den Unterhandlungen, die Wallenstein mit den Hansestädten angeknüpft, hatte man vermuthet, er werde auch noch die Dänischen Inseln erobern wollen, als er plötzlich dem Kaiser alles Ernstes zum Frieden mit dem Könige rieth. Man muß annehmen, daß er vorläufig durch den Besitz Mecklenburgs befriedigt, sich das schon Erworbene sichern wollte. Dem Kaiser war die Nothwendigkeit eines Friedens leicht begreiflich zu machen; auch die Ligue wünschte ihn, und Wallenstein wußte es durch seine Freunde in Wien dahin zu bringen, daß ihm und Tilly unumschränkte Vollmacht, ihn abzuschließen, ertheilt wurde. Lübeck ward zum Congreßorte bestimmt. Dahin verfügten sich die Abgeordneten Dänemarks und Wallensteins; dieser leitete das Werk von Güstrow aus. Auch Schwedische Gesandte stellten sich ein, aber Wal=

lenstein ließ sie abweisen, als Leute, die hier nichts zu suchen hätten; offenbar um aller Erwähnung der Mecklenburgischen Herzoge auszuweichen. Dagegen verwandte er sich jetzt sehr laut und eifrig zu Wien für seinen sonst so gehaßten Nebenbuhler Tilly, und trug darauf an, ihm zur Entschädigung das Herzogthum Kalenberg zu verleihen. Dem König von Dänemark wurde (12. Mai 1629) ein Friede bewilligt, wie ihn ein so gedemüthigter Fürst von einem so siegreichen Gegner nimmermehr erwarten konnte. Er bekam alle seine eroberten Länder zurück, durfte keine Kriegskosten bezahlen, und nur geloben, daß er sich mit Niemandem künftig gegen den Kaiser verbinden wolle. So kam er aus seiner bedenklichen Lage, opferte aber auch die Herzoge von Mecklenburg auf, zwei Bundesgenossen, die er vorher doch eigentlich erst zur Theilnahme an dem Kriege gebracht hatte.

Wenn aber der Gewaltstreich gegen Mecklenburg nur Einzelne traf, und der Kriegsdruck im Norden doch mit dem wiederkehrenden Friedensstande ein Ende nehmen mußte, so war dagegen das vom Kaiser noch vor dem Abschlusse des Lübecker Friedens (6. März 1629) bekannt gemachte sogenannte Restitutionsedict ein gegen die protestantische Partei gerichteter Blitzstrahl, der eine dauernde Umwandelung der Verhältnisse im Reiche bezweckte. Kraft desselben sollten nämlich die Reformirten im Reiche gar nicht mehr geduldet, die Lutherischen aber gehalten seyn, alle seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter an die Katholischen herauszugeben; alle dem geistlichen Vorbehalt zuwider in protestantische Hände gekommenen unmittelbaren Stifter sollten wieder mit katholischen Bischöfen und Prälaten besetzt werden.

Die Liste von diesen Gütern war längst gemacht; es kamen unter andern zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer darin vor. Einem Sohne des Kaisers, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, waren die beiden Erzbisthümer, Magdeburg und Bremen, und das Bisthum Halberstadt zugedacht, obgleich er bereits Bischof von Strasburg und Passau war. Zur Vollstreckung wurden kaiserliche Commissarien in alle Kreise gesandt, und Wallenstein und Tilly angewiesen, sie nöthigenfalls mit ihren Heeren zu unterstützen. Recht wie den Protestanten zum Trotze wurde mit Augsburg der Anfang gemacht, der Stadt, in welcher der Religionsfriede geschlossen worden war, der jetzt so willkührlich ausgelegt ward.

So war also wieder ein neuer Vorwand da, die beiden gewaltigen Heere, welche den Deutschen Boden drückten, trotz dem Frieden nicht abzudanken. Wallenstein behielt den König von Schweden, in dem er einen gefährlichern Feind sah, als der Dänische es gewesen, stets im Auge, und sandte daher den Feldmarschall Arnim mit einem Heere nach Polen, um dem Könige Siegmund in seinem Kriege mit Gustav Adolf beizustehen. Die Polen bekamen dadurch einen kleinen Begriff von dem Elende des Deutschen Reiches, in welchem mehr als hunderttausend solcher Soldaten nun schon seit Jahren hauseten, und freuten sich über den bald darauf geschlossenen Waffenstillstand mit dem Feinde nicht inniger, als über den Abzug dieser Freunde. Der König wollte das, was er ihnen vom Solde noch schuldig war, gegen den Schaden abrechnen, den sie seinen Unterthanen zugefügt hätten, aber das ging ihm nicht durch. Wallenstein schrieb ihm: „Der Krone Polen ward in ihrer größten Noth das kaiserliche Kriegsvolk zugeschickt. Diesen

Umstand werden Ew. Maj. bedenken. Das Corps hat ersprießliche Dienste gethan. Gustav hatte die Polnische Armee in die Flucht geschlagen und zerstreut; Polen hätte den Schweden dienen müssen, wäre die kaiserliche Armee zur Vertheidigung der Polnischen Nation nicht eben zur rechten Zeit angekommen. Jene errettete diese vom Untergange. Jede Provinz, in welcher das Kriegstheater aufgeschlagen wird, ist dem Verderben ausgesetzt. Den kaiserlichen Truppen ward der gebührende Sold nicht ausgezahlt: das undisciplinirte Polnische Volk hatte Preußen schon verheert vor der Ankunft der Kaiserlichen. Die Verheerung kann also diesen nicht aufgebürdet werden. Überdies haben die Kaiserlichen Beleidigungen von den Polen erlitten; die Polnischen Officiere haben ungebührliche Reden gegen sie ausgestoßen. Sollten Ew. Maj. in Zukunft Hülfe von dem Deutschen Volk vonnöthen haben, so werden Sie sie so leicht nicht erhalten. Man wird die Neigung gegen Sie verlieren, Ihr Credit wird gänzlich fallen. Mein Begehren ist, daß Ew. Maj. alles dieses überlegen. Die Verminderung der stipulirten Summe hat nicht Statt; es muß Satisfaction geschehen, dem Contract gemäß."

Brandenburg und Pommern baten den Kaiser aufs dringendste, sie von der Landplage der Wallensteinischen Truppen zu befreien, allein der Feldherr stellte vor, daß man diese Länder am wenigsten von Vertheidigern entblößen könne, da man nicht wisse, was die Schwedischen Rüstungen zu bedeuten hätten. Magdeburg, damals als Hansestadt weit reicher und blühender als jetzt, hatte ihm bei seinem ersten Durchzuge ein freiwilliges Geschenk von 130,000 Gulden verehrt. Weit entfernt, ihn dadurch zu gewinnen, hatte sie ihn nur mehr nach ihren Schätzen

lüstern gemacht, von deren Größe für jene Zeiten dies Geschenk ein Beweis war. Jetzt (im Febr. 1629) forderte er von ihr 200,000 Gulden, oder Einnahme und Unterhaltung eines Regiments. Sie stützte sich, wie Stralsund, auf ihre Privilegien. Da schrieb er selbst von Güstrow aus: „Uns ist die widerspänstige Weigerung der Stadt, ein einziges Regiment zu unterhalten, berichtet worden. Diese Hartnäckigkeit befremdet uns. Bis jetzt hat Magdeburg zum schweren Kriege nichts gesteuert, weder dem Kaiser, noch dem gemeinen Wesen. Wir wollen sie erinnert haben, in der Weigerung nicht zu beharren, sie möchte es sonst sehr bereuen." Nach wiederholter Weigerung erschien ein Haufe Croaten vor der Stadt, versperrte die Zufuhr, verwüstete die Dörfer umher, hieb oder brannte das Korn ab, und zwang die Bauern mit den Säbeln zum Schanzengraben. Die Magdeburger brachten ihre Kanonen auf die Wälle, und feuerten auf die Schanzgräber los. Eine Menge unschuldiger Bauern wurden von den Kugeln der Bürger zerschmettert, aber dennoch mußten die übrigen fortarbeiten, denn wer floh, ward von den Croaten in Stücke gehauen. Jeden Abend wurden große Wagen voller Todten weggeführt. Im Julius kam Wallenstein selbst nach Wollmirstädt. Die Magdeburger ließen ihm hier durch Abgeordnete die Unmöglichkeit seiner Forderung vorstellen. „Der Hunger wird Euch schon dazu bekehren!" war seine Antwort. Indeß entging die Stadt für diesmal doch noch dem Untergange, weil es Wallenstein nicht gelegen war, sie für den kaiserlichen Prinzen, dem das reiche Erzstift zugedacht war, zu erobern. Er zog die Truppen zurück (29. Sept. 1629), nachdem er etwa zweitausend Mann bei der Belagerung eingebüßt hatte,

und schrieb dem Kaiser, es sey unmöglich, eine solche Festung zu bezwingen.

Von Wollmirstädt zog er nun ins Halberstädtsche, um hier das Restitutionsedict mit aller Härte zu vollstrecken. Dabei fuhr er noch immer fort zu werben, als ob er die ganze Welt bezwingen wollte. Die fürchterlichsten Erpressungen geschahen noch immer in des Kaisers Namen. Wenn die Fürsten nicht im Stande waren, das geforderte Geld aufzubringen, so mußten sie den Friedländischen Officieren ihre Ämter verschreiben, oder auch wol gleich einräumen. Die Unterthanen wurden oft bis auf den letzten Pfennig ausgeplündert, daß viele Hungers starben, manche Eicheln aßen, oder sich Brot aus Wurzeln und Erde buken. Die schreiendsten Klagen über diese Tyrannei erhoben sich von allen Seiten, denn Wallenstein schonte weder Protestanten noch Katholische. Der Erzherzog Leopold, des Kaisers eigener Bruder, schrieb an Ferdinand: „Ew. Kaiserliche Maj. glauben nicht, wie das Volk auf den Durchzügen hauset. Ich bin auch etliche Jahre dem Kriegswesen nachgezogen, aber solche Gräuel, wie itzt, habe ich nicht gesehen, auch nie verstattet. Es kann nicht ohne allen Schaden abgehen, allein das Brennen, das Weiberschänden, das Todtschlagen, das Abschneiden der Ohren und Nasen, anderer Martern, welche den armen Leuten angethan werden, nicht zu gedenken, diese Ausschweifungen können die Officiere gar wol verhindern. Ich weiß wol, man will Ew. Maj. solche Sachen auszureden suchen, aber ich versichere Sie, daß das, was ich schreibe, Wahrheit ist. Mir, Ew. Maj. getreuestem Bruder, können Sie soviel glauben. Die Officiere spicken ihre Beutel mit der armen Leute Schweiß und Blut, und ich könnte

mehrere nennen, die vor kurzer Zeit schlecht aufgezogen sind, jetzt aber drei oder viermal hunderttausend Gulden baares Geld besitzen. Diese Summen erhielten sie nicht vom Feinde, sondern sie erpreßten sie der katholischen Fürsten armen Unterthanen ab. Die Ungeduld fängt an so groß zu werden, daß ich mich in meinem Gewissen verbunden halte, alles dies Ew. Maj. zu berichten. Eine gute Anmahnung an den Herzog zu Friedland wird nicht schaden können. Ich bitte Ew. Kaiserl. Maj. um Gottes Barmherzigkeit willen, und durch seine heiligen fünf Wunden, mein Schreiben nicht in Ungnade aufzunehmen. Viele ansehnliche Personen haben mich schon oft darum ersucht, ich habe es nie thun wollen; endlich bin ich dazu gezwungen worden. Ich sehe, daß es mich nunmehr am meisten im Markgrafthum Burgau und in den Altenburgischen Herrschaften, von welchen ich leben muß, selbst betrifft."

So sehr das Restitutionsedict auch mit den Wünschen des Herzogs Maximilian von Baiern und der Ligue übereinstimmte, so wenig gefiel ihnen doch die Art, wie der Kaiser es ausführte. Sie fürchteten, daß die große Härte und Schonungslosigkeit seines Verfahrens Erbitterung und Widerstand zu einer bedenklichen Höhe treiben würden, und sahen mit scheelen Augen, daß mit dem besten Theile der Beute Ferdinands Sohn bedacht ward. Besonders aber war es Wallensteins Macht, die ihnen, weil sie dadurch überflüssig wurden, Eifersucht, und weil der Kaiser sich dieser Waffen wol einmal auch gegen sie bedienen könnte, Besorgniß einflößte. Schon forderte man, sie sollten ihren Truppen entweder im eigenen Lande Quartier geben, oder, was man lieber wollte, sie gänzlich entlassen. Sie drangen daher in den

Kaiser einen Kurfürstentag auszuschreiben, auf dem über die Herstellung der Ruhe im Innern Rath zu halten sey. Viele zweifelten jedoch, ob der Kaiser sich dazu verstehen werde. Indessen, der Versuch gelang, da Ferdinand selber ein großes Interesse hatte, sich die Fürsten zu verbinden. Er wünschte nämlich seinen ältesten Sohn zum Römischen König erwählt zu sehen, und es geschah ganz vorzüglich in dieser Absicht, daß er (im Febr. 1630) den allgemein ersehnten Fürstentag auf den Junius nach Regensburg ausschrieb. Alle Kurfürsten wurden persönlich eingeladen, allein die von Sachsen und Brandenburg waren durch keine Einladung zu bewegen, sich selber einzufinden.

Der Kaiser selbst war einer der ersten, welcher erschien. Was mußte er hier hören! In Deutschland, hieß es, sey kein Feind, und doch sey das ganze Reich voller Truppen. Man verkaufte in Regensburg Pamphlete, worin unverhohlen gesagt ward, der Kaiser brauche die Reichsgefahr nur zum Vorwande, seine herrschsüchtigen Plane mit Deutschem Blute auszuführen; er sey das Spiel zweier Jesuiten, die ihn am Leitzaume der Religion führen könnten, wohin sie wollten. Im Fürstensaale selber hörte er keine erfreulichere Sprache. Schrecklich war der Bericht der Pommerschen Abgeordneten. „Bogislav, sagten sie, nahm die kaiserlichen Soldaten als Freunde auf, und sie peinigen seine Unterthanen bis aufs Blut. Ganz allein im Fürstenthum Stettin wurden die Contributionen auf zehn Millionen angeschlagen. Den armen Leuten wurden die Hemden vom Leibe weggenommen, Andere übergaben den Officieren statt baaren Geldes ihre fahrende Habe mit Thränen. Die Executoren schätzten einen Zug Ochsen auf zwei Thaler, und nahmen ihn für

diesen Spottpreis den Bauern weg. Noch täglich werden die Wirthe barbarisch geprügelt, alles wird verbrannt und verheert, der Gottesdienst gehindert; und nicht genug, daß Weiber und Jungfrauen zu Tode genothzüchtigt werden: auch noch an den todten Körpern, mehr als viehisch, wird die unnatürliche Lust gebüßt, und dann werden sie den Hunden zu fressen gegeben. Bogislavs ganze Einkünfte aus seinem großen Herzogthume reichen nicht mehr zur Unterhaltung seiner Tafel hin, und jeder kaiserliche Rittmeister in Pommern lebt fürstlicher als er. Sieben Pommersche Städte sind seit der Kaiserlichen Ankunft durch den Muthwillen der Letztern in Asche gelegt, ganze Districte von sechs und mehreren Meilen sind verödet. Als die Stadt Stargard sich über die Größe der Contributionen beklagte, schrieb der kaiserliche Feldmarschall Torquato Conti dem darin liegenden Hauptmanne zurück: damit Stargard desto besser sich zu beklagen Ursache habe, so befehlen wir dem Herrn ernstlich, daß er sich diese Stunde alles, was noch zu zahlen ist, auszahlen lasse, und sollten sich die Stargarder auch bis auf das Hemde ausziehen müssen." Als die Pommerschen Gesandten diese Beschwerden übergaben, lagen 31,500 Mann kaiserlicher Infanterie und 7540 Reiter, ohne den Troß, in Pommern. Kurbrandenburg berechnete seinen Schaden auf zwanzig Millionen, Hessen-Kassel gab sieben Millionen an. Die einzige Stadt Nürnberg hatte 20,000, Würtemberg 120,000 Thaler zahlen müssen.

Ferdinand war kein so harter Mann, daß solche Dinge ihn nicht hätten rühren sollen. So mochten es ihm seine Räthe und Jesuiten in Wien freilich nicht vorgestellt haben. Wallenstein hatte sich um diese Zeit bei

dem kaiserlichen Heer in Schwaben eingefunden, um, falls die Kurfürsten wegen der Königswahl Schwierigkeiten machen sollten, plötzlich die Stadt mit kaiserlichen Truppen zu besetzen, und Baiern mit einem Einfall zu bedrohen. Allein der Kaiser sah jetzt, da er in Regensburg war, die Sachen anders, und zu einer so gewaltsamen Antastung der Deutschen Verfassung hatte er weder Muth noch Willen. Er ging mit großer Mäßigung zu Werke, und brachte die Römische Königswahl seines Sohnes anfangs gar nicht in Antrag, als die Kurfürsten darauf drangen, erst die Angelegenheiten des Reiches vorzunehmen. Mit großer Entschiedenheit redete hier besonders Maximilian von Baiern. Er trug darauf an, daß Wallenstein des Commando's entsetzt würde, und die Übrigen stimmten laut und eifrig bei. Ferdinand sträubte sich lange, endlich aber ward er durch die Kraft der gewichtigsten Gründe besiegt, und unterzeichnete mit schwerem Herzen den Absetzungsbrief. Wie aber dieser dem gereizten Löwen zu übermachen sey, war eine Frage, die Bedenken erregte. Zwei alte Freunde des Feldherrn, der Hofkanzler von Werdenberg und der Kriegsrath von Questenberg, übernahmen zuletzt das gefährliche Geschäft. Sie trafen ihn in Memmingen mit astrologischen Studien beschäftigt. Er empfing und bewirthete sie prächtig. Es ward lange von gleichgültigen Dingen gesprochen, und eben wollten sie es wagen, ihn mit ihrem Auftrage bekannt zu machen, als Wallenstein, von allem auf dem Kurfürstentage vorgefallenen Dingen schon durch seinen Vetter unterrichtet, einige Papiere vom Tische nahm und zu ihnen sagte: „diese Papiere enthalten des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern Nativität *). Aus ihnen könnt

*) So nennt man den bei der Geburt eines Menschen obwal-

ihr selbst sehen, daß ich euren Auftrag weiß. Diese Sterne zeigen, daß des Kurfürsten von Baiern Spiritus den Spiritus des Kaisers dominirt. Aus dieser Ursach gebe ich dem Kaiser keine Schuld. Es thut mir wehe, daß sich Se. Majestät meiner so wenig angenommen haben, aber ich will Gehorsam leisten. Anbei könnt ihr dem Kaiser sagen, mit dem Abdanken meiner Truppen werfe er den edelsten Stein aus seiner Krone weg." Er dankte hierauf selbst dem Kaiser schriftlich für das bisher ihm geschenkte Vertrauen, und bat nur, ihn in seinen Herzogthümern zu schützen. Man glaubt, sein insgeheim von Baiern bestochener Astrolog, der Genueser Seni, sey der Urheber dieser Fassung gewesen, indem er ihn überredet habe, dies alles müsse geschehen, damit er einst zu desto größeren Ehren erhoben würde.

Als die Kurfürsten zu Regensburg seine Antwort erfuhren, wurden sie muthiger, und verlangten nun auch die Wiedereinsetzung der Mecklenburgischen Herzoge. Seit ihm die Macht genommen war, achtete ihn keiner von denen mehr, die ihn noch vor wenig Wochen mehr als den Kaiser gefürchtet hatten. Der Kaiser schrieb ihm, die Mecklenburgische Angelegenheit sollte noch einmal vorgenommen werden, er möchte sich daher bis nach beendigter Untersuchung auf seine Güter in Böhmen begeben. Dahin ging er denn, nicht ohne die Zuversicht, daß die Zukunft ihm einen vollkommenen Triumph über seine Feinde verschaffen würde. Von seinen Truppen entließ der Kaiser die meisten und behielt nur neun und dreißigtausend Mann in Diensten.

tenden Stand der Planeten und der Sonne gegen die Zeichen des Thierkreises, aus welchem die Astrologie die künftigen Schicksale dieses Menschen vorherzusehen sich getraute.

5. Gustav Adolfs erste Fortschritte in Deutschland.

(1630—1631.)

Was war jetzt aus dem Funken geworden, der sich vor zwölf Jahren auf dem Schlosse zu Prag zuerst entzündete! Dort war das Feuer längst gelöscht, aber dafür stand nun das ganze Deutsche Reich in hellen Flammen. Von der Freiheit der Böhmen war nun nicht mehr die Rede und der vertriebene Kurfürst von der Pfalz war ganz in den Hintergrund getreten. Wichtigere Besorgnisse waren jetzt rege: es handelte sich um die Aufrechthaltung der protestantischen Religion, und um die seit Jahrhunderten errungene Stellung der Deutschen Fürsten, da die so mächtig emporgewachsene Macht Österreichs und die bekannten Gesinnungen des Kaisers eine gewaltsame Unterdrückung beider befürchten ließen. Und was stand wol nach allem, was oben erzählt ist, dem siegreichen Ferdinand zu diesem großen Ziele noch im Wege? Die Macht der größten Fürsten, Baiern und Sachsen ausgenommen, war gebrochen, das ganze Reich entkräftet, verschüchtert, ausgesogen, und mit kaiserlichen Truppen besetzt; das kühne Restitutionsedict war ausgesprochen und an vielen Orten bereits vollstreckt; die Uneinigkeit und Eifersucht der Fürsten unter einander machte dem Sieger vollends leichtes Spiel, und die Furcht, auch das letzte noch durch Widersetzlichkeit zu verlieren, lehrte selbst Diejenigen Unterwürfigkeit, die auf den ernstlichsten Widerstand hätten denken sollen.

Nur ein Weg war übrig, die Freiheit Aller zu retten. Eine fremde Gewalt, mächtiger als jeder Einzelne von ihnen, mußte die Getrennten kraft eines überwiegenden Ansehns vereinigen, sich an die Spitze aller Pro-

testanten stellen, und sie selber so beherrschen, daß jede Regung der Eifersucht und des besondern Vortheils erstickt, und jeder Treulosigkeit durch die Furcht der Weg versperrt wurde. Aber diese Maßregel war schon versucht, und schrecklich vereitelt worden. Wie theuer hatte nicht Christian IV. seine Einmischung in diese Händel gebüßt! Wer hätte ihm nachfolgen mögen!

Aber wie außerordentliche Zeiten auch außerordentliche Kräfte wecken, so lebte auch damals ein Mann von seltner Geistesgröße, den der Anblick dieser ungeheuren Verwirrung mit einer geheimen Freude und mit einem unbezwinglichen Verlangen erfüllte, sich in diesen Strudel zu stürzen, und durch die Klarheit seines Geistes Ordnung und Ruhe in dies empörte Chaos zu bringen. Das war Gustav Adolf, König von Schweden *), unstreitig der größte Mann seiner Zeit. Achtzehn Jahr alt bestieg er den Thron (1611) und führte mit wenigen Unterbrechungen siebzehn Jahre lang Krieg mit Polen, wo sein Vetter Siegmund herrschte, der seine Ansprüche auf Schweden nicht fahren lassen wollte. (Siehe Th. VIII.) Gustav Adolf gewann in diesem Kriege nicht nur fast ganz Livland, sondern erweiterte auch den Schwedischen Handel durch die Besetzung vieler trefflichen, besonders Preußischen, Hafenplätze an der Ostsee. Wohl unterrichtet in der Geschichte der großen Thaten Römischer und Griechischer Helden, nahm er einen Cäsar und Scipio zu seinen Vorbildern, und wie jene benutzte er

*) Geb. 1594, den 19. December früh um 7 Uhr und 23 Minuten des Morgens, nach der Nativität, die ihm damals von einem Astrologen gestellt wurde, der ihm einen gewaltsamen Tod, den Untergang seiner Feinde, und die Erlöschung seines Hauses vorher verkündigte.

die langen Kriege mit einem an regelmäßige Kriegführung nicht gewöhnten Volke dazu, seine Krieger abzuhärten, und eine Menge Versuche im Kleinen mit einer allmälig selbst erfundenen Kriegskunst zu machen, die er einst zu höheren Zwecken im Großen anzuwenden gedachte. Und herrlich gelang ihm dieser Plan. In jenen Polnischen Kriegen bildete sich ein Heer, das in der Folge die geübtesten Deutschen Truppen über den Haufen warf, und ein Feldherr, von dem alle seine Gegner zu lernen suchten.

In diesen rastlosen Bestrebungen wurde sein gewaltiger Geist von einem kräftigen und höchst gesunden Körper unterstützt. Er war von hohem Wuchse und sehr fleischig, so daß mit den Jahren die zunehmende Wohlbeleibtheit ihm fast beschwerlich fiel, und nur ein starkes Pferd ihn zu tragen vermochte. Seine breite Stirn schien der Sitz der Vernunft zu seyn; seine Adlernase, die großen grauen Augen und die wohltönende Stimme flößten Achtung und Vertrauen ein, aber so furchtbar sein Ernst war, so sehr bezauberte seine Freundlichkeit. Zum Herrscher geboren, wußte er nichts von Furcht; bei aller Vorsicht sah man ihn nie ängstlich, und seine Rede strömte fast immer von Salz und Laune über. In der Schlacht war er immer da, wo die Gefahr am größten war, denn, sagte er, wenn der Feldherr nicht Muth zeige, so hätten auch die Soldaten keinen; die den Tod flöhen, fänden ihn eher, als die ihn suchten, und weder Alexander noch Cäsar seyen im Felde geblieben. Als im Jahr 1627 sein trefflicher Kanzler Oxenstierna ihm einen schon beschlossenen, sehr gefährlichen Angriff auf die Stadt Danzig abrieth, rief Gustav aus: „Ihr seyd doch in allen Dingen gar zu kalt, und hemmt

mich immer in meinem Laufe." Worauf jener erwiederte: „Es ist wahr, Ew. Majestät, aber wenn ich nicht so viel Wasser in Ihr Feuer gösse, so wären Sie längst verbrannt." Als in demselben Feldzuge ein Wundarzt, der ihm eine Wunde am Schlüsselbeine verbinden mußte, sichs bei dieser Gelegenheit herausnahm, ihn wegen der zu geringen Sorgfalt für sein Leben zu tadeln, sagte ihm Gustav nichts als diese Worte: „ne sutor ultra crepidam!" In einer am 27. Juni 1629 unweit Marienburg in Preußen vorgefallenen Schlacht lernte er die Wallensteinischen Truppen, von denen, wie oben erzählt ist, ein Hülfsheer dahin gesandt war, zuerst kennen. In dem Schreiben, welches der Feldmarschall von Arnim am Tage nach der Schlacht an Wallenstein erließ, heißt es unter andern: „Der König ist mitten unter uns gewesen, und unsere Reiter haben so nahe nach ihm gegriffen, daß er den Hut im Stiche gelassen, welchen Ew. Fürstlichen Gnaden ich überschicke. Eben jetzt sendet der Feind wegen einiger vornehmen Getödteten und Gefangenen einen Trompeter an mich, welcher erzählt, daß der König gesagt, er habe noch nie so warm gebadet, doch wäre ihm lieb, daß er die Kaiserlichen hätte kennen lernen. — Der König hat sich mit so viel Muth unter die Kaiserlichen gewagt, daß er sich der größten Gefahr ausgesetzt, und sich durch seine außerordentliche Tapferkeit und durch den treuen Beistand der Seinigen durchschlagen müssen."

Außer dieser Heldentugend besaß Gustav Adolf auch jene ungemeine Klarheit des Verstandes, vermöge welcher er zu seinen großen Zwecken auf das schnellste die richtigsten Mittel zu finden und die tauglichsten Menschen auszuwählen wußte. Alle seine Generale machten eine

Schule der trefflichsten Feldherren aus, und für jeden hatte er eine eigene Behandlungsart, die ihm alle Herzen gewann. Um zu seinen unaufhörlichen Kriegen immer das nöthige Geld zusammen zu bringen, hatte er sich von jeher einer steten Verbesserung der Finanzeinrichtung beflissen, und den Erwerbfleiß und den Handel in seinen Staaten auf alle Weise unterstützt. Auch den Wissenschaften, deren eifrigster Verehrer er war, öffnete er den Weg nach Schweden. Als ein Todfeind der Jesuiten nahm er denen zu Frauenburg in Preußen 1626 ihre Büchersammlung und schickte sie nach Upsala. Er redete vier Sprachen mit seltener Fertigkeit, und hatte nach dem Geiste der damaligen Zeit in theologischer Gelehrsamkeit viel gethan. Aber es war ihm nicht um die Lehrsätze allein zu thun; ein ächt religiöser Sinn hatte sein ganzes Gemüth so wunderbar durchdrungen, daß er uns als das liebenswürdigste Muster eines ächt christlichen, frommen Fürsten erscheint, dessen Ehrgeiz durch den beständigen Gedanken an Gott gemildert wird. Die folgende Geschichte wird uns dazu manchen rührenden Belag geben.

Die unterdrückte Religionsfreiheit der Deutschen Protestanten hatte schon früh Gustavs Aufmerksamkeit erregt; er hatte sich, wie bereits erzählt ist, an Christians IV. Stelle an die Spitze der Niedersachsen stellen wollen, war aber durch Englands Zaudern und Dänemarks Eifersucht daran verhindert worden. Auch hatte der Polnische Krieg ihn noch zu sehr beschäftigt. Jetzt aber, da Dänemark entkräftet war, Frankreich aus Eifersucht gegen Österreich Unterstützung versprach, und Polen einen sechsjährigen Waffenstillstand einging (26. Sept. 1629), stand dem Helden nichts mehr im Wege,

ja die Abdankung Wallensteins und die Verminderung der kaiserlichen Truppen in Pommern begünstigten sein Unternehmen noch auf besondere Art. Gründe sehr verschiedener Art kamen zusammen, Gustavs Entschluß zu bestimmen. Österreichs Pläne auf die Ostsee und zur Unterdrückung des Protestantismus waren für Schweden zu bedenklich, um nicht zum Kampfe aufzufordern, und ein siegreicher Krieg verhieß eine glänzende Ausdehnung seiner Macht an den Ufern des Baltischen Meeres. Gustav fand hier die trefflichste Gelegenheit, seinen Durst nach Ruhm und Größe zu befriedigen und zugleich die edlen Seelen angestammte Begierde, als Schützer und Rächer der Unterdrückten aufzutreten. Da der Kaiser nun auch zu Lübeck seine Gesandten beleidigt, seinen Feinden, den Polen, Hülfe gesandt, und ihm manchen andern Anlaß zu Beschwerden gegeben hatte, so fehlte es auch nicht an Gründen, welche er der Welt in einem Manifeste als die Ursachen, welche ihn in die Waffen brachten, angeben konnte.

Den Geist und die Zuversicht, welche ihm den Sieg über alle Gefahren dieses schwierigen Unternehmens verhießen, fühlte Gustav in sich. Die Deutschen Protestanten waren seit dem kläglichen Ausgange des Dänischen Unternehmens, welches die grimmige Zuchtruthe des Kaisers über sie gebracht hatte, so scheu geworden, daß sie von keinem neuen Bündnisse mit einem fremden Könige etwas hören mochten. Gustav mußte also zu Anfange ganz auf sich allein vertrauen, und von dem Eindruck seiner ersten Thaten den Erfolg der ferneren größeren erwarten.

Nachdem er zu Hause alles bestellt hatte, schiffte er sich mit funfzehntausend Schweden in den Scheeren

bei Elfsnaben ein (23. Jun. 1630), und landete am 4. Julius bei der kleinen Insel Rüden, am Ausflusse der Peene. Kaum aus dem Boote ans Land gestiegen, knieete er im Angesichte seines ganzen Heeres nieder, dankte Gott in einem inbrünstigen Gebete für die glückliche Überfahrt, und bat ihn um seinen ferneren Schutz. Seine gerührten Officiere beteten ihm im Stillen nach. Als er aber ihre Augen voller Thränen sah, sprach er: „Weinet nicht, meine Freunde, sondern betet. Je mehr Betens, je mehr Siegs! Fleißig gebetet, ist halb gefochten.“ Er nahm darauf in größter Geschwindigkeit Usedom und Wollin weg, vertrieb auch aus Rügen die Kaiserlichen, und rückte auf Stettin, die Hauptstadt des Herzogs von Pommern, los. Dieser, ein alter, schwacher Mann, kam ihm ängstlich entgegen, und verrieth nur zu deutlich seine Unruhe über einen so gefährlichen Besuch. Gustav versicherte ihm, er habe keine Absichten weder auf Pommern noch auf irgend einen andern Theil des Deutschen Reichs, aber zu seiner Sicherheit sey ihm der einstweilige Besitz von Pommern durchaus nöthig, und vor allen Dingen habe er sich Stettin zu einem Hauptwaffenplatze ausersehen; er bitte daher, die Stadt sogleich zu übergeben. Der Herzog zauderte. Darauf wandte sich Gustav an die Abgeordneten des Magistrats. Er versprach die strengste Ordnung und Mannszucht, und schloß seine Rede mit den Worten: „Faßt einen Entschluß, die Sache ist dringend. Die Sonne wird bald untergehen, und ich bin nicht gewohnt, in der Nacht auf den Wällen Schildwachen auszustellen. Eilet, und nöthiget mich nicht, zu wirksameren Mitteln meine Zuflucht zu nehmen, wenn meine Worte euch nicht überreden können.“ — Der Herzog bat, ihn doch nur neu-

tral zu lassen, damit er nicht noch in seinem Alter den Jammer erlebe, als ein Geächteter aus seinem Lande flüchten zu müssen; aber der König beruhigte ihn darüber, und so rief er denn in einer Art von Verzweiflung aus: „Nun in Gottes Namen!" und damit rückten die Schweden in die Stadt (20. Jul.). Bald darauf ward ein förmliches Bündniß zwischen Gustav und Bogislav geschlossen, worin der Erstere den Letztern auf alle Weise gegen des Kaisers Angriffe zu schützen versprach. Der Herzog ermangelte nicht, dem Kaiser von allem diesem Nachricht zu geben, und sich mit der unabweislichen Noth zu entschuldigen.

Während dies in Pommern vorfiel, saß Ferdinand II. zu Regensburg im Fürstenrathe. Dorthin hatte sich auch Tilly begeben, um die Bestallung eines Generalissimus über die Truppen der Ligue und des Kaisers zugleich, an Wallensteins Stelle, zu empfangen. „Wir haben wieder ein kleines Feindel bekommen," soll Ferdinand bei dieser Gelegenheit zu Tilly gesagt haben. Aber dieser Feldherr hatte bessere Begriffe von dem Schwedischen Kriegsfürsten, um ein so verächtliches Wort in gleichem Tone zu erwiedern.

Die kaiserlichen Besatzungen in Pommern thaten in manchen Städten noch lange herzhaft Widerstand; in anderen bewiesen sie sich feiger, oder wichen auch der offenbaren Übermacht. Der tapfere, aber barbarische Feldmarschall Torquato Conti sammelte die zerstreuten Haufen, und verschanzte sich mit ihnen in einem festen Lager bei Garz an der Oder. Mit ihnen vereinigten sich die Besatzungen der kleineren Städte, welche die Ankunft der Schweden nicht abzuwarten wagten. Schrecklich ließen diese Unmenschen ihre Wuth gegen die Schweden

an den unschuldigen Pommern aus. Kein Ort wurde verlassen, ohne vorher ausgeplündert und an allen Ecken in Brand gesteckt zu seyn. Savelli, Conti's Untergeneral, nahm den Landleuten, die kein Geld mehr hatten, ihre Pferde weg, schickte sie auf den Markt, und wenn sich keine Käufer dazu fanden, so ließ er sie niederstechen, und verkaufte die Häute dem Schinder. Ein Kroatenhaufe, welcher durch Penkun zog, brach in alle Häuser ein, zerschlug Kisten und Schränke, prügelte die Leute, bis sie ihre verborgene Habe entdeckten, ergriff die Weiber und halb erwachsene Mädchen, und trieb sie wie Schlachtvieh vor sich her. Überall auf den Straßen sah man die scheußlichsten Gräuelscenen. Nach dem Abzuge dieses Gesindels war in ganz Penkun kein Bissen Brots zu finden.

Noch höher stieg die Unmenschlichkeit in Pasewalk. Schon ausgezehrt durch die lange Einquartirung, und so verödet von der grausamsten Hungersnoth, daß kaum noch der dritte Theil der Häuser bewohnt war, erhielt diese unglückliche Stadt von einem durchziehenden Obersten den Befehl, noch achtzehntausend Thaler zu zahlen. Auf die Vorstellung der Unmöglichkeit erfolgte der Befehl zur Plünderung. Wie hungrige Wölfe stürzten sogleich die Soldaten in die Häuser; jede Frage wurde mit Säbelhieben begleitet, jeder Bissen Brots mit Blut bespritzt. Selbst die Armen im Hospitale wurden geprügelt. Männern und Weibern rissen sie die Kleider vom Leibe; wer sich rührte, ward niedergestoßen. Die schönsten Mädchen wurden gebunden auf Wagen geworfen oder an die Sattelknöpfe der Reiter geschnürt, und zu fernerer Mißhandlung aufbewahrt. Ein Bürgermeister, einige Rathsherren und die vornehmsten Bürger wurden

krumm geschlossen nach Garz geführt, und hier mußten sie hungernd drei Tage und drei Nächte in regnichtem Winterwetter auf kalter Erde unter freiem Himmel liegen, und außer der Angst der Bande und des Hungers noch den Hohn der Soldaten ertragen, die rings um sie her ihre Nothdurft verrichteten. Beim Abzug aus Pasewalk endlich zündeten die Barbaren zum Beschlusse die Häuser an, spießten die mutterlos auf den Straßen umherirrenden Kinder auf ihre Piken, und schleuderten sie jubelnd in die Flammen.

Dem edlen Gustav ging das Herz vor Wehmuth über, als er wenige Tage nachher die Spuren dieser Verheerung fand. Auf den Dörfern sah es nicht besser aus. Überall Aschenhaufen und Blutströme; alle Mühlen niedergerissen, das Getreide auf der Erde zerstreut oder in den Flüssen schwimmend. Auf Tagereisen weit war kein Stück Vieh zu sehen. Viele der übriggebliebenen, fast verhungerten Menschengestalten wurden von den Schweden liebreich erquickt, die gern von ihrem Brote mittheilten, und Alles, was sie von den Bürgern verlangten, baar bezahlten. Die Mannszucht im Schwedischen Heere war so streng, daß die Einwohner nicht Soldaten, sondern Freunde zu bewirthen glaubten, und die Frömmigkeit des Königs bestätigte den rührenden Glauben, daß er den Bedrängten auf Gottes Geheiß wie ein hülfreicher Engel gesendet sey. Jedes Schwedische Regiment hatte einen Feldprediger, der mit demselben täglich zweimal Betstunde hielt, und Gustav selber fing keine bedeutende Unternehmung ohne ein lautes und herzliches Gebet an.

Die Eroberung der einzelnen Pommerschen Städte nahm indessen doch viele Zeit weg. Der Winter brach

ein, und schon der December des Jahres 1630 begann mit ungewöhnlicher Kälte. Torquato Conti, der noch immer bei Garz stand, hoffte, die Schweden würden sich nun in die Winterquartiere legen, und bis zum Frühling rasten, wo er selbst dann Unterstützung von Tilly erwarten konnte. Aber Gustav ließ ihm sagen, seine Schweden wären gewohnt, auch im Winter zu fechten, und an Rast sey bei ihm nicht zu denken. Unter solchen Umständen legte der kaiserliche General seine Befehlshaberstelle nieder, und sein Nachfolger, der Feldmarschall von Schaumburg, vertheidigte sein festes Lager bei Garz noch bis gegen Weihnachten, und zündete es dann bei seinem Abzuge sammt der Stadt an. Am ersten Christtage rückten die Schweden in das verödete Garz ein.

Wir können nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit, als Zeuge für Gustavs Gesinnung und Gefühlsweise, den Schluß eines Briefes mitzutheilen, welchen Gustav am 14. December 1630 von Golnow aus an seinen wackern Canzler Oxenstierna schrieb. Nachdem er ihm den Zustand seiner Angelegenheiten gemeldet, und ihn gebeten hat, der Unzufriedenheit der Unterthanen mit seinem Zuge auf alle Weise zuvorzukommen, fährt er fort: „Auch beschwöre ich euch, daß ihr euch mein Andenken und das Beste meines Hauses empfohlen seyn lasset, und dasjenige an mir und den Meinigen thut, was ihr wolltet, daß Gott an euch und den Eurigen thäte, und was ich an den Eurigen in gleichem Falle thun würde, wenn es ihm gefiele, daß ich euch überlebte, und die Eurigen meiner nöthig hätten. Ich betrachte mich als einen, der unser Vaterland bereits zwanzig Jahre lang, nicht ohne viele Bekümmernisse, jedoch, Gott sey Dank! auch mit vieler Ehre regiert hat, indem ich das Vaterland und

meine treuen Unterthanen geehrt und geliebt, ihrem Ruhme meine Bequemlichkeit, mein Vermögen und mein Leben aufgeopfert, und in dieser Welt keinen andern Schatz gesucht, als in der Erfüllung meiner Pflichten in demjenigen Stande, in welchem Gott mich geboren werden lassen. Sollte mir etwas Menschliches begegnen, so werden die Meinigen in vieler Betrachtung Mitleiden verdienen. Es sind ohnehin nur Frauenzimmer, eine Mutter ohne Rath, und eine junge unerzogene Tochter. Beide sind unglücklich, wenn sie allein regieren, und in Gefahr, wenn sie von Anderen regiert werden. Die natürliche Liebe und Zärtlichkeit flößten mir diese Zeilen in die Feder, mit welcher ich an euch schreibe, an euch, der ihr ein Werkzeug seyd, das mir Gott nicht allein zur Hülfe in wichtigen Angelegenheiten, sondern auch zum Beistande in allem dem, was mir in dieser Welt am meisten werth ist, geschenkt hat. Nichts desto weniger überlasse ich dieses, mich, und alles, was er mir gegeben, seinem heiligen Willen, und getröste mich in dieser Welt des Besten, in Hoffnung auf die Ruhe, Freude, und ewige Seligkeit nach diesem Leben."

Einen gleich schönen Sinn hatte er für die Ehre. Ein Italiener, Quinti del Ponte, dem er einmal eine Officierstelle in seinem Heere gegeben, hatte ihn schändlich verrathen wollen; nur durch seine Tapferkeit und Geistesgegenwart hatte sich der König aus der schon ganz nahen Gefahr gerettet, und der Verräther war darauf schnell zu den Kaiserlichen übergegangen. Als nun, im Februar 1631, die Österreichische Besatzung in Demmin zu capituliren gezwungen ward, und die Erlaubniß erhielt, mit dem Gepäck frei abzuziehen, fanden sich unter dem letztern auch die Sachen jenes Italieners.

Man rieth dem Könige, sich derselben zu bemächtigen; aber Gustav erwiederte: „Nein ich habe mein Wort gegeben, und man soll mir nicht vorwerfen, es nicht gehalten zu haben."

Einen Monat früher schon war eine bestimmte Vereinigung Schwedens mit Frankreich, welches mit Freuden sah, wie der anwachsenden Macht Österreichs eine neue Hemmung entgegentrat, zu Stande gekommen. Die größten Hindernisse dieser Vereinigung hatte der Stolz des Französischen Hofes erzeugt, welcher sich nicht entschließen konnte, Gustaven den Titel Majestät zu bewilligen. Im gerechten Gefühl seiner Würde hatte Gustav deshalb schon unterm 17. September 1630 nach Paris geschrieben: „Obgleich dies eine sehr unbedeutende Sache ist, die weder zur Verminderung der einen, noch zur Vergrößerung der andern Majestät etwas beiträgt, so haben wir doch geglaubt, daß es die Pflicht eines Königs erfordere, nichts zu vernachlässigen, was seine königliche Würde betrifft. Eher wollen wir daher die Verträge aufgehoben wissen, als daß wir zum Nachtheil dieser Würde, die wir von Gott und unseren Vorfahren erhalten haben, etwas geschehen lassen sollten." Der Französische Gesandte hatte sich darauf bemüht, Gustaven begreiflich zu machen, welche Verschiedenheit zwischen einem König von Frankreich und einem König von Schweden Statt finde, aber Gustav antwortete mit Festigkeit: „Alle Könige sind einander gleich." Das Französische Ministerium gab endlich nach, und der Vertrag wurde geschlossen, zu Bärwalde in der Neumark den 23. Januar 1631. Der Hauptpunct darin war der, daß Frankreich sich verpflichtete, dem Könige jährlich viermalhunderttausend Thaler Hülfsgelder zu zahlen.

Während Gustav in Pommern nur Schritt vor

Schritt ging, um erst in Deutschland recht festen Fuß zu fassen, und sich den Rücken zu decken, traten die Deutschen Protestanten, die schon so oft Bündnisse, aber selten erfolgreiche, geschlossen hatten, wiederum zusammen auf dem sogenannten Leipziger Convent, der vom 18. Februar bis zum 12. April 1631 währte. Mit Schweden sich zu verbinden bezeigte noch Niemand Lust, wol aber beschlossen dort Sachsen, Brandenburg, Hessen-Kassel, Würtemberg und andere Fürsten und Herren, auch die Abgeordneten vieler Reichsstädte, Truppen anzuwerben, um sich gegen alle willkührlichen kaiserlichen Einquartierungen und Contributionen, und besonders gegen die Vollziehung des Restitutionsedicts zu schützen. Vom Kaiser verlangten sie in einem Schreiben, daß dieses Edict aufgehoben, und Alles wieder in den vorigen Stand gesetzt werden möge. Und „da der Stände Hoheit durch grausame, unerhörte Bedrückungen von Seiten des kaiserlischen Kriegsvolks äußerst gekränkt, die Reichsconstitutionen überschritten, das Reich mit neuen Werbungen angefüllt, die Contributionen gebotweise angesetzt, und durch Kriegsgewalt erhoben würden," so hofften sie, der Kaiser werde es ihnen, „dafern sie von der Soldatesca wieder vergewaltigt werden sollten, nicht verdenken, wenn sie sich und ihre Lande und Leute durch die von Gott und der Natur, auch Reichsgesetzen, in alle Wege zugelassene Defension bestens verwahrten und versicherten." Der Kaiser antwortete, das Restitutionsedict beföhle nichts als die Vollziehung des Augsburger Religionsfriedens, und was die Kriegsbeschwerden anbeträfe, so sey es befremdend, sie zu einer Zeit erhoben zu sehen, wo die Fortschritte der Schwedischen Waffen dem ganzen katholischen Theil der Stände Gefahr drohe. Aber

dabei ließ es Ferdinand nicht bewenden, sondern richtete, da die Protestanten nun in der That anfingen, sich zu bewaffnen, gegen die oberländischen Glieder des Leipziger Bundes Kriegsgewalt. Die Schwäbischen demselben angehörigen Stände wurden durch kaiserliche Truppen gezwungen, ihm zu entsagen, und zugleich mit neuen Schatzungen beschwert; die Fränkischen warteten die Ankunft der Truppen nicht einmal ab, sondern erboten sich sofort, zu gehorchen, und ihr Kriegsvolk zu entlassen.

Der Rest des Winters ging dem Könige von Schweden noch mit der Vertreibung der Kaiserlichen aus den Pommerschen Plätzen hin. In der letzten Woche des März ging er von Schwedt nach Frankfurt. Da kam ihm zu Ohren, wie Tilly eine tapfere Schwedische Besatzung in Neubrandenburg, die sich auf gute Bedingungen ergeben hatte, dennoch hernach meuchlerisch überfallen, und gegen sein Wort bis auf den letzten Mann habe niederhauen lassen. Diese Treulosigkeit empörte ihn; er befahl, auch den Kaiserlichen keinen Pardon mehr zu geben, und als er durch Zehdenick kam, wo ihm ein Haufe Kroaten in die Hände fiel, ließ er diese Kannibalen nach Schweden in die Kupferbergwerke bringen. Auch in Frankfurt, welches er am 13. April mit stürmender Hand einnahm, riefen die wüthenden Schweden Denen, welche um Quartier (Pardon) baten, die Antwort entgegen: „Neubrandenburgisch Quartier!“ und hieben sie in Stücke. Dies war Gustavs erster entscheidender Sieg in Deutschland. Die Kaiserlichen räumten nun fast ganz Pommern und die Mark, und flüchteten in die Lausitz.

Gustav benachrichtigte selbst den Leipziger Convent von seinem Siege bei Frankfurt, und lud ihn ein, ge-

meinschaftliche Sache mit ihm zu machen, allein umsonst. Von Frankfurt ging er nach Landsberg an der Wartha, und hier erfuhr er die Noth der Stadt Magdeburg, die schon seit einem Monat von Tilly und Pappenheim belagert war, und sich nach einem Entsatze sehnte. Gustav ließ den Bürgern sagen, sie möchten sich nur noch drei Wochen halten, dann hoffe er ihnen gewiß Hülfe bringen zu können. Er hatte dem Administrator des Erzbisthums, dem Brandenburgischen Prinzen Christian Wilhelm, schon vorher einen erfahrnen General, Dietrich von Falkenberg, zugesandt, den die Bürger auch sogleich zum Befehlshaber ernannt hatten, und der alle Vertheidigungsanstalten trefflich leitete. Gleich jetzt nach Magdeburg zu eilen, erlaubte dem Könige die Vorsicht nicht, denn er war doch immer noch schwach, zumal da er soviel Städte besetzt halten mußte. Ehe er weiter vorschritt, mußte er wegen des Rückzuges in Sicherheit seyn, und zu diesem Ende seinen Schwager, den Kurfürsten von Brandenburg, mit eben dem unerbittlichen Zwange zu seinem Bundesgenossen machen, den er den Herzog von Pommern hatte empfinden lassen. In seinem Lande stand er bereits, ohne um Erlaubniß gefragt zu haben; jetzt verlangte er auch noch von ihm die Auslieferung der Festungen Spandau und Küstrin. George Wilhelm, ein frommer und friedliebender Fürst, dem aber die in so schweren Zeitläuften doppelt nothwendigen Eigenschaften, Entschlossenheit und Festigkeit des Sinnes, gänzlich mangelten, war nicht wenig über ein Ansinnen erschrocken, welches ihn mit dem Kaiser gänzlich zu entzweien drohte. In dieser, theils aus Furcht, theils aus der Vorstellung von der schuldigen Lehnstreue entspringenden Scheu, das Reichsoberhaupt zu beleidigen,

bestärkte ihn sein vertrauter Rath, der dem kaiserlichen Interesse auf das stärkste ergebene Graf von Schwarzenberg, der den Kurfürsten völlig beherrschte. Auch konnte Brandenburg seiner Ansprüche auf Pommern wegen, wo Gustav Adolf sich so angelegentlich fest zu setzen suchte, in dem Schwedischen Vortheil den seinen eben nicht erblicken. Indeß rückte Gustav bis Köpenick vor, und verlangte eine Unterredung mit dem Kurfürsten. Sie wurde in der Heide zwischen Berlin und Köpenick gehalten (13. Mai 1631). Der Kurfürst konnte sich zu nichts entschließen. Der König ward zornig und wollte nach Köpenick zurück. Die Kurfürstin und die verwittwete Pfalzgräfin, Friedrichs V. Mutter, welche mit heraus gekommen waren, besänftigten ihn indeß, und baten ihn, mit ihnen nach Berlin zu kommen. Er willigte ein, und schlief die Nacht in dem Schlosse, von tausend Schwedischen Soldaten bewacht. Am folgenden Tage (Mittwochs, 14. Mai) fingen die Unterhandlungen wieder an, indeß das Schwedische Heer näher an die Stadt rückte. „Meine Reise geht nach Magdeburg, sagte Gustav, um solches zu entsetzen, jedoch nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir niemand beistehen, so trete ich sogleich den Rückweg wieder an, mache mich meines Orts von allen Vorwürfen frei, biete dem Kaiser einen Vergleich an, und ziehe wieder nach Stockholm. Ich weiß, der Kaiser soll einen solchen Vergleich eingehen, wie ich begehre, aber am jüngsten Gericht werdet ihr Evangelischen angeklagt werden, daß ihr um des Evangelii willen nichts habt thun wollen, und es wird euch auch wohl hier schon vergolten werden. Denn geht Magdeburg verloren, und ziehe ich mich zurück, so sehet zu, wie es euch gehen wird." —

Nach langem Zaudern willigte endlich der Kurfürst ein daß Gustav Spandau so lange behalten solle, bis Magdeburg entsetzt sey; der Vertrag darüber ward am 15. Mai unterschrieben, und noch an demselben Tage zogen die Schweden der Elbe zu.

Um ganz sicher zu gehen (denn Tilly und Pappenheim, mit denen ers jetzt aufnehmen wollte, waren zwei gefährliche Gegner), wollte der König lieber bei Wittenberg, als bei Havelberg, im Angesicht des Feindes, über die Elbe setzen, und er bat sich zu diesem Ende von dem Kurfürsten von Sachsen den Durchmarsch durch Wittenberg aus. Mit Recht aber mußte man wol gegen einen Gast mißtrauisch werden, der alle Festungen Derer, denen er helfen wollte, zuerst in Beschlag nahm, und der schon in Pommern und Brandenburg einen so drohenden und gebieterischen Ton angenommen hatte. Johann George schlug daher die Bitte ab. Plötzlich kam die Nachricht, Magdeburg sey erobert, ein Donnerschlag für alle Protestanten. Gustav unterließ nicht, das Zaudern der beiden Kurfürsten als die einzige Ursache dieses Verlustes darzustellen.

---

6. Die Zerstörung Magdeburgs.

(1631, 20. Mai *).)

Diese reiche, blühende und stark befestigte Hansestadt, schon einmal der Wuth Wallensteins entronnen, war seit dem Ende des März Tilly's Hauptaugenmerk geworden. Aber vergeblich hatte er sechs Wochen lang seine ganze

*) Nach dem alten Kalender den 10.

Kriegskunst aufgeboten, sie in seine Gewalt zu bekommen. Zwar ging ihr zuletzt der Schießbedarf aus, allein der Schwedische Befehlshaber Falkenberg wußte durch weise Vertheilung des kleinen Restes und durch glückliche Ausfälle den Kaiserlichen noch immer vielen Schaden zu thun. Die größte Hoffnung der Bürger ruhte aber auf Gustavs Ankunft, und das Vertrauen auf die Nähe dieses Schutzgeistes machte sie so sicher, daß sie gar nicht glaubten, Tilly werde es jetzt noch wagen, etwas gegen sie zu unternehmen.

In diesem Glauben bestärkte sie Tilly selbst, als er am 19. Mai mit Kanoniren inne halten, und am Nachmittage sogar die bisher so tapfer gebrauchten Stücke abführen ließ. Sie hielten dies für ein sicheres Zeichen, daß Gustav nahe sey, was doch vielmehr ein Vorbote des Sturmes war, den der feindliche Feldherr, nach vielen vergeblichen Aufforderungen, auf den Rath seiner besten Officiere beschlossen hatte. In größter Stille wurden dazu die Nacht vorher die Leitern in Bereitschaft gelegt, und den Soldaten ward befohlen, sich auf den andern Morgen früh um fünf Uhr fertig zu halten. Die Wächter auf der Mauer blieben bis nach Mitternacht auf ihren Posten; da aber alles still blieb, gingen sie beim Anbruch der Morgendämmerung in ihre Wohnungen, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen, ohne Ahnung des Erwachens, welches ihnen bereitet war!

Endlich schlug die bestimmte Stunde, die Soldaten standen bereit, aber das Zeichen erfolgte noch nicht. Ungewiß, was er thun solle, hatte Tilly seinen Kriegsrath noch einmal zusammenberufen. Die meisten Stimmen vereinigten sich indeß wiederum für das Sturmlaufen, und so ward dann um sieben Uhr den harrenden Krie-

gern das Zeichen gegeben. Sogleich ward die Mauer von allen Seiten berennt, man setzte die Leitern an, die größten Stücke wurden herangezogen, um irgendwo eine Bresche zu schießen. Ein wildes Geschrei von vielen tausend Stimmen drang durch die Luft, und erfüllte die Bürger mit Bangigkeit und Schrecken. Falkenberg, der eben mit einem seit dem Tage vorher aufgehaltenen kaiserlichen Trompeter auf dem Rathhause in Gegenwart des Magistrats unterhandelte, eilte schnell auf seinen Posten, und fand hier in dem fürchterlichen Kugelregen seinen Tod. Die Besatzung, nun ohne Anführer, dachte bald nicht mehr an die Vertheidigung, jeder eilte nach Hause, brachte seine Baarschaft in Sicherheit und verbarg sich, wie er konnte. Am Kröckenthor und an der hohen Pforte ward die Mauer zuerst erstiegen, um neun Uhr war der Feind in der Stadt. Die Thore wurden erbrochen, das Fußvolk rückte ein, und besetzte die Straßen. Hie und da wagte es ein Bürger noch, aus dem Fenster zu schießen, selbst Weiber warfen Ziegel von den Dächern herab. Aber nun begann das eigentliche Trauerspiel. Die Erlaubniß zum Plündern ward gegeben, und die lange zurückgehaltene Thierheit brach plötzlich hervor. Aus Menschen wurden gereizte Tiger. Blutdurst, Wollust und Raubsucht, diese drei so verschiedenartigen und doch so nahe verschwisterten Begierden, bemächtigten sich der ungebundenen Willkühr, und alle Gräuel der Unmenschlichkeit wurden ohne Scheu und Scham geübt. Es ist kaum zu sagen, ob die Schmach der Weiber oder die Verletzung der Männer schrecklicher war, doch wurden auch die ersteren mit dem Schwerte nicht verschont. In der Katharinenkirche fand man drei und funfzig Weiber mit abgeschlagenen Köpfen. Die Straßen waren mit

zuckenden und röchelnden Körpern bedeckt, und kein Haus war ohne Blut. Um zehn Uhr kam an mehreren Stellen Feuer aus, welches bald so um sich griff, daß selbst die Plünderer genöthigt wurden, sich auf die Wälle zurück zu ziehen. Viele, die sich auf den Böden versteckt hatten, verbrannten nun auf die jämmerlichste Art. Man sah kleine Kinder auf den Straßen herumlaufen und nach ihren Müttern schreien, und Kroaten, die unmenschlich genug waren, diese unschuldigen Kleinen aufzuspießen und in die Flammen zu werfen. Einige menschenfreundliche Officiere brachten dem Feldherrn draußen im Lager von diesen Gräueln Nachricht, und fragten ihn, ob er nicht dem Plündern Einhalt thun wolle. Tilly aber antwortete: „Lasset ihnen immer noch eine Stunde Zeit, und dann kommt wieder. Der Soldat muß für seine Mühe und Gefahren auch was haben."

Abends um zehn Uhr legte sich der Brand, nachdem von der ganzen herrlichen Stadt nichts weiter als die Domkirche, das Liebfrauenkloster, und eine Reihe entlegener Fischerhäuser an der Elbe übrig geblieben war. Am folgenden Tage kamen die Sieger abermals in die Stadt, um die Keller zu durchsuchen, und hier fanden sie unermeßliche Beute. Auch eine Menge erstickter Leichname ward herausgeworfen. Etwa vierhundert der reichsten Bürger waren von den Officieren, die sich ansehnliche Lösegelder von ihnen versprachen, in das Lager gerettet worden. Zwei Tage nach dem Brande ward die Domkirche geöffnet, und hier fand man gegen tausend Unglückliche, die von Angst, Hunger und Durst so abgemattet waren, daß sie mehr Leichen als Lebendigen glichen. Man gab dem Tilly davon Nachricht, und er schenkte ihnen nicht nur das Leben, sondern ließ auch

Brot unter sie austheilen. Die, welche noch gesund waren, mußten die Kirche reinigen, die Übrigen wurden in den Bischofshof geführt. Mit einigen Predigern, die sich gleichfalls gerettet hatten, unterhielt sich der Sieger sehr gnädig. Jetzt schien sein Zorn befriedigt zu seyn. Auch war ja sein Hauptzweck erreicht.

Man brauchte viele Tage dazu, um die Straßen in so weit aufzuräumen, daß der Feldherr seinen Einzug halten konnte. Es wird berichtet, daß bis zum 31. Mai sechstausend vierhundert und einige vierzig todte Körper in die Elbe geworfen worden. Und wer rechnet die Verbrannten, und die, welche auf den Kirchhöfen begraben worden sind! Im Ganzen wird die Summe aller Umgekommenen auf dreißigtausend angesetzt.

Am 25. Mai geschah endlich Tilly's feierlicher Einzug. Nachdem in der Domkirche Messe gehalten, das Tedeum gesungen, und um die Stadt herum mit allen Kanonen dreimal Victoria geschossen worden war, ritt der Sieger mit seinem Gefolge durch die Hauptstraßen, und weidete sich an den furchtbaren Denkmälern seiner Macht. Nicht ohne Selbstzufriedenheit schrieb er darauf in dem nach Wien zu sendenden Bericht: „er glaube, daß seit Troja's und Jerusalems Zerstörung solch ein Sieg nicht sey gesehen worden."

---

7. Die Schlacht bei Leipzig und ihre nächsten Folgen.

(1631.)

Trotz der reichen Beute aus dem zerstörten Magdeburg litt doch Tilly's Heer bald an dem Nothwendigsten Mangel. Um sich zu erholen, hatte man dem Landgrafen

Wilhelm von Hessen-Kassel einen Besuch zugedacht, der, wie wir wissen, auch dem Convente beigetreten war, und noch ein beträchtliches Heer auf den Beinen hatte. Zuerst ließ Tilly ihn auffordern, sich als Freund oder Feind zu erklären, kaiserliche Besatzung in seine Festungen einzunehmen, seine Truppen abzudanken, und Kriegssteuern zu zahlen. Muthig erwiederte der Landgraf den Abgeordneten, er sey weder Freund noch Feind; fremde Truppen in seine Festungen aufzunehmen, sey er nicht gesonnen; seine Soldaten brauche er selbst; sollte er angegriffen werden, so werde er sich zu vertheidigen wissen; und damit es dem Grafen von Tilly nicht an Unterhalt und Geldern mangeln möchte, so könne er ihm keinen bessern Rath geben, als daß er nach München gehe, wo er alles im Überfluß finden würde, was er in Hessen vergebens suche.

Auf diese Sprache würde gewiß eine schreckliche Antwort erfolgt seyn, wenn nicht der Eroberer von Magdeburg gerade jetzt zu sehr mit dem Könige von Schweden beschäftigt gewesen wäre, der sich bei Werben in der Altmark fest verschanzt hatte. Tilly's mißliche Lage erforderte eine Schlacht, aber Gustav war noch nicht stark genug, um sich im offenen Felde mit ihm messen zu können. Vergebens also suchte Tilly ihn herauszulocken; er blieb hinter seinen unbezwinglichen Verschanzungen, und Tilly mußte sich nach Wolmirstädt zurückziehen. Hier bekam Gustav die Nachricht, daß die Kaiserlichen den 20. Juni auch Greifswalde geräumt hätten, den letzten Ort, den sie bisher in Pommern noch besessen hatten. Auch Mecklenburg war bis auf Rostock, Wismar und Dömitz in Schwedischen Händen, und da zur Beobachtung dieser Festungen ein hinlängliches Heer im Lande stand, so

glaubte Gustav die feierliche Einsetzung der beiden vertriebenen Herzoge nicht länger verschieben zu dürfen. Die schöne Handlung der Gerechtigkeit ward auf die rührendste Weise vollzogen. Unter dem Geläute aller Glocken zogen die Herzoge in einem prunkvollen Zuge in Güstrow wie im Triumphe ein; den Unterthanen ward aufs Neue der Eid von ihren rechtmäßigen Landesherren abgenommen, und Schmäuse und fröhliche Volksfeste beschlossen die Feierlichkeit. — Im Lager bei Werben hatte Gustav auch die Freude, den ersten freiwilligen Deutschen Bundesgenossen zu umarmen. Dies war der Landgraf Wilhelm von Hessen, mit dem schon im Herbste vorher die Bedingungen eines Bündnisses vorläufig verabredet waren, welches nunmehr (22. Aug.) zum förmlichen Abschlusse kam.

Tilly, immer mehr bedrängt, konnte sich in dem ausgesogenen Niedersachsen unmöglich länger halten. Daneben lag das schöne Kursachsen, das einzige Norddeutsche Land, welches bisher von dem alles verzehrenden Kriege noch verschont geblieben war. Er sah vorher, daß es sich über kurz oder lang doch den Schweden in die Arme werfen würde, und beschloß daher, den Bruch nicht erst abzuwarten, sondern dem Gegner zuvorzukommen. Am 24. August ließ er durch Abgeordnete dem Kurfürsten sagen: „Man habe vernommen, daß der Leipziger Bund noch immer seine Rüstungen fortsetze. Er solle das einstellen, sonst habe er die üblen Folgen seines Ungehorsams sich selbst zuzuschreiben. Zugleich möchte er sich nicht länger weigern, dem kaiserlichen Heere die nöthigen Kriegssteuern, Lieferungen und Durchmärsche zu gestatten, die man sich eben jetzt unmöglich könne abschneiden lassen." Der Kurfürst berief sich auf die Reichs-

verfassung, die Gesandten auf die dringende Noth. Tilly wollte vorläufig die Gewalt zeigen, und rückte in Halle ein, von wo aus er am 12. September seine Forderungen wiederholte. Als der Kurfürst sich fortwährend sträubte, rückte Tilly weiter vor, nahm Eisleben, Merseburg, Naumburg, Zeiz und andere Orte in Besitz, und schrieb in allen diesen Städten starke Kriegssteuern aus.

Der Kurfürst verlor alle Fassung. Blindlings wollte er sich nun den Schweden in die Arme werfen, wenn sie ihn nur von diesem unerbittlichen Feinde befreiten. So groß die Freude auch war, welche dieser wichtige Entschluß dem Könige verursachte, so nahm er doch anfangs die Miene des Gleichgültigen an, und machte viele Bedingungen, Wittenberg auszuliefern, den Truppen einen dreimonatlichen Sold zu bezahlen, den Kurprinzen als Geisel zu stellen, die Verräther im Sächsischen Ministerium zu bestrafen u. s. w. Als Johann George dies hörte, rief er den Gesandten entgegen: „Nicht nur Wittenberg, sondern ganz Sachsen soll ihm offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm zu Geiseln geben, und ist ihm dies noch nicht genug, so will ich mich selbst darbieten. Kehren Sie schleunigst zurück, und sagen Sie ihm, daß ich bereit bin, ihm die Verräther, die mir werden angezeigt werden, auszuliefern, den Sold zu bezahlen, und mein Leben und Vermögen der guten Sache aufzuopfern." — Den König rührte diese Ergebung so sehr, daß er von allen seinen Forderungen abstand. „Ich habe, sagte er, gegründete Ursachen gehabt, mich so zu betragen, weil man ein so großes Mißtrauen in mich setzte, als ich Magdeburg zu Hülfe kommen wollte; allein bei der Offenherzigkeit und dem Vertrauen, das jetzt der Kurfürst zu mir bezeigt, fallen alle Bedingungen

hinweg. Ich bin zufrieden, wenn er meinem Heere einen monatlichen Sold reicht, und ich hoffe, daß ich ihn auch dieser Ausgabe wegen werde entschädigen können." Das Bündniß ward darauf sogleich geschlossen, Gustav ging über die Elbe, und vereinigte sich bei Düben mit dem Sächsischen Heere (14. Sept.).

Tilly stand an diesem Tage vor Leipzig, und beschoß die Stadt, nachdem sie ihm den geforderten Proviant verweigert und ihre eigenen Vorstädte abgebrannt hatte. Am 15. September ergab sie sich, und nun machte Tilly seinen Plan, wie er Gustav empfangen wollte. Dieser trug Bedenken, eine Schlacht zu wagen, weil gar zu viel auf dem Spiele stand, indem bei einer etwanigen Niederlage, nach seinem eigenen Ausdrucke, die beiden Kurhüte (Sachsen und Brandenburg) gewaltig zu wackeln, wo nicht gar zu springen beginnen würden. Aber Johann Georg wollte lieber sein Schicksal schnell entschieden sehen, als in langer Ungewißheit bleiben. So rückten denn die vereinigten Heere auf Leipzig los. Fast im Angesichte der Kaiserlichen gingen sie über die Lober, und stellten sich bei den Dörfern Podelwitz und Seehausen in Schlachtordnung. Tilly zog seine Reihen längs den Dörfern Breitenfeld, Lindenthal, Groß- und Klein-Wiederitsch hin. Ihn unterstützte der tapfere Feldmarschall Pappenheim. Gustav verlangte, daß das Sächsische Heer, das vom Kurfürsten selbst und von dem seit einiger Zeit in seine Dienste getretenen Feldmarschall Arnim angeführt ward, auf dem linken Flügel ganz für sich fechten sollte, denn er fürchtete, daß es nicht Stand halten, und dann vielleicht seine eigenen Truppen mit verwirren möchte.

Um Mittag (17. Sept.) ließ Tilly durch drei Ka-

nonenschüsse das Zeichen zum Angriff geben. Gleich der erste Schwedische Kanonenschuß kostete einem kaiserlichen Obersten das Leben. Nach einer zweistündigen Kanonade wurde die Reiterei handgemein, und Tilly warf sich mit solcher Gewalt auf die Sachsen, daß diese nicht lange widerstanden, sondern bis auf wenige Regimenter die Flucht ergriffen. Der Kurfürst selbst war einer der Ersten, die sich aus dem Staube machten; er ließ im Jagen den Hut im Stich, und erst zu Eulenburg hielt er sein Pferd an, um sich durch einen Trunk Biers zu stärken *). Gustav blieb unterdeß in voller Arbeit, und außerdem, daß er das ganze Treffen leitete, führte er besonders seinen rechten Flügel so herzhaft gegen den Feind, daß Pappenheims siebenmaliger Angriff fruchtlos blieb. Ueberall neigte sich der Sieg auf die Seite der Schweden, und als Gustav vollends zuletzt die Anhöhe gewann, auf welcher der größte Theil des kaiserlichen Geschützes aufgestellt war, und nun dies Geschütz auf die Feinde selber richtete, da konnten sie sich nicht mehr halten. Als die Dunkelheit einbrach, lagen siebentausend Kaiserliche auf dem Schlachtfelde, die übrigen waren verwundet oder zerstreut, und nur die Nacht konnte Tilly selber vor der Gefangenschaft retten, wie es denn ein besonderes Glück war, daß er mit dem Leben davon kam. Ein Rittmeister vom Rheingräflichen Regimente, wegen seiner Größe der lange Fritz genannt, verfolgte ihn, schlug ihn mit der umge-

*) Er war ein so großer Liebhaber des Merseburger Biers, daß er sich täglich darin betrank, weshalb er auch gewöhnlich von den Soldaten der Bierkönig genannt wurde. Seine zweite Leidenschaft war die Jagd, und hierin kam er mit dem Kaiser überein. Beide hielten sich eigene Tagebücher über das erlegte Wild, und sandten sich dieselben gegenseitig am Schlusse des Jahres zum Durchlesen zu.

kehrten Pistole mehrmals auf den Kopf, und würde ihn sicher getödtet haben, wenn er nicht selbst von einem herbeispringenden Reiter wäre erschossen worden. Erst in Halle fanden sich Tilly und Pappenheim am folgenden Tage wieder zusammen, mit einem unbedeutenden Häuflein, dem Reste des schönen Heeres, welches Deutschland so lange in Schrecken gesetzt hatte.

Dieser herrliche, entscheidende Sieg, für den der fromme Gustav noch auf dem Schlachtfelde Gott auf den Knien dankte, wendete plötzlich die Lage der Dinge im ganzen Reiche, und entriß dem Kaiser mit einem Schlage alle Vortheile, die er durch den ganzen, nun schon zwöfjährigen Krieg erlangt hatte. Gustav Adolf war nun der Abgott der Protestanten, und wohin er kam, wurde er wie ein Heiland empfangen. Tilly ging nach Halberstadt, Pappenheim suchte sich in Westphalen zu verstärken, aber beide kamen lange nicht wieder zum Vorschein. Auf Tilly's Gemüth machte die Schlacht bei Leipzig, die erste, die er verloren hatte, einen so großen Eindruck, daß er nie wieder froh wurde, und wirklich hat er auch seitdem nichts Bedeutendes mehr verrichtet.

Am Tage nach der Schlacht fand sich auch der Kurfürst von Sachsen wieder bei dem Könige ein. Dieser empfing ihn freundlich, unterdrückte allen Spott, und dankte ihm dafür, daß er auf die Schlacht gedrungen habe. Beide reiseten hierauf über Merseburg nach Halle, wo sie über den fernern Kriegsplan rathschlagten. Sie kamen darin überein, daß die Sachsen den Kaiser in seinen Erbstaaten angreifen, die Schweden hingegen die Staaten der katholischen Fürsten erobern sollten, damit man zuletzt das Schicksal des ganzen Reichs in die Hand bekommen, die ganze Ligue zerschmettern und dem Pro=

testantismus durch die Wahl eines Römischen Königs von dieser Partei ein entscheidendes Uebergewicht geben könne. Der höchst religiöse Kurfürst war sehr erbaut von diesem Gedanken, und versicherte in seiner Freude dem König, er halte niemanden dieser Ehre würdiger, als ihn, und werde ihm, wenn es dahin kommen sollte, mit Freuden seine Stimme geben. Man glaubt, daß dies des Königs eigne Gedanken seit der Leipziger Schlacht gewesen seyen *) und wirklich stimmen auch viele seiner nachherigen Handlungen mit dieser Muthmaßung überein. Und warum hätte sich der Held, der nichts Geringeres als sein Leben an die gute Sache wagte, nicht dies erhabene Ziel seiner Thaten setzen sollen? Wer die Einsicht und die Kraft hat, ein Reich vom Verderben zu retten, der verdient auch, es zu beherrschen.

Unter der strengsten Mannszucht drang Gustav nunmehr weiter vor. Sein Zug ging von Halle zunächst über Querfurt nach Erfurt, wo sich das Weimarsche Haus mit ihm durch einen Vertrag verband **); und von da durch den Thüringer Wald über Ilmenau, Königshofen, Schweinfurt und Würzburg. In allen diesen Oertern leisteten die kaiserlichen Besatzungen bald mehr, bald weniger Widerstand, am meisten in dem stark befestigten Königshofen. Aus Würzburg war der Bischof

*) Späterhin, als er einen großen Theil von Deutschland siegreich durchzogen hatte, wiesen seine Bevollmächtigten in vertraulichen Mittheilungen auch schon näher auf diese Absicht hin; z. B. in einer merkwürdigen Verhandlung mit den Nürnbergern am 10. Juni 1632, die Breyer in den Beiträgen zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges bekannt gemacht hat, S. 239.

**) Bernhard, der jüngste von den neun Söhnen des letzten Herzogs Johann von Weimar, war schon früher in Schwedische Dienste getreten, und ward einer von Gustavs würdigsten Schülern.

entflohen. Da setzte Gustav, zu großem Bedenken selbst seiner Freunde, eigenmächtig eine Schwedische Landesregierung ein, und ließ sich von den Unterthanen im ganzen Stifte huldigen. Die schöne Büchersammlung der dortigen Jesuiten ließ er einpacken, und schenkte sie der Universität zu Upsala. Von Würzburg ging der Weg auf Wertheim, Rothenburg ob der Tauber, Hanau und Frankfurt. Alle diese Städte wurden nicht ohne Schwierigkeit eingenommen; besonders machten die Frankfurter ein großes Geschrei, und stellten vor, wie sehr ihre Messen leiden würden. Doch Gustav erwiederte ihnen, daß es hier auf andere Dinge ankomme, als auf den Vortheil einiger Kaufleute, und der Anblick der Schwedischen Kanonen half ihnen die Wahrheit dieser Behauptung einsehen. Am 27. November hielt der König mit ungewöhnlicher Pracht seinen Einzug in die Stadt, nahm noch an demselben Tage Höchst weg, und kehrte dann wieder zurück. In Frankfurt kam der vertriebene Pfalzgraf Friedrich V. zu ihm, den er sehr freundlich und wohlwollend empfing, ohne ihm jedoch sogleich Hoffnung zur Wiedereinsetzung in seine Staaten zu machen. Der Grund dieses Betragens war bittrer Unwille gegen England, das zunächst die Verbindlichkeit gehabt, diesem Fürsten beizustehen, und es doch nie ernstlich gethan hatte, und welches nun diesen Beistand von Gustav sogar mit einer Art von Trotz verlangte. Höchst aufgebracht hörte daher auch der König die Forderungen des Englischen Botschafters an, und nachdem er ihm ins Gesicht gesagt hatte, daß er ein verkleideter Spanier sey, schloß er mit dem Zusatze: „Will indessen der König von England ein Bündniß gegen Spanien mit mir schließen, und mir zwölftausend Mann überlassen, die er aber auf seine Kosten unterhal-

ten und über die ich unumschränkt gebieten muß, so bin ich bereit dazu; und ich verpflichte mich, die Spanier und den Herzog von Baiern so weit zu bringen, daß sie alles, was sie dem kurpfälzischen Hause abgenommen haben, wieder herausgeben sollen."

Am 11. December brach der König von Frankfurt nach Darmstadt auf, am 17. ging er über den Rhein, am 18. eroberte er Oppenheim, und am 23. mußte Mainz sich ergeben. Hier gönnte er seinen abgematteten Kriegern einige Ruhe, und legte sie in die Winterquartiere. Unter vielen anderen reichen Vorräthen, die er in dieser großen Stadt vorfand, eignete er sich auch die schöne kurfürstliche Büchersammlung zu, in der Absicht, sie dem Gymnasium in Westerås zu schenken; aber leider war das Schicksal diesmal noch ungerechter als er selbst, indem die ganze Sammlung sammt dem Schiffe auf der Ostsee unterging.

Von den Eroberungen, welche der König von Schweden bisher gemacht hatte, wünschte er vor allem Pommern zu behalten, und damit der Kurfürst von Brandenburg darunter nicht litte, so machte er diesem den glänzenden Vorschlag, daß dessen Kurprinz, der nachher so berühmt gewordene Friedrich Wilhelm, damals noch ein Knabe, Gustavs einzige Tochter Christine heirathen, und zu dem Ende schon jetzt nach Schweden geschickt werden sollte, um nach den dortigen Sitten, desgleichen auch in der Lutherischen Religion erzogen zu werden. Er wollte ihn dann zum Kurfürsten von Mainz und Herzog von Franken machen. Wäre dieser Gedanke zur Ausführung gekommen, so würde die Kaiserwürde wol späterhin auf das Haus Brandenburg übergegangen seyn, und Deutschland eine andere Geschichte gehabt haben. Allein der schwache George

Wilhelm war selbst am meisten dagegen, und seine reformirten Hofprediger so wie der Graf von Schwarzenberg bestärkten ihn in dieser Abneigung.

Während Gustav Adolf im Reiche so glücklich war, brach das Sächsische Heer unter dem Feldmarschall von Arnim verabredetermaßen in Böhmen ein, und eroberte das schlecht vertheidigte Prag mit leichter Mühe. Der Kurfürst selbst hielt in diese Stadt seinen feierlichen Einzug (11. Nov. 1631), doch stieg er bescheiden in einem Privathause ab, bezeigte die größte Achtung gegen alles kaiserliche Eigenthum, und ließ die sämmtlichen Zimmer im kaiserlichen Schlosse versiegeln, kehrte auch nach einem kurzen Aufenthalt wieder in sein Land zurück. Arnim brach darauf weiter nach Schlesien auf. Im Oberrheinischen und Westphälischen Kreise waren der Landgraf von Hessen-Kassel und Herzog Bernhard von Weimar gegen einzelne Tillysche Heerhaufen glücklich.

---

8. Wallensteins Wiedererhebung.

(1631—1632.)

Wallenstein lag unterdessen still in Böhmen, wie ein Vulcan, in dessen Tiefen ein neuer Stoff zu künftigen Ausbrüchen gährt. Er suchte etwas darin, zu einer Zeit, wo der Kaiser oft wegen der nothwendigsten Bedürfnisse in Verlegenheit war, mit der Pracht und ausgelassenen Verschwendung eines Großmoguls hauszuhalten. Die Einkünfte seiner Güter und die Zinsen, die er von den im Kriege erpreßten Summen zog, setzten ihn in den Stand, alle Könige Europens an Aufwand zu überbieten. Er, der von Natur im Essen und Trinken sehr mäßig

war, ließ, bloß um seine Pracht zu zeigen, seine Tafel mit hundert Schüsseln besetzen; sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern, alle in hellblauen Sammet mit Gold gekleidet, bedienten ihn. Sie wurden von den geschicktesten Lehrern in allen Künsten unterrichtet. Er hatte einen Oberhofmeister und vier Kammerherren, von denen einige schon den kaiserlichen Schlüssel getragen hatten. Durch sie wurden die Gehörsuchenden bei ihm eingeführt. Edelleute und Freiherren drängten sich an seinen kleinen Hof, denn er gab mehr als kaiserliche Gehalte, und wenn er schenkte, so war es nie unter tausend Gulden. Eine Leibwache von funfzig reichgekleideten Hellebardierern prangte in seinem Schloßhofe, und dreihundert auserlesene Pferde standen in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen. Aber alle die Hunderte von Menschen, die ihn umgaben, zitterten in unaufhörlicher Furcht, denn er war so empfindlich, daß ihn oft schon das bloße Aufblicken zu ihm beleidigte. Dabei verlangte er eine Todesstille um sich her, und der Feldherr, dessen Freude sonst der Tumult der Schlacht gewesen war, konnte jetzt nicht das Rasseln eines Wagens, das Klirren eines Sporns, das Gebell von Hunden, oder ein lautes, in seinem Vorzimmer gesprochenes Wort ertragen. Ganze Nächte brachte er mit Seni in seinem astrologischen Thurme zu, und seine einzigen Vertrauten waren sein Schwager Terczka und dessen alte Mutter, die ihm wegen ihrer Klugheit besonders werth war.

Indeß hatte der Kaiser ihm das frühere Vertrauen noch keineswegeses entzogen. Er trug ihm auf mit Dänemark zu unterhandeln, um diese Macht von einer Verbindung mit Schweden abzuhalten, ja er bat ihn, nach Wien zu kommen, weil er seines Raths in Kriegsangele-

genheiten bedürfe *). Einige Monate nachher hatte die Schlacht bei Leipzig Statt, welche Ferdinand in die übelste Lage brachte. Das Heer war vernichtet, Gustav stand im Herzen des Reichs, große Reichsfürsten und auswärtige Mächte waren seine Bundesgenossen. Die Sachsen fielen in Böhmen ein und nahmen Prag in Besitz, wie oben erzählt ist. Um den Schweden diesen wichtigen Bundesgenossen zu entziehen, wollte man sich Östreichischer Seits des alten Vertrauens zwischen Wallenstein und seinem frühern Unterfeldherrn, dem nunmehr Kursächsischen Feldmarschall Arnim, bedienen. Wallenstein erhielt daher den Auftrag, mit diesem Unterhandlungen einzuleiten **), und hatte wirklich eine heimliche Zusammenkunft mit ihm, die indeß zu keinem Ergebniß führte.

Doch die Unterhandlungskünste Wallensteins waren es nicht allein, deren man sich in Wien bedienen wollte; er erschien den bestürzten Räthen des Kaisers auch als der Gewaltige, der den Schwedischen Siegeslauf mit den Waffen zu hemmen wissen würde. Wallenstein, hieß es, ist der einzige Mensch in der Welt, der uns erretten kann. Er hat schon einmal ein Heer aus dem Nichts hervorgerufen. Sein bloßer Name wird ihm Zulauf aus allen Weltgegenden verschaffen, und das Schrecken der Feinde seyn. Zwar erinnerten Andere, daß dieser Mann zu tief gekränkt worden sey, als daß man jetzt das Schicksal des Reiches mit Vertrauen in seine Hand legen könne, sprachen auch von heimlichen Unterhandlungen, die er mit Schweden, Holländern und Sachsen gepflogen habe. Aber die

*) Briefe des Kaisers an Wallenstein bei Förster, Th. II. S. 155. fg.

**) Questenbergs Briefe an Wallenstein, das. S. 168.

Noth war stärker als solche Bedenklichkeiten, und so verstand man sich zu dem demüthigenden Schritte. Nie hat wol der Stolz eines gekränkten Dieners eine größere Befriedigung erfahren, als Friedlands, da der Kaiser ihm Anträge machen ließ, sich wieder in seine Dienste zu begeben. Man hatte zuerst zu diesem Geschäfte seinen Vetter Max von Wallenstein gebraucht, der unter seinen Verwandten besonders viel bei ihm galt. Der Herzog verbarg schlau seine geheime Freude, hörte die Rede des Vetters kalt an, und sprach weitläufig und bitter von dem erlittenen Undank und der Treulosigkeit des Kaisers. Um jedoch den Abgesandten nicht ganz muthlos zu entlassen, sagte er am Schlusse: „Alles was ich thun kann, ist, daß ich nach Znaim gehe, und die näheren Vorschläge des Kaisers erwarte.“ Er thats, und bald stellte sich hier zu einer zweiten Unterhandlung der Fürst von Eggenberg ein, den Wallenstein unter den Räthen des Kaisers vorzüglich achtete. Er blieb noch immer kalt und einsylbig, versicherte, er habe nun die Ruhe des Privatstandes und den Reiz des Landlebens liebgewonnen, und sei zu empfindlich gewitzigt worden, um je wieder versucht zu werden, den Großen zu dienen. Der Abgesandte entschuldigte den Kaiser mit seiner damaligen Lage, und versprach ihm den vollkommensten Ehrenersatz, aber vergeblich. Daß, nach dem damals gefaßten Plane, des Kaisers Sohn, der König von Ungern, neben ihm stehen, oder gar dem Namen nach den Oberbefehl führen solle, empörte ihn vollends. Er schwur, er würde neben keinem Andern, ja neben Gott selber nicht, ein Commando übernehmen. Endlich sagte er: „Der Kaiser dauert mich, und ob ers gleich nicht an mir verdient hat, so will ich doch etwas für ihn thun. Drei Monate will ich ihm

dienen. In dieser Zeit will ich ihm, wenn mir das Nöthige dazu gegeben wird, ein Heer von dreißigtausend Mann aufbringen: das mag dann commandiren, wer Lust hat."

Vergnügt, nur so viel von ihm erhalten zu haben, kehrte Eggenberg nach Wien zurück. Jetzt zeigte der Allgewaltige seine Schöpferkraft. In der größten Schnelligkeit versammelte er seine alten Freunde um sich her, theilte Geld mit vollen Händen aus seiner Tasche unter sie aus, und sandte sie in alle Weltgegenden, Völker zu werben. Kaum war es ruchbar geworden, daß Wallenstein wieder ins Feld ziehen wollte, so strömten die Krieger schaarenweise der altbekannten Hoffnungsfahne zu. Bauern verließen den Pflug, Handwerker ihre Werkstatt, um das unsicher und kümmerlich gewordene Friedensgewerbe gegen das lockere und gewinnreiche Kriegsleben zu vertauschen. Denn der Wallensteinsche schwere Reiter erhielt neun Gulden monatlichen Sold, der leichte sechs, der Fußknecht vier Gulden, ohne die tägliche Kost an Fleisch, Brod, Bier und Wein. Wie Wenige konnten in jenen schweren Zeiten das durch Arbeit verdienen! So lösete Friedland sein Wort, das einer Prahlerei geglichen hatte. Im März waren die dreißigtausend Mann beisammen.

Aber wer sollte sie anführen, wenn er es nicht wollte? Wem würden sie auch treu geblieben seyn, sie, die bloß um seinetwillen der lockenden Trommel gefolgt waren? Wallenstein hatte das wohl berechnet, er wußte, daß er jetzt unerhörte Forderungen machen könne. Darum wies er wiederholte Anträge des Hofes zurück, bis man ihm mehr entgegen kam. Es war abermals der Fürst von Eggenberg, der zuletzt seine Beredtsamkeit an

ihm versuchen mußte. Da dieser keine Versprechung mehr finden konnte, die dem Unerbittlichen genügte, so sagte er endlich: der Kaiser sey zu weit gegangen, um wieder zurücktreten zu können. Er überlasse sich ganz dem guten Willen des Herzogs; dieser möge seine Dienste selber schätzen, und Alles, was er fordern würde, solle ihm zugestanden seyn. Das wollte Wallenstein nur hören. „Wenn das ist, sprach er, so bitte ich mir vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit aus." Am folgenden Tage überreichte er dem Fürsten schriftlich seine Bedingungen, mit der Versicherung, daß er ohne die Gewährung derselben den Oberbefehl durchaus ablehnen müsse. Sie lauteten folgendermaßen. „Der Herzog von Friedland wird Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien. Er erhält den Oberbefehl ohne allen Vorbehalt. Der Kaiser darf sich nie bei dem Heere einfinden. Zur Gewißheit der ordentlichen Belohnung wird dem Herzoge ein Oesterreichisches Erbland in bester Form verschrieben. Als außerordentliche Belohnung aber erhält er noch die Oberlehnsherrschaft über die Länder, die er künftig erobern wird. Die Confiscationen im Reiche, desgleichen die Begnadigungen hangen ganz allein von ihm ab. Im künftigen Frieden muß ihm Mecklenburg wieder zugesichert werden. Das nöthige Geld zum Kriege wird ihm ausgezahlt, und im Nothfalle müssen ihm alle kaiserliche Erbländer offen stehen." Solche Dinge fordern, hieß nun freilich die Herrschaft im Reiche mit dem Kaiser mindestens theilen wollen. Dennoch genehmigte sie Ferdinand, als Eggenberg damit nach Wien kam, ohne allen Vorbehalt. Wallenstein vermehrte nun sein Heer auf vierzigtausend Mann, brach im April 1632 von Znaim nach Prag auf, nahm die Stadt mit Gewalt, und in

wenigen Wochen waren die Sachsen aus ganz Böhmen verjagt.

---

9. Gustav Adolf in Süd-Deutschland.

(1632.)

Der Kurfürst Maximilian von Baiern, dem jetzt nicht mit Unrecht vor einem Besuch von den Schweden bange war, benutzte die Zeit, da sie in den Winterquartieren am Rheine ruhten, dazu, daß er Tilly aus dem nördlichen Deutschland herbeirief, sein Land zu decken. Gustav erfuhr dies nicht sobald, als er diesen Feldherrn einzuholen eilte. Er richtete seinen Marsch nach Franken, vereinigte sich am 11. März mit seinem General Horn zu Kitzingen, und ging dann auf Nürnberg zu. Diese alte, reiche Handelsstadt eilte, sich den Beschützer der Evangelischen zu befreunden, und dadurch Magdeburgs Schicksal von sich abzuwenden. Freiwillig öffneten die Bürger den Schweden ihre Thore, und am 21. März zog der König ein, von den freudigsten Zurufungen des Volks empfangen. Wohlbeschenkt verließ er die Stadt, und wandte sich geradesweges nach Baiern. In wenig Tagen ergab sich Donauwerth (27. März). Jetzt saß der Baiernherzog selber auf, und ritt in Tilly's Lager bei Rain. Man eilte, die Brücke über den Lech abzuwerfen, als schon der Vortrab der Schweden sich näherte. Der König wollte durchaus über den Fluß, so heftig auch das feindliche Geschütz von jenseit herüberdonnerte. Er selber half die Kanonen richten, und brannte an sechzig Schüsse mit eigner Hand los. Das fürchterliche Feuer raffte auf beiden Seiten viele Streiter weg, aber dennoch

gelang es den Finnen, eine Schiffbrücke zu errichten. Ein Theil des Heeres ging darauf über den Fluß, die Feinde zogen sich immer mehr zurück, und Tilly, der im Recognosciren sich zu weit wagte, ward von einer dreipfündigen Stückkugel über dem rechten Knie so gefährlich verwundet, daß er vom Pferde sank (5. April). Man brachte ihn ohnmächtig nach Ingolstadt, wohin sich auch der Kurfürst mit dem Reste des geschlagenen Heeres zurückzog. Nach unsäglichen Schmerzen, die er unter den Händen der Wundärzte leiden müssen, starb Tilly funfzehn Tage nachher, drei und siebenzig Jahr alt.

Es wird dem Leser nicht unwillkommen seyn, bei dieser Gelegenheit einige Nachrichten von der Person dieses Feldherrn zu lesen. Sein ganzer Name war Johann Tzerklas Graf von Tilly. Er stammte von einem vornehmen Geschlecht im Lüttichschen ab. Schon von Jugend auf hatte er eine entschiedene Neigung zum Soldatenstande gezeigt. In den Niederlanden, der damaligen Kriegsschule, lernte er die Kriegskunst zuerst. Dann versuchte er sich in Ungern, wo er bis zum Range eines kaiserlichen Artilleriegenerals stieg. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges in Deutschland machte ihn der Herzog Maximilian von Baiern zum Feldmarschall, und späterhin zum Obergeneral der liguistischen Truppen. Er füllte die Zeughäuser mit allen Arten von Geschütz und kleineren Waffen, befestigte die Baierischen Gränzplätze trefflich, und richtete die Truppen so meisterhaft ab, daß sie damals für die besten in Europa galten. Gustav Adolf pflegte ihn nur den alten Corporal zu nennen, vielleicht um die Pünctlichkeit, Rohheit und Strenge anzudeuten, welche die Grundzüge seines Charakters ausmachten. Vor dem Treffen bei Leipzig rühmte er sich dreier Dinge, sich

nie betrunken, nie ein Weib berührt, und nie eine Schlacht verloren zu haben. Aufwand und äußere Ehrenbezeugungen haßte er. Er nahm nie baares Geld vom Kaiser an, sondern nur Landgüter, und als er in den Reichsfürstenstand erhoben werden sollte, gab er dem Kanzleisecretair fünfhundert Thaler, damit er das Patent nicht ausfertige. Eine kostbare goldene mit Diamanten besetzte Kette, welche ihm die Infantin Isabella Clara verehrte, schenkte er sogleich wieder weg, an das Kloster zu Alten-Oettingen, und der Stadt Hamburg gab er Tausend Rosenobel, die sie ihm aus Dankbarkeit zustellen wollte, wieder zurück. Er hinterließ ein sehr mäßiges Vermögen, das, seinem letzten Willen gemäß, größtentheils unter die Officiere seiner Armee vertheilt ward. Er war von mittlerer Statur, stark gebaut, aber mager. Seine breite, runzelvolle Stirn, sein kurzes, graues, borstig herabhangendes Haar, die großen Augen mit dem immer finstern Blick, eine lange Nase, ein starker Knebelbart, eingefallene Backen und ein spitziges Kinn machten seine Gesichtsbildung höchst abschreckend. Ein Schriftsteller jener Zeiten, dem wir diese Beschreibung verdanken, sah ihn auf einem kleinen Grauschimmel reiten, einen kleinen, aber hochaufgestutzten Hut mit einer rothen Straußfeder auf dem Kopfe, die ihm über den Rücken hinabhing, und in einem grünen atlassenen Kleide mit aufgeschlitzten Aermeln nach Spanischem Schnitt, nebst großen weiten Beinkleidern von demselben Zeuge. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit, daß die Uniformen erst am Ende dieses Jahrhunderts, und zwar in Frankreich, aufgekommen sind.

Der König von Schweden wollte, ehe er in Baiern weiter vordränge, sich gern erst der reichen Stadt Augsburg versichern. Er brach daher am 17. April dahin

auf, und da die Bürger ihm als dem Beschützer ihrer Religion allen Vorschub thaten, so wagte die Baierische Besatzung nicht lange Widerstand zu leisten. Nach ihrem Abmarsche hielt Gustav Adolf einen feierlichen Einzug in die Stadt (24. April), hörte eine evangelische Predigt und ein Tedeum in der St. Annenkirche, und begab sich dann in die Fuggerschen Häuser, die zu seinem Empfange bereitet waren. Dann ließ er sich, wie er schon anderswo gethan, von der Bürgerschaft förmlich huldigen *), hielt Mittagstafel, besah das Rathhaus bis in die Thurmspitze, und ritt gegen Abend wieder in sein Lager bei Lechhausen zurück. Die folgenden Tage legte er mehrere solcher Besuche in der Stadt ab, setzte die Evangelischen wieder in den Rath ein, stellte den lutherischen Gottesdienst wieder her, änderte noch manches andere, und legte den Bürgern, als künftigen Bundesgenossen, mehrere Verbindlichkeiten auf.

Hierauf wandte er sich wieder nach Baiern, und belagerte den Kurfürsten in Ingolstadt. Allein der Ort war so fest, daß alle Versuche, ihn zu erobern, vergeblich waren, und Tilly's Truppen thaten Alles, um ihren Feldherrn zu rächen. Gustav verlor einige treffliche Officiere, und ihm selbst ward von einer vier und zwanzigpfündigen Kugel ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Das Baierische Volk, von Fanatismus erfüllt, ermordete einzelne Schweden, die es in seine Hände bekam, auf die grausamste Weise, und verstümmelte ihre Leichname noch. Endlich entkam der Kurfürst aus der Festung, und

*) Das erregte aber selbst bei den Evangelischen viel Unzufriedenheit, weil Augsburg eine freie Reichsstadt war. Es beweise ja ganz deutlich, sagte man, daß er nicht als Beschützer, sondern als ein Unterdrücker der Freiheit komme.

warf sich in Regensburg. Dies bewog den König, die Belagerung von Ingolstadt aufzuheben, und gerade nach München zu gehen. An Landshut wollte er seine ermordeten Schweden rächen. Den Abgeordneten dieser Stadt sagte er in einem ihm sonst ungewöhnlichen Tone: „Wenn ich an eure Grausamkeiten denke, die ihr an meinen Soldaten verübt, so weiß ich schier nicht, ob ihr Menschen oder Thiere seyd. Ihr schneidet ihnen Ohren und Nasen ab, und hackt ihnen Hände und Füße herunter. Was soll ich denn euch Barmherzigkeit ertheilen? Und wie soll ich jetzt mit Euch umgehen?" — Und doch wurde der Stadt kein Leid zugefügt, sondern sie durfte sich mit hunderttausend Thalern von der Plünderung loskaufen. München zitterte vor der Ankunft des Königs. Der Hof flüchtete nach Salzburg, einige Magistratspersonen brachten ihm zuvorkommend die Schlüssel der Stadt entgegen. Gustav empfing sie gnädig, versicherte die Stadt seines Schutzes, und sagte beim Abschiede: „Ihr habt es gut gemacht, und eure Unterwerfung entwaffnet mich. Mit Recht hätte ich an eurer Stadt das Unglück von Magdeburg rächen können; allein fürchtet nichts, und seyd eurer Güter, eurer Familien und eurer Religion wegen unbesorgt. Geht in Frieden: mein Wort gilt mehr als alle Capitulationen von der Welt."

Am 17. Mai hielt er seinen Einzug in München. In seinem Gefolge waren der Pfalzgraf Friedrich, zwei Herzoge von Weimar, und viele andere Fürsten und Generale. Er stieg in dem kurfürstlichen Schlosse ab, und besah alle Zimmer. Er konnte die Schönheit und Pracht derselben nicht genug bewundern, und fragte den Castellan, wer der Urheber dieses herrlichen Gebäudes sey. „Kein

Anderer, als der Kurfürst selbst," antwortete jener. „Ich wünschte diesen Baumeister zu haben, fuhr der König fort, ich wollte ihn nach Stockholm schicken." — „Davor, versetzte der Zimmerwärter mit einer anständigen Dreistigkeit, die dem Könige ungemein gefiel, wird sich der Baumeister wol zu hüten wissen." Am folgenden Tage begab sich der König ins Zeughaus, wo er zu seiner Verwunderung nichts als bloße Lavetten antraf. Ein Bauer entdeckte das Geheimniß; man nahm den Fußboden auf, und fand hundert und vierzig Kanonen darunter verborgen. Sie wurden größtentheils nach Augsburg gebracht. Am Himmelfahrtstage (20. Mai) ging der König, nach gehaltener Privatandacht im Schlosse, in die Liebfrauenkirche, um einer Messe mit aller Pracht des katholischen Gottesdienstes beizuwohnen, besuchte dann das Jesuitercollegium, und beantwortete des Pater Rectors Lateinische Anrede in der nämlichen Sprache, unterhielt sich auch fast eine Stunde lang mit ihm über die Lehre vom Abendmahl.

Von München wandte er sich hierauf abermals nach Schwaben, um sich der größeren Reichsstädte, besonders Ulms, zu versichern. Zu diesem Ende kam er am 27. Mai in Augsburg an, und feierte das Pfingstfest daselbst. Eine Chronik sagt davon Folgendes: „Den 30. Mai, als an dem heil. Pfingsttage, wohnte der König dem öffentlichen Gottesdienst nicht bei, sondern ließ sich sowol Vor- als Nachmittag vom D. Fabricio in seinem Cabinette predigen. Abends aber bei der Tafel bekam er gählingen Lust zu tanzen, dahero dann sogleich Anstalt gemacht worden, daß die meiste Geschlechters- *) Töchter

*) Patricier.

in den Fuggerischen Häusern erschienen, mit welchen sich sowol der König als die andere anwesende fürstliche Personen etliche Stunden lang mit englisch und teutschen Tanzen erlustiget." Die Ergötzung des Königs am Abend des zweiten Pfingsttages bestand in Ballonschlagen auf dem Frohnhofe.

In dieser großen Noth sah sich das mächtige Oberhaupt des katholischen Bundes genöthiget, bei demjenigen Hülfe zu suchen, dessen früherer Sturz vorzüglich von ihm ausgegangen war. Wallenstein ist beschuldigt worden, mit dem erbetenen Zuzuge absichtlich lange gezögert zu haben, um sich an der Angst seines alten Gegners schadenfroh zu weiden, und ihn das Gewicht seines Beistandes recht fühlen zu lassen. Vielleicht ohne Grund, denn Böhmen so schnell zu verlassen, mag unthunlicher, und die Sachsen wieder aus dem Auge zu verlieren, bedenklicher gewesen seyn, als man gewöhnlich annimmt. Doch können daneben jene unedlen Beweggründe leicht mitgewirkt haben. Maximilian mußte sich endlich auch bequemen, dem Herzoge bei der vorgeschlagenen Vereinigung mit ihm die Heerführung allein zu überlassen und von seinem Ansehn im Lager nichts, als das Recht zu behalten, die Seinigen zu bestrafen oder zu belohnen. Jetzt bestimmte Wallenstein zu neuem Verdrusse des Kurfürsten nicht Regensburg, sondern Eger zum Vereinigungsplatze, weil man, meinte er, dem Feinde erst Nürnberg wegnehmen müsse. So unzufrieden der Kurfürst damit war, so zeigte sich bald, daß das, was seiner Aengstlichkeit vorher als Eigensinn erschien, wohl überlegter Plan des Herzogs war; denn Gustav hatte nicht sobald den Marsch dieses Feldherrn, der ihn im Rücken und auf seiner Vereinigungslinie bedrohte, vernommen, als er eiligst Baiern ver-

ließ, und noch früher als sein Gegner in Nürnberg ankam.

Er stellte dem Rathe die bevorstehende Gefahr vor, und fragte, ob er ihn unterstützen wollte. Die Nürnberger bewilligten ihm alles: einige tausend junge Bürger verstärkten sein Heer, und über siebentausend Bauern und Soldaten umschlossen in wenig Tagen die Stadt dergestalt mit Schanzen und Gräben, daß das dahinter angelegte Schwedische Lager unüberwindlich ward. Bald darauf (6. Juli) erschien das vereinigte Friedländische und Baierische Heer, besetzte die Höhen vor Nürnberg im Angesicht des Schwedischen Lagers, und verschanzte sich gleichfalls auf denselben. Der König war damals noch schwach, und Maximilian hätte ihn gern angegriffen; aber Wallenstein glaubte, ihm durch Abschneiden der Zufuhr empfindlicher und ohne Wagniß zu schaden. Er hoffte, die Schweden sammt den Nürnbergern auszuhungern; allein in der Stadt war der Vorrath von Lebensmitteln so beträchtlich, daß im Gegentheil Gustav weit eher hoffen durfte, seine Feinde durch den Hunger zu vertreiben.

Elf Wochen lagen die beiden Heere auf diese Art einander gegenüber, und reizten sich gegenseitig nur durch Scharmützel. Die Wallensteinschen zehrten die Gegend so fürchterlich aus, daß man zuletzt sieben Meilen weit nach Fütterung gehen mußte. Zu den Schweden stießen nach und nach beträchtliche Hülfsvölker, so daß Gustav zuletzt fast siebzigtausend Mann stark ward. Für eine solche Menschenmenge konnten die Nürnberger Vorräthe, die ohnehin schon bedenklich abnahmen, nicht lange mehr ausreichen. Da nun der Feind durchaus nicht Anstalt machen wollte, seine Berge zu verlassen, so wollte der König einen Versuch wagen, ihn mit Gewalt daraus zu vertrei-

ben; ein fast tollkühnes Unternehmen, das nur die höchste Noth entschuldigen konnte. Der 4. September ward zum Angriff bestimmt. Der König betete, und führte seine Soldaten den Bergen zu. Wallenstein richtete seine Kanonen alle hinab, und unter einem mörderischen Feuer, in welchem kein Schuß vergeblich fiel, rückten die Schweden an. Was nur irgend Tapferkeit und Todesverachtung leisten können, das wurde hier geleistet. Unzählige Kanonenkugeln flogen in den Berg hinein, auch ward mancher der obenstehenden Krieger weggerafft, ja Wallensteins eigenes Pferd sank unter ihm nieder; aber die gar zu große Ueberlegenheit der fest verschanzten Kaiserlichen über die ganz frei dastehenden Schweden kam diesen doch zu theuer zu stehen. Vergebens führte Gustav selbst nach der Vernichtung der ersten Regimenter immer frische Truppen heran; sie bedeckten, wie die ersten, mit ihrem Blute und ihren Leibern das Schlachtfeld. Der tapfere Herzog Bernhard von Weimar, unter dessen Leibe schon mehrere Pferde erschossen worden waren, stellte dem Könige vergebens die Unmöglichkeit des Sieges vor, und stürzte zuletzt, da kein Reden half, wie ein Verzweifelnder ins Feuer zurück. Seine fast sinnlose Kühnheit brachte ihn mit einem Theile seines Regiments glücklich auf den Berg hinauf, allein da man die Kanonen nicht nachziehen konnte, und überdies die Dunkelheit einbrach, mußte er sich nach einem fürchterlichen Gemetzel wieder zurückziehen. Endlich ließ der König zum Abzug blasen, nachdem die fast übermenschliche Anstrengung beinahe zehn Stunden gedauert hatte. Gegen zweitausend Todte lagen auf dem Schlachtfelde, und der Verwundeten waren noch mehr. Gustav erkannte selbst nachher seine Unbesonnenheit. „Wir haben einen Pagenstreich gemacht, Herr

Vetter," sagte er beim Abendessen zum Pfalzgrafen Friedrich. Ein Glück war es noch, daß keiner seiner trefflichen Generale dabei ums Leben gekommen war.

Noch vierzehn Tage wartete er hierauf in seinem Lager, ob Wallenstein nicht, vom Hunger getrieben, herunterkommen werde, allein troß dem bittersten Mangel blieb er unbeweglich auf seinem Berge sitzen. Da verließ Gustav selbst (18. September) sein Lager, und zog in bester Ordnung mit vollem Trommelschlag und hellem Trompetenklange vor dem Feinde vorüber, der sich nicht rührte, sondern ihn ruhig hinziehen ließ. Als die Schweden fort waren, brach auch Wallenstein auf, und zündete sein Lager an (23. Sept); ein fürchterlich schönes Schauspiel, da dies Lager nicht weniger als anderthalb Meilen im Umfang gehabt hatte.

Um sich von der ungeheuren Menschenmasse einen Begriff zu machen, die zu jenen Zeiten in einem solchen Lager Raum fand, muß man wissen, daß sich bei dem damaligen Wallensteinischen Heere wenigstens funfzehntausend Weiber befanden, und fast eben so viel Fuhrknechte, Troßbuben und Bediente, nebst dreißigtausend Pferden, wovon der größte Theil bloß zur Fortschleppung des ungeheuren Gepäcks gebraucht ward. Die moralische Verwilderung in einem solchen wandernden Raubstaate übersteigt alle Vorstellung. Konnte doch selbst der fromme Gustav, in dessen Heere noch die Religion etwas galt, bei seinen Deutschen Truppen mit allem Ernste die Kriegszucht nicht mehr erzwingen, zu der er vormals seine Schweden gewöhnt hatte. Mit Abscheu vernahm er, als er noch in dem Lager bei Nürnberg stand, daß seine Soldaten, wenn sie nach Fütterung gingen, mit eben der Rohheit und Grausamkeit gegen das arme Landvolk wü-

theten wie das Wallensteinische Raubgesindel. Er berief zu dem Ende am 7. September alle seine Deutschen Generale und Obersten zusammen, und hielt ihnen auf das nachdrücklichste ihr zigeunermäßiges Verfahren vor, und wie sie ihn dadurch bei Feinden und Freunden um seinen guten Namen brächten; auch wie er alles für sie thue, was nur in seinen Kräften stehe, und eher selbst Noth leide, als sie des Nöthigen entbehren lasse. „Wollt ihr, so schloß er, Gott vergessen, eure Ehre nicht bedenken, und mich verlassen, so soll doch die ganze Christenheit erfahren, daß ich für euch mein Leben aufzuopfern bereitwillig gewesen bin, und wollt ihr wider mich rebelliren, so werde ich mich mit meinen Schweden und Finnländern zu vertheidigen wissen. Ich bitte euch um Gottes Barmherzigkeit willen, prüft euer Verhalten, und erwäget, wie sehr ihr mich dadurch betrübet. Eure schlechte Mannszucht überzeugt mich, daß ihrs böse mit mir meint, so sehr ich euch auch wegen eurer bewiesenen Tapferkeit loben muß. Geht doch in euch, und bedenket, daß ihr dereinst von euren Handlungen Gott Rechenschaft geben müsset. Mir ist so wehe bei euch, daß es mich verdrießt, mit einem so verkehrten Volke umzugehen. Nehmt also meine Ermahnungen zu Herzen." — Als bald darauf dem edlen Könige vor eines Corporals Zelte gestohlnes Vieh gezeigt wurde, faßte er den Dieb bei den Haaren, und übergab ihn dem Profoß mit den Worten: „Komm her, mein Sohn; es ist besser, ich strafe dich, als daß Gott deiner Vergehungen wegen nicht allein dich, sondern auch mich und das ganze Heer strafe."

Gustav verweilte mehrere Tage bei Neustadt an der Aisch, um gleich wieder bei der Hand zu seyn, im Fall Wallenstein nun die Belagerung Nürnbergs vornehmen

sollte. Allein dieser Feldherr hatte einen andern Plan. Er wollte Sachsen überfallen, und durch die härteste Behandlung dieses Landes den Kurfürsten Johann George nöthigen, sich von Schweden zu trennen und einen besondern Frieden mit dem Kaiser einzugehen. Gustav, der ihn gern nach Baiern locken, und überhaupt lieber den Krieg in das katholische Deutschland spielen wollte, zog geraden Weges wieder auf Ingolstadt los, und war auch schon über den Lech gekommen, als Johann George's dringender Hülferuf ihn umzukehren bewog.

---

10. Gustav Adolfs Tod.

(1632, 16. Nov.)

Der Kurfürst von Baiern ging mit Wallenstein nach Bamberg; da er ihn aber durchaus nicht bewegen konnte, mit ihm nach Baiern zu ziehen, so trennte er sich von ihm, um allein seinen Staaten zu Hülfe zu eilen. Mit vieler Mäßigung hatte dieser kluge und feine Fürst den Stolz des Feldherrn ertragen, den dieser zu verbergen oder auch nur ein wenig zu mildern nicht im geringsten bemüht gewesen war. Jetzt richtete Wallenstein seinen Marsch nach Sachsen, und zwar mit solcher Eil, daß er sogar die Festungen Kulmbach und Baireuth unerobert im Rücken ließ, da sie sich nach den ersten Angriffen nicht ergeben wollten. Das platte Land wurde auf diesem Marsche entsetzlich verheert, alles Vieh weggetrieben, und sogar die Obstbäume umgehauen. Fürchterlich leuchteten in der Nacht die brennenden Dörfer, Vorwerke und Mühlen, bei denen das Heer vorüberzog. Der Eintritt in Sachsen war nicht minder empörend. Niemand

war hier, der Einhalt thun konnte, denn der Feldmarschall von Arnim stand damals mit dem Sächsischen Heere in Schlesien. Da eilte des Kurfürsten treuer Bundesgenosse aus Baiern herbei, und holte in wenigen Wochen den Feind ein. Dieser hatte in der Geschwindigkeit den Grafen von Pappenheim von der Weser her an sich gezogen, und nahm am 1. November Leipzig nach fürchterlichen Drohungen ein. Von da zog er sich nach Weißenfels, um den König in die Ebene vor dieser Stadt zu locken. Aber Gustav blieb in Naumburg, wohin er den 11. November zum Trost aller Sachsen *) gekommen war, und fing sogar an, sich in dieser Stadt zu verschanzen. Dies und die strenge Kälte, welche um diese Zeit einfiel, machte Wallenstein glauben, der König werde vor dem Frühjahr nichts mehr im Felde unternehmen, und in dieser Hoffnung entließ er Pappenheim, der am Rheine sehr nöthig war, und beschloß, sich in Leipzig ins Winterquartier zu legen. Gustav erfuhr nicht sobald Pappenheims Abmarsch, als er ihn ungesäumt zu nutzen

---

*) Das Volk in Naumburg, wie überall, vergötterte ihn fast, und drängte sich bei seinem Einzuge herbei, ihm die Stiefeln zu küssen. Dies erfüllte sein religiöses Gemüth mit einer trüben Ahnung, die man nicht ohne Rührung betrachten kann. In einer solchen Stimmung sagte er in Naumburg zu seinem Hofprediger Fabricius: „Unsere Sachen stehen auf einem guten Fuße, allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit des Volks strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich recht zu ihrem Abgotte machen? Wie leicht könnte der Gott, der sich den Eifersüchtigen nennet, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher und sterblicher Mensch sey. Großer Gott, du bist mein Zeuge, wie sehr mir dieses Alles mißfällt. Ich überlasse mich deiner Vorsehung. Ich hoffe, du werdest es nimmer zugeben, daß das angefangene gute Werk der Befreiung deiner wahren Knechte unvollendet bleibe."

beschloß, zu Wallensteins Verderben. Der Letztere war bereits von Weißenfels nach Leipzig aufgebrochen, mußte aber wegen der schlechten Wege in Lützen liegen bleiben. Gustav rückte darauf von Naumburg in die Gegend von Weißenfels, und sogleich erkannte nun Wallenstein dessen Absicht. Er sandte schnell nach Halle, wo Pappenheim sich noch mit der Belagerung der Moritzburg aufhielt, und hieß diesen Feldherrn eiligst zurückkehren. Zugleich suchte er bei Lützen das vortheilhafteste Terrain aus, und stellte seine Truppen darauf in Schlachtordnung. Desselben Tags (15. Nov.) gegen Abend kamen auch die Schweden an, und stellten sich den Kaiserlichen gegenüber. Nur der Einbruch der Nacht hielt sie ab, gleich loszuschlagen. Alle Vortheile waren auf Wallensteins Seite. Er hatte mehr Truppen und Geschütz als der König, vierzehn Kanonen waren auf dem Mühlenhügel sehr glücklich aufgestellt, und zwischen beiden Heeren ging ein gepflasterter Damm, die Landstraße von Lützen nach Leipzig, hin, der auf beiden Seiten tiefe Gräben hatte, in welchen kaiserliche Musketiere bis an den Hals verschanzt standen. Der König brachte die schauerlich kalte Nacht in einer Kutsche zu, im beständigen Gespräche mit seinen Officieren. Als der Morgen anbrach, lag ein dicker Nebel auf dem verhängnißvollen Gefilde, der alle Aussicht hemmte. Während Wallenstein seinen Truppen durch Ermunterung, Versprechen und Drohungen Muth einzuhauchen bemüht war, stimmten die Schweden mit einem Munde zum hellen Schalle der Trompeten und Pauken die Lieder: „Eine feste Burg ist unser Gott“ und „Es woll' uns Gott genädig seyn“ an. Um neun Uhr gingen die Kanonen los, und einige leichte Scharmützel begannen, aber es ward bald wieder stille, da keine Partei die an=

dere sehen konnte. Nach zehn Uhr fing der Nebel an zu fallen, und die Sonne blickte ein wenig hindurch. Darauf rückten um eilf Uhr die Schweden vor. Gustav schwang sich nach kurzem Gebete auf sein Pferd, und ritt dem rechten Flügel vor. Den linken führte der brave Bernhard von Weimar an. „Nun wollen wir dran! rief der König. Das walt' der liebe Gott! Jesu, Jesu, Jesu! Hilf mir heut streiten zu deines heiligen Namens Ehre!" und damit sprengte er auf die Landstraße los, aus deren Gräben ihm ein fürchterliches Feuer entgegen kam. Wallenstein ließ Lützen anzünden, damit sein rechter Flügel, der sich an dies Städtchen lehnte, vor der Umzingelung desto mehr gesichert wäre. Sein Geschütz arbeitete fürchterlich, und viele Schweden fanden vor jenen Verderben sprühenden Gräben ihren Tod. Aber die ihnen folgten, setzten glücklich hinüber, gewannen die Landstraße in den Rücken, und drängten die Kaiserlichen überall zurück. Nach vierstündiger blutiger Arbeit schien der Sieg schon errungen zu seyn, als Pappenheim (zwischen drei und vier Uhr) mit seinen Reitern von Halle ankam. Jetzt erneuerte sich das Treffen, und Wallenstein stellte in größter Eil die gebrochenen Reihen wieder her. Der Schwedische linke Flügel ward mit Macht zurückgeworfen. Gustav, der auf dem rechten Flügel die Nachricht davon erhielt, eilte sofort mit dem Steinbockschen Reiterregimente seinen fliehenden Truppen zu Hülfe, und sprengte weit voran, um den Stand des Feindes zu erkunden. Nur der Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg und einige andere Begleiter konnten ihm folgen. In der Hitze stieß er auf ein Geschwader kaiserlicher Cürassiere, und erhielt einen Schuß in den Arm, so schmerzhaft, daß er den Herzog von Lauenburg in Französischer Sprache

bat, ihn vom Schlachtfelde wegzuführen. Kaum hatte er sich gewendet, so bekam er noch einen Schuß in den Rücken, wobei ihm der Seufzer: „Mein Gott, mein Gott!" entfuhr: dicht vor des Lauenburgers Gesicht ward ein Pistol losgefeuert, dessen Blitz ihm fast das Haar versenkte, und in dem Getümmel der heransprengenden Reiter, ganz betäubt von dem Knalle der Musketen, dem Sausen der Schwerter und dem Schnauben der Rosse um sich her, ließ der Herzog, kaum wissend was er that, den Leib des Königs fallen, und gab seinem Pferde die Sporen, sich aus der Gefahr zu retten. Ueber den Gefallenen hin stürzten die Rosse der Feinde und Freunde, ohne ihn zu erkennen (denn er trug nur ein ledernes Reitcollet und einen schlichten Tuchrock darüber), und nur sein zurückkommendes blutiges Pferd und die Berichte seiner letzten Begleiter machten den Schweden den unglücklichen Vorfall kund *). Schon weichend wurden sie von

*) Da Gustav Adolf mitten im heftigsten Schlachtgetümmel, von so wenigen der Seinen umgeben, fiel, so sind über seinen Tod sehr verschiedene Gerüchte in Umlauf gekommen. Die in den Text aufgenommene Erzählung war damals die gewöhnlichste. Viele haben behauptet, der König sey gar nicht von Feindes Hand gefallen, sondern von dem Herzog von Lauenburg verrätherisch ermordet worden. In dem Wankelmuthe des Herzogs, welcher erst im Lager bei Nürnberg Schwedische Kriegsdienste nahm, und sie gleich nach der Schlacht bei Lützen wieder verließ, liegt allerdings ein Anlaß zur Entstehung dieses Gerüchts; aber, Alles wohl erwogen, muß man dem Urtheile beistimmen, welches Rühs, Gesch. Schwedens, Th. IV. S. 272, fällt. „Nur die Neigung der Menschen, sagt er, die in dem Schicksale außerordentlicher Menschen immer einen ungewöhnlichen Gang zu finden wünscht, das Mißtrauen der Schweden gegen die Deutschen, und endlich eine gewisse Zweideutigkeit, die unverkennbar in dem Leben des Herzogs von Lauenburg ist, haben einem verläumderischen Gerüchte Glauben verschafft, das eben so wenig innere Wahrscheinlichkeit als äußere Zeugnisse für sich hat."

der Begierde, ihr theures Haupt zu rächen, zu neuer Tapferkeit entflammt; ein unerhörtes barbarisches Gemetzel, mit dem fürchterlichsten Kanonenfeuer vermischt, erhob sich auf allen Seiten; Herzog Bernhard sammelte mit bewundernswürdiger Besonnenheit die zerstreuten Bataillone, und nirgends konnten die Kaiserlichen zuletzt mehr Stand halten. Der Kern der Friedländischen Mannschaft lag zu Boden gestreckt, der Generallieutenant Piccolomini bestieg bluttriefend schon das fünfte Pferd, Pappenheim stürzte, von einer Kanonenkugel getroffen, von dem seinigen, und was die Verwirrung noch vermehrte, eine Reihe von Munitionswagen, die Wallenstein hinter der Fronte am Hochgerichte halten ließ, flogen, durch eine Bombe entzündet, mit fürchterlichem Geprassel in die Luft. Die bestürzten Soldaten glaubten, sie würden im Rücken angegriffen, die Unordnung und die Flucht nahmen zu; allenthalben hörte man schreien: „Die Schlacht ist verloren, der Pappenheimer ist todt, die Schweden kommen über uns!" Dazu brach die Dunkelheit ein, und Freund und Feind waren nicht mehr zu unterscheiden. Wallenstein ließ zum Abzug blasen; die Nacht und die Ermüdung hielten die Schweden vom Nachsetzen ab. Auch sie sammelten sich auf den Schall der Trompeten, und brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu. Das ganze kaiserliche Geschütz war ihre Beute. Am folgenden Tage kamen etwa funfzehn Bataillone Oesterreicher, fast ohne Waffen und Fahnen, in Leipzig an, und nahmen mit Wallenstein ihren Weg nach Böhmen. Ein anderer Rest des zertrümmerten Heeres nahm seinen Abzug über Merseburg. Dennoch ließ der Kaiser aller Orten das Tedeum singen. Er hatte nicht Unrecht, denn der Tod eines solchen Gegners war dem herrlichsten Siege gleich zu achten.

Die tiefbetrübten Schweden suchten beim Lichte des neuen Tages unter den vielen tausend Leichen, welche das weite Feld bedeckten, den Körper ihres geliebten Königs heraus, und fanden ihn nicht ohne viele Mühe, denn er war ganz mit anderen Körpern bedeckt, nackt ausgezogen, und von Blut und Hufschlägen so entstellt, daß er kaum zu erkennen war. Er lag unweit eines großen Feldsteins, der noch jetzt dort zu sehen ist, und zwar zwischen diesem Steine und der Stadt, etwa dreißig bis funfzig Schritte von jenem. Herzog Bernhard ließ den Leichnam nach Weißenfels bringen, und ihn von einem dortigen Apotheker eröffnen. Dieser fand eilf Wunden daran, im Innern aber alle Theile von solcher Gesundheit, daß ohne diesen unglücklichen Zufall noch ein langes Leben zu erwarten gewesen wäre. Hier in Weißenfels benetzte auch die Königin, Maria Eleonora, die ihrem Gemahle nach Deutschland gefolgt war, den theuren Ueberrest mit ihren Thränen, und begleitete ihn über Eilenburg, Grimma, Wittenberg und Berlin nach Stockholm, wo er in der eigends für ihn errichteten Begräbnißcapelle beigesetzt ward.

Gustav hatte noch nicht das acht und dreißigste Lebensjahr vollendet. Er hinterließ nur eine Tochter von acht Jahren, und einen natürlichen Sohn von etwa siebzehn, der damals in Wittenberg studirte, und von den Studenten zum Rector der Universität, nach damaliger Sitte, gewählt worden war. Dieser hatte nicht sobald die traurige Nachricht erhalten, als er sich aufmachte, den Leichnam zu sehen. Er traf ihn in Grimma, und ließ sich den Sarg öffnen. Der junge Mann glich seinem berühmten Vater sehr; er nahm nachher Kriegsdienste, und erhielt im Westphälischen Frieden das Bisthum Osnabrück. Seine Halbschwester, die Königin Christine, machte ihn

zum Grafen von Wasaburg, unter welchem Namen seine Nachkommen noch jetzt in Schweden blühen.

Der Tod des Königs erregte unter den Protestanten eine eben so große Bestürzung, als unter den Katholischen Freude und Hoffnung. Der Kaiser soll geweint haben, als man ihm des Königs blutiges Collet überbrachte, welches noch jetzt im Zeughause zu Wien aufbewahrt wird. Dies wäre nur ein Beweis mehr für die seltsame Mischung der Gefühle und Gesinnungen in diesem Regenten, und braucht also gar nicht bezweifelt zu werden*). Weinte er doch sogar bei dem Tode Wallensteins, den er selbst ermorden ließ. Daß ein Fürst, der in jedem Priester einen Gott anbetet**), und ganz von Jesuiten regiert wird, mit unbarmherziger Glaubenswuth eine gewisse Weichheit des Gefühls verbinden kann, ist sehr begreiflich.

---

11. Gottfried Heinrich, Graf von Pappenheim.

(Geb. 1594, gest. 1632.)

Bei diesem traurigen Ruhepuncte in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges sey es erlaubt, das Wichtigste aus dem Leben des Feldherrn beizubringen, der, mit Gustav

*) M. J. Schmidt meint: daß Ferdinands Thränen nicht so berühmt geworden wären, als diejenigen, die Alexander bei der Leiche des Darius vergoß, rühre bloß von den Schriftstellern her. Freilich! sie sehen die Umstände an, und die Leute. B.

**) Mortalium neminem, sagt sein eigener Beichtvater, aeque reveritus est atque sacerdotes; in quibus omnibus divinum numen venerabatur et honorabat. Auditus est non sine admiratione dicere, occurrentibus sibi eodem loco ac tempore angelo et

Adolf in einem Alter, an einem Tage und auf einem Schlachtfelde fiel, und für dessen militairische Talente dieser große König eine solche Achtung hatte, daß er ihn mit ehrenvoller Auszeichnung schlechthin den Soldaten nannte.

Pappenheim stammte aus einem vornehmen Geschlechte. Er verrieth von Jugend auf einen so harten Sinn, daß man ihn selbst in seiner Kindheit nie hatte weinen sehen. Dennoch brachte ers in den Wissenschaften, zu denen er anfänglich bestimmt war, sehr weit, so daß er schon in seinem vierzehnten Jahre auf die Universität zu Altdorf geschickt werden konnte. Hier that er sich unter den Studenten so sehr hervor, daß diese ihn zum Rector der Universität erwählten. Von da machte er eine Reise durch Frankreich, Spanien und Italien, und kam mit vielen Kenntnissen bereichert zurück. Nach dem Tode seines Vaters verheirathete sich seine Mutter wieder mit einem Grafen von Herbersdorf, der damals im Jülichschen für die Ligue ein Reiterregiment geworben hatte, bei welchem er seinem Stiefsohn, der Lust am Kriegeswesen gefunden hatte, eine Compagnie gab. In Oberösterreich zeichnete er sich unter den Augen Maximilians von Baiern so aus, daß er erst zum Oberstlieutenant, dann zum Obersten ernannt ward. Darauf zeigte er sich nebst Wallenstein und Tilly in der Schlacht bei Prag. Hier hatte er den gefährlichsten Stand. Er sah seine besten Freunde an seiner Seite fallen und sein Regiment weichen, ließ aber nicht ab, sondern sammelte die Seinigen wieder, und warf den Feind über den Haufen. Im hitzigsten

---

sacerdote, se primum sacerdoti, deinde angelo honoris officium persoluturum. Speculum Theopoliticum, cap. IX. init. nach Schmidts Citat.

Getümmel ward sein Pferd erschossen, er selbst schwer verwundet, und von den stürzenden Pferden bedeckt. In diesem Zustande erhielt er noch mehrere Wunden, und würde sich gewiß verblutet haben, wenn nicht nach der Schlacht ein Wallone, der auf der Wahlstatt nach Beute suchte, auf ihn aufmerksam geworden wäre. Dieser zog ihn unter dem todten Pferde hervor, und schrie ihm zu: „Hund, du hast ein gutes Kleid an, du mußt sterben!" Der Graf, der ihn für einen Böhmen hielt, antwortete: „Laß mir das Leben, mein Freund; du sollst eine gute Belohnung haben. Ich gehöre zu den Feinden; ich bin der Oberst Pappenheim." — „Nein, mein Herr, erwiederte jener sogleich mit Ehrerbietung, als er den Namen hörte, Sie sind nicht von den Feinden, Sie sind von den Unsrigen. Ich werde Sie nach Prag bringen." Er setzte ihn auf sein Pferd, und in Prag stellte ihn Maximilians Leibarzt bald wieder her. Seitdem führte er in allen Gegenden des Kriegsschauplatzes die ruhmwürdigsten Unternehmungen aus, durch die er sich den Rang unter den ersten Feldherren seiner Zeit erwarb. Sein Aeußeres kündigte den Soldaten im vollen Sinne des Worts an. Ein kräftiger Körperbau, ein volles, ganz von Narben zerfetztes Gesicht, eine Habichtsnase, eine breite Stirn und sehr lebhafte Augen gaben seiner bloßen Erscheinung etwas Furcht Gebietendes. Entschlossenheit und Strenge besaß er im höchsten Grade. In Tenstädt im Thüringischen ließ er einmal drei Bürgermeister hängen, welche die Kriegssteuer nicht herbeischaffen wollten, und schon halbtodt ließ er sie wieder losschneiden. Die Beschwerden des Krieges theilte er mit dem geringsten Soldaten, und in der Schlacht war er immer am Orte der größten Gefahr. Als ihn die Seinigen, tödtlich verwundet, von

dem Schlachtfelde bei Lützen wegtrugen, fragte er sie, ob das Gerücht vom Tode des Königs sich bestätige. Auf ihre Bejahung erwiederte er: „Nun, so sagt dem Herzog von Friedland, daß ich vergnügt sterbe, da ich unsern gefährlichsten Feind mit mir getödtet weiß." Am andern Tage, auf der Pleißenburg bei Leipzig, verließ ihn das Leben. Einige Wochen nachher kam der Orden des goldenen Vließes, ein Geschenk des Königs von Spanien, für ihn an. Um doch einigen Gebrauch davon zu machen, wurde er auf das Denkmal gesetzt, das Wallenstein ihm in Prag in der Strahoverkirche errichten ließ, wo er begraben liegt.

---

12. Axel Oxenstierna.

(Geb. 1583, gest. 1654.)

Nach einer Verordnung Gustav Adolfs ward dessen kleine Tochter Christine zur Königin gekrönt, und die Regierung bis zu ihrer Mündigkeit von einem dazu festgesetzten Reichsrath geführt. Die Deutschen Angelegenheiten dagegen wurden Gustavs großem Canzler Axel Oxenstierna, den der König einige Monate vor seinem Tode zu seinem Beistande nach Deutschland hatte kommen lassen, fast mit unbeschränkter Vollmacht übertragen. Befand sich je ein Mann in einer mißlichen Lage, so war es dieser. Er sollte das Werk eines großen Königs ausführen, ohne dessen siegendes Ansehn zu haben. Was Gustav den protestantischen Fürsten hatte bieten dürfen, konnte man hoffen, daß sie sich das von einem Schwedischen Edelmanne würden gefallen lassen? War nicht vielmehr vorauszusehen, daß das bis jetzt noch unbesiegte

Schwedische Heer aus Mangel an Unterstützung und durch die Uneinigkeit seiner Anführer zerstieben, alle Eroberungen verloren gehen, die alte Eifersucht der Deutschen Fürsten wieder losbrechen, und dem Kaiser zuletzt doch wieder den Sieg geben würde?

Von Oxenstierna's seltener Klugheit und Entschlossenheit war indessen zu erwarten, daß er das Aeußerste versuchen würde, ein so herrlich angefangenes Unternehmen nicht so schimpflich und fruchtlos enden zu lassen. Er nahm seinen ganzen Ernst zusammen, machte die protestantischen Fürsten mit seinem Auftrage bekannt — nach Dresden und Berlin reisete er persönlich — stellte ihnen auf das dringendste die Nothwendigkeit vor, jetzt mehr als jemals einträchtig zusammen zu halten, und lud sie zu einem Convente ein, den Gustav selber bereits nach Ulm ausgeschrieben hatte, und auf welchem der große Bund aller Evangelischen hatte zu Stande kommen sollen. Hier zeigte sich zuerst der Mangel eines gefürchteten Hauptes, denn der Kurfürst von Sachsen wollte nichts von dem Bunde wissen, wenn er nicht die Oberleitung erhielte, und George Wilhelm von Brandenburg war nicht minder schwierig, da er wohl sah, daß die Schweden Willens seyen, sich mit Pommern bezahlt zu machen. Auch die Niedersächsischen Stände weigerten sich, unter einem Schwedischen Canzler zu stehen. Oxenstierna beschränkte daher vor der Hand seine Einladung nur auf die vier sogenannten oberen Kreise, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein, und diese mußten wol gehorchen, da ihre Länder fast alle von den Schweden besetzt waren. Die Versammlung geschah zu Heilbronn, da Ulm wegen der Kriegsunruhen nicht Sicherheit genug gewährte. Sie dauerte vom März 1633 an bis in die Mitte des April.

Mit Verwunderung hörten hier die Fürsten die entschlossene Sprache des Canzlers. Er drang, wie natürlich, auf unumschränkte Gewalt, forderte Jedem einen bestimmten monatlichen Beitrag zur Fortsetzung des Krieges ab, und verlangte für den Nothfall ihre Städte und Festungen zum Quartier für die Schwedischen Truppen. Die unbeschränkte Macht wollte natürlich keinem gefallen. Die Stände meinten, wer sein Geld zu einer Sache hergebe, müsse auch etwas dabei zu sagen haben. Zu dem Ende wollten sie durchaus dem Canzler ein sogenanntes consilium formatum an die Seite setzen, einen Ausschuß von den Ihrigen, der besonders die Casse unter sich hätte, und die Einquartierungen besorgte. Sehr richtig erwiederte Oxenstierna darauf, wenn man ihnen selbst das Eintreiben der Kriegssteuern überlasse, so möchte wol wenig einkommen, und wenn man sie erst fragen wollte, wo die Einquartierungen geschehen sollten, so dürfte ihnen leicht gar keine, so wie dem Marcolfo *) kein Baum zum Hängen, recht seyn. Um nur zu Ende zu kommen, gab er endlich das consilium formatum zu, mit der Bedingung, daß ihm doch in Kriegssachen jederzeit die endliche Entscheidung verbleiben müsse, wodurch jenes Consilium offenbar verspottet ward.

Eines war ihm nun noch übrig, diejenigen Bundesgenossen zu befriedigen, denen Gustav bereits zur Entschädigung bestimmte Länder katholischer Geistlichen versprochen hatte. So verlangte Herzog Bernhard von Weimar die Bisthümer Bamberg und Würzburg, mit dem Titel eines Herzogs in Franken; der Landgraf von Hes-

*) Ein Italienischer Eulenspiegel. Als er gehängt werden sollte, bat er sich die Gnade aus, an keinen andern Baum zu kommen, als der ihm selbst gefallen würde.

sen-Kassel und der Herzog von Würtemberg hatten sich eine Anzahl benachbarter Stifter und Abteien ausgesucht, und viele Schwedische Officiere wollten gleichfalls mit Deutschen Gütern bezahlt seyn. Oxenstierna sicherte einem jeden seinen Antheil zu, und verhieß ihnen, beim Friedensschlusse für sie zu sprechen. Friedrich V., der unglückliche Kurfürst und König, lebte nicht mehr. Er war eilf Tage nach Gustavs Tode (27. Nov. 1632) in Mainz gestorben. Seine Wittwe forderte die Unterpfalz für ihren ältesten Sohn; Oxenstierna bewilligte augenblicklich das Gesuch, nur mit einigen Einschränkungen, und zeigte den argwöhnischen Fürsten eine Uneigennützigkeit, die sie zu ihrer Beruhigung brauchten.

Gustavs treffliche Feldherren, Herzog Bernhard, Baner, Baudis, Horn, waren durchaus nicht zu vereinigen, indem keiner von dem andern Befehle annehmen wollte. Man mußte sie also trennen, und einem jeden einen Theil des Heeres überlassen, welche Zerstückelung den Untergang Aller hätte bewirken können, wenn Wallenstein gethan hätte, oder hätte thun können, was man von ihm erwartete.

---

13. Wallensteins Ausgang.

(1633—1634.)

Der Verlust der Lützener Schlacht hatte diesen Feldherrn aufs äußerste gekränkt. Den Flecken von seiner Ehre wenigstens einigermaßen abzuwaschen, schob er die Schuld auf einen Theil der Officiere, und nicht zufrieden, ihnen laut zu sagen, daß sie ihre Schuldigkeit nicht gethan, setzte er sie zu Prag gefangen, ließ ein Kriegsgericht über

sie halten, und sprach ihnen für ihre Feigheit das Leben ab. Vor dem Rathhause ward eine mit schwarzem Tuche ausgeschlagene Blutbühne errichtet. Auf derselben wurden zwei Obristlieutenante, ein Capitain, ein Rittmeister, vier Lieutenante, ein Fähndrich und zwei Hauptleute von der Artillerie enthauptet; einem Officier ward der Degen vom Henker zerbrochen, mehrere gemeine Reiter wurden gehenkt, und mehr als funfzig Namen abwesender Officiere wurden als ehrlos an den Galgen geschlagen (14. Februar 1633).

Hierauf begannen neue Werbungen in allen kaiserlichen Staaten. Das verlorne Geschütz ward durch eingeschmolzene Glocken ersetzt, die der irreligiöse Feldherr den staunenden Gemeinen wegnehmen ließ, und in kurzer Zeit war Wallensteins Heer wieder so zahlreich als zuvor. Was er damit machen würde, schien keine Frage. Die Schweden aus Deutschland jagen, und die verarmten, verschüchterten und getrennten Protestanten dem Kaiser zu beliebiger Bestrafung unterwerfen. Die Gelegenheit dazu schien jetzt so bequem, daß man glauben mußte, es hinge nur von ihm ab, sich als den Bezwinger aller Feinde des Kaisers einen unsterblichen Namen zu machen. Allein von diesem Augenblicke an sind Wallensteins Pläne und Schritte weit weniger kraftvoll und großartig, als früher, wo er, um einen viel schwächern und bedeutungslosern Feind niederzukämpfen, Riesenstärke entwickelte. Jetzt begnügt er sich, das Naheliegende zu ergreifen, und die Mittel, deren er sich dazu bedient, hüllen sich in ein seltsames Dunkel. Er unterhandelt mit den Gegnern, vorzüglich mit den Deutschen Protestanten, greift sie, wenn er sie sicher gemacht hat, wieder an, und unterhandelt von Neuem. Mit dem Kaiserhofe ist er bald

wieder gespannt, und die Art, wie er jene Unterhandlungen betreibt, läßt zweifelhaft, ob er die Feinde dadurch täuschen will, oder in Einverständniß mit ihnen den Kaiser hintergehen, oder sich als eine dritte unabhängige Macht hinstellen, um den streitenden Parteien zu Krieg und Frieden das Gesetz vorzuschreiben.

In Schlesien stand damals ein verbündetes Heer von Sachsen, Brandenburgern und Schweden. Die letzteren wurden vom Grafen Thurn (dem ersten Urheber des Krieges), die ersten von dem Feldmarschall Arnim und dem Herzoge Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, der gleich nach der Lützener Schlacht zu den Sachsen übergegangen war, befehligt. Es war wenig Einigkeit unter diesen Heerführern, ein Umstand, welcher dem Herzoge von Friedland, der im Mai 1633 in Schlesien einbrach, den Sieg sehr erleichtern mußte. Als aber beide Heere sich begegneten, schloß Wallenstein einen vierzehntägigen Waffenstillstand (7. Juni) und hielt mit den feindlichen Anführern Zusammenkünfte. Während der Waffenruhe machte er den Verbündeten Friedensanträge. Wenn der Kaiser, ließ er sich vernehmen, den billigen Frieden, den er mit Schweden, Kursachsen und Kurbrandenburg schließen wolle, nicht würde annehmen wollen, so sollte er mit Gewalt dazu gezwungen werden, wozu er gute Mittel wüßte. Aber die Unterhandlungen zerschlugen sich, und der Krieg begann aufs Neue. Oxenstierna hielt alle Anerbietungen Wallensteins für Fallstricke, und in der That schlug der Waffenstillstand den Evangelischen zum Nachtheil aus. Die Kaiserlichen versahen sich mit Kriegsbedarf und zogen Verstärkungen an sich; und die vier oberen Kreise wurden mißtrauisch.

Die Feindseligkeiten begannen von Neuem, Wallen-

stein belagerte Schweidnitz (24. Juni) und versuchte drei vergebliche Stürme. Da kamen die Verbündeten, die Stadt zu entsetzen, und Wallenstein zog sich zurück. Zwischen Schweidnitz und Reichenbach bezog er ein wohl verschanztes Lager; ihm gegenüber thaten die Feinde dasselbe, und nun lagen beide Heere eine geraume Zeit bei einander, wie vormals bei Nürnberg, ohne sich anzugreifen, und verheerten weit und breit das Land. Die Pest wüthete damals in Schlesien so gräßlich, daß große Bezirke ganz menschenleer wurden. In Schweidnitz begrub man zuletzt die Todten gar nicht mehr; in Ohlau war kein Bürger mehr zu finden.

Am 22. August ward ein abermaliger Waffenstillstand unterzeichnet. Gleich nach dem Abschlusse desselben reiste Arnim zu Oxenstierna, der sich damals in Gelnhausen unweit Frankfurt aufhielt, um mit ihm über die eingeleiteten Unterhandlungen persönliche Rücksprache zu nehmen. Der Herzog von Friedland, äußerte Arnim hier, habe den ihm von dem Wiener Hofe angethanen Schimpf noch nicht vergessen, und, wenn er sich auf Hülfe von den Evangelischen verlassen könne, sey er entschlossen, sich zu rächen. Auf einige seiner Unterfeldherren könne er schon zählen, und einem derselben, dem Feldmarschall Holk, möge der Canzler, zu gemeinschaftlicher Wirksamkeit wider den Kaiser, einige seiner ältesten Regimenter, auf die er sich am meisten verlassen könne, zugeben. Aber dieser Vorschlag verminderte Oxenstierna's Mißtrauen nicht. Er war geneigt, ihn für eine List zu halten, wodurch die Schweden um ihre besten Truppen gebracht werden sollten, und gab Arnim den Bescheid, daß der Herzog seine Absichten erst weiter entwickeln müsse. Dann solle es ihm an Unterstützung nicht fehlen.

Wallenstein scheint nunmehr den Plan gefaßt zu haben, die beiden Kurfürsten mit Gewalt zu seinen Bundesgenossen zu machen, und mit ihrer Hülfe die Schweden aus Deutschland zu jagen. Er kündigte den Waffenstillstand auf, überfiel den Grafen von Thurn bei Steinau, und nahm sein aus drittehalbtausend Schweden bestehendes Heer durch Capitulation gefangen. Die Bedingung war, daß die Anführer und Officiere frei abziehen durften, aber diese Entlassung eines der hartnäckigsten Feinde des Kaisers, des vorzüglichsten Anstifters der Böhmischen Empörung, wurde dem Herzoge in Wien sehr übel genommen. Jetzt ging der Zug die Oder hinunter; am 16. October war Liegnitz erobert, am 18. ergab sich Glogau, und darauf folgten Goldberg, Sagan, Krossen, Frankfurt und Landsberg nach. Fürstenwalde ward verbrannt, Bärwalde ausgeplündert, das Schloß zu Köpenik weggenommen, und sogar Berlin aufgefordert. Wallenstein selbst fiel mit dem Hauptheer in die Lausitz ein, eroberte Görlitz mit Sturm, plünderte es aus, und ließ den Sächsischen Befehlshaber hinrichten, weil er die Stadt nicht mit Gutem hatte übergeben wollen. Bautzen spiegelte sich an dem Beispiel und öffnete freiwillig seine Thore. Einige Monate früher hatte Wallensteins General Holk ins Erzgebirge einfallen, und Sachsen bis über Leipzig hin überschwemmen müssen. Dieser Befehlshaber war eine der fürchterlichsten Geißeln dieses Landes. Wohin er kam, gingen die Dörfer und Städte in Rauch auf, und auf die Nachricht von seiner Annäherung floh Alles was fliehen konnte. Man sah hier ein fürchterliches Beispiel von der Wuth des Hungers. Die auf der Flucht zurückgelassenen Bauernhunde rotteten sich zusammen, und da sie in den niedergebrannten Dörfern nichts zu fressen

fanden, so heulten sie grimmig auf den Landstraßen umher, und zerrissen einzeln fliehende Menschen *). Als Holk auf seinem Rückzuge von einer tödtlichen Krankheit befallen, einen Prediger zum Tröster auf dem Sterbebette begehrte (er war lutherisch), konnte weit und breit keiner gefunden werden, ob er gleich sechshundert Thaler dafür bot.

Wallenstein erreichte durch diese Feindseligkeiten gegen die Kurfürsten seinen Zweck, sie zum Abfall von den Schweden zu bewegen, doch nicht. George Wilhelm verwarf den Vorschlag geradezu, und die Antwort des Kurfürsten von Sachsen fiel auch nicht nach seinem Wunsche aus. Jetzt verlangte der Kaiser, daß er dem vom Herzoge Bernhard von Weimar bedrängten Maximilian von Baiern zu Hülfe ziehen sollte. Wallenstein rückte auch in die Oberpfalz ein, aber um Böhmen nicht von Truppen zu entblößen, konnte es nur mit getheilter Macht geschehen. Die Jahreszeit war schon zu weit vorgerückt, der Feldzug blieb ohne Ergebniß, und Wallenstein führte das Heer bald in die Winterquartiere nach Böhmen zurück. Dies erregte große Unzufriedenheit am Wiener Hofe. Man sah die abermalige Belastung der Erblande sehr ungern, und hätte gewünscht, daß der Krieg völlig in fremde Gebiete gespielt würde. Auch hatte man Wallenstein in Verdacht, daß er böswillig gehandelt habe, und daß es ihm mit dem Kriege gar kein Ernst mehr sey. Seine Feinde, zu denen besonders die Spanische Partei gehörte, erhoben von diesem Augenblicke an ihre Stimme immer lauter. Es war um so leichter, mit solchen Vorstellungen beim Kaiser Gehör zu finden, da ihm

*) S. Jeremias Simons Eilenburgische Chronica, S. 688.

die unerhörte, in des Feldherrn Hände gelegte Macht immer lästiger wurde, und, je länger sie dauerte, je bedenklicher erschien. Der Hofkriegsrath Questenberg wurde in des Herzogs Hauptquartier zu Pilsen gesandt, um mit ihm wegen Verlegung der Truppen zu verhandeln, aber ein von dem Feldherrn versammelter Kriegsrath der Generale und Regiments-Commandanten erklärte es für unmöglich, das Heer im December aus Böhmen und gegen den Feind zu führen.

Dieser Bescheid war nicht geeignet, die obwaltende Spannung zu lösen. Von beiden Seiten ward man immer mißtrauischer und unmuthiger. Am 12. Januar 1634, da die meisten Generale und Obersten sich noch zu Pilsen befanden, trat der Feldmarschall Illo, einer der vorzüglichsten Vertrauten Wallensteins, in eine Versammlung derselben, und erzählte ihnen in einer weitläufigen Rede, wie der Kaiser dem Feldherrn die Treue gebrochen, wie er ihn und das Heer allmählig entkräften wolle, den Soldaten den Sold vorenthalte, fremde Truppen ins Reich lasse, keine seiner Zusagen erfülle, und von den Jesuiten, von denen er ganz umstrickt sey, so gegen den Feldherrn verhetzt werde, daß schon ein Versuch gemacht worden sey, den Letztern zu vergiften; wie daher der Herzog beschlossen habe, den Oberbefehl freiwillig niederzulegen, damit er nicht noch einmal abgesetzt werde. Aber, fügte Illo hinzu, dahin müsse es kein rechtschaffener Officier kommen lassen, denn auf dem Herzog ruhten alle ihre Hoffnungen; vielmehr müsse man Abgeordnete an ihn senden, um ihn zu besänftigen. Dies geschah, und die Antwort fiel so aus, wie die Obersten sie wünschten. Wallenstein erklärte, daß er ihren Vorstellungen nachgäbe, die Anführung noch eine Zeitlang behalten und ohne ausdrück-

liches Vorwissen und den Willen der Obersten das Heer nicht verlassen wolle. Ob das Ganze nur ein verabredetes Spiel gewesen, um die Stimmung der Generale zu erforschen, oder ob Wallenstein aus Mißmuth und Krankheit *) in der That mit einem solchen Entschlusse umgegangen sey, ist zweifelhaft. Illo legte den Generalen darauf einen schriftlichen Eid vor, kraft dessen sie dem Herzog ewige Treue gelobten, so lange derselbe sie zum Dienste des Kaisers gebrauchen werde. Die Unterzeichnung geschah während eines Gelages, bei dem es ziemlich lebhaft herging. Man sagt, die Trunkenheit der Gäste sey dazu benutzt worden, ihnen unversehens ein anderes Blatt unterzuschieben, in welchem die ausgezeichnete Stelle fehlte, und welches dennoch unterschrieben wurde.

In welcher Absicht diese Verbindung auch veranstaltet worden seyn mag; in Wien wurde sie als eine Verschwörung wider den Hof betrachtet, gegen die schleunig und nachdrücklich verfahren werden müsse. Einige dem Kaiser besonders ergebene Generale, Piccolomini, Gallas und Altringer, hegten dieselbe Absicht, oder gaben vor, sie zu hegen, um den ihnen verhaßten Wallenstein zu stürzen, und boten die Hand zur Abwendung der wahren oder angeblichen Gefahr. Bestürmt von den Vorstellungen der zahlreichen Feinde und Neider des Feldherrn, daß außerordentliche Umstände auch außerordentliche Maßregeln nöthig machten, unterzeichnete der Kaiser am 24. Januar ein an alle Generale, Obersten und andere hohe

---

*) Wallenstein litt damals an offenen Gichtbeulen so sehr, daß er täglich eine Stunde im Schwitzbade zubringen mußte, und ihm Stücke Fleisch aus den Füßen geschnitten wurden.

und niedrige Officiere und Soldaten zu Roß und zu Fuß gerichtetes Patent, in welchem er anzeigte, daß er aus hochwichtigen und dringenden Ursachen mit seinem Obersten-Feldhauptmann eine Änderung vorzunehmen beschlossen, und den Oberbefehl einstweilen dem General-Lieutenant Gallas übertragen habe. Dabei erhielt Gallas den besondern Befehl: Wallenstein und seine vornehmsten Anhänger, Illo und den Grafen Terczka (des Herzogs Schwager) in gefängliche Haft zu bringen, oder sich seiner lebendig oder todt zu bemächtigen. Am 18. Februar erfolgte ein zweites Patent, in welchem Wallensteins Absetzung, wegen gewisser Nachricht von einer gegen Krone und Leben des Kaisers gerichteten Verschwörung, wie es darin heißt, förmlicher ausgesprochen wird.

Der erste dieser Schritte war in großer Heimlichkeit geschehen. Man fürchtete Wallensteins Einfluß auf das Heer, Gallas sollte daher die Obersten in aller Stille und ohne öffentliches Aufsehen von ihm abziehen. Ja der Kaiser schrieb dem schon geächteten und dem Mordstahle preisgegebenen Feldherrn bis zum 13. Februar noch mehrere Briefe ganz im alten Tone, sogar mit der Aufschrift: An den Herzog von Mecklenburg *). Indeß konnte es nicht fehlen, daß dieser von dem Verderben, welches ihm drohte, Kunde erhielt. Er gab daher Befehl, daß das Heer nur seinen, so wie Illo's und Terczka's Anordnungen Folge zu leisten habe, und beschied mehrere Regimenter, sich am 23. bei Prag zu versammeln. War es wirklich seine Absicht, eine lang getragene Maske jetzt abzulegen, und an der Spitze der Truppen das Panier der Empörung zu erheben, so kam diese

*) Abgedruckt bei Förster, Th. III. S. 183 fg.

Maßregel zu spät, denn das Heer war nun, mit sehr wenigen Ausnahmen, durch seine Generale ganz für den Kaiser gewonnen. Hatte er aber bis zu diesem Augenblicke noch keine verrätherischen und treulosen Absichten gehegt, so wurde er nunmehr durch das unredliche und hinterlistige Benehmen seiner Gegner dazu getrieben, mit den Feinden in Gemeinschaft zu treten. Denn jetzt blieb ihm nichts übrig, als bei den Protestanten und Schweden Rettung zu suchen.

In dieser Absicht beschloß er, nach dem Gränzplatze Eger zu ziehen: dort befehligte der Schotte Gordon, dem er um so eher traute, da er ihn vom gemeinen Soldaten allmählig zum Obersten erhoben, und ihn sonst noch auf mancherlei Art ausgezeichnet hatte. Am 22. Februar verließ er Pilsen, von seinen drei vertrauten Freunden, Illo, Terczka, Kinsky und zehn Reitercompagnien begleitet, und am 24. Nachmittags um vier Uhr, traf er zu Eger ein. Der Unglückliche wußte nicht, daß seine Mörder mit ihm einzogen. Oberst Buttler, ein Irländer, der ihm mit zweihundert Dragonern, aber wider seinen Willen, folgte, hatte den Generalen Gallas und Piccolomini zugesagt, ihnen Wallenstein lebendig oder todt zu überliefern, und schon unterweges mit sich gekämpft, ob er nicht mit seinen Dragonern den Wagen umringen, und sich seiner bemächtigen sollte. Aber die Furcht vor Terczka und Kinsky, den vertrauten Freunden und Anhängern Wallensteins, welche die übrigen Truppen führten, hatte ihn zurückgehalten. Angekommen in Eger, war sein erstes Geschäft, seinen Freund Gordon und den Oberstwachtmeister Leßlie, gleichfalls einen Schotten, aufzusuchen, und ihnen den von Gallas erhaltenen Befehl des Kaisers bekannt zu machen. Zugleich

eröffnete er ihnen seinen Entschluß, die gegen den Herzog ergangene Acht zu vollstrecken. Er fand sie bereit, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Anfangs wollten sie den Herzog und seine Anhänger bloß gefangen nehmen, aber die Furcht, sie nicht lebendig durch die ihnen anhängigen Truppen zu bringen, auch wol die Aussicht auf die reiche Beute, bestimmte sie zur Ermordung. Alle drei zogen ihre Degen, fielen auf die Knie, und beschworen des Feldherrn Tod. Da aber auch des Herzogs Freunde zu fürchten waren, so wollten sie mit ihnen den Anfang machen. Um sie alle bei einander zu haben, ward verabredet, daß Gordon sie auf den folgenden Tag zum Abendessen auf die Citadelle einladen solle. Es geschah und sie sagten zu.

An diesem Tage (Sonnabend den 25. Febr.) riefen die drei Verschwornen (Buttler, Leßlie und Gordon) einige der ihnen ergebensten Hauptleute zu sich, und weihten sie in das Geheimniß ein. Sie fanden sie bereitwillig, der Unternehmung beizutreten, und erbötig, die erforderliche Anzahl entschlossener Gemeinen aus ihren Compagnien zu stellen. Am Abend erschienen die vier Geladenen, der Feldmarschall Illo, die Grafen Terczka und Kinsky und der Rittmeister Neumann. Aber während sie sorglos schmauseten, hatte sich der Oberstwachtmeister Geraldin mit dreißig Buttlerischen Dragonern hinaufgeschlichen, und die Thüren des Speisesaals wohl besetzt. Das Thor der Citadelle ward geschlossen, und die Zugbrücke aufgezogen. Nach acht Uhr, als bereits der Nachtisch aufgetragen war, rief man die fremden Bedienten in ein entlegenes Zimmer zu Tische, und schloß sie ein. Auf einmal trat Geraldin mit sechs Dragonern in den Saal und rief: „Holla! wer ist gut kaiserlich?" Gor-

don, Leßlie und Buttler sprangen auf, ergriffen die Lichter, und traten an die Seite, um den Dragonern Platz zu machen. Diese warfen den Tisch um, und drangen in die Gäste ein. Kinsky fiel zuerst, dann ward Illo niedergehauen: den Grafen Terczka, der sich mit großer Tapferkeit vertheidigte, schützte eine Zeit lang sein Koller von Elendshaut, doch sank auch er unter der Menge der Streiche nieder. Neumann war in den Vorsaal entkommen, allein hier empfingen ihn die ausgestellten Wachen, und da er das Losungswort nicht wußte, bohrten sie ihn gleichfalls nieder. Die eingesperrten Bedienten hörten das Geschrei ihrer sterbenden Herren, und stiegen durch die Fenster, um ihnen Hülfe zu bringen, allein auch sie wurden niedergesäbelt. Der Speisesaal glich einer Schlachtbank, und die Überreste der Speisen sammt den Flaschen und Bechern schwammen im Blute.

Während dies in der Citadelle vorging, herrschte in der Stadt tiefe Ruhe. Wallenstein, nach langem Berechnen und Beobachten der himmlischen Zeichen, hatte eben seinen Astrologen entlassen, und sich früh zu Bette gelegt. Es war eine finstre, unfreundliche Nacht, der Wind heulte, und ein feiner Regen klirrte gegen die Fenster. Leßlie ging leise mit zwei Compagnien Buttlerischer Dragoner aus der Citadelle, und ward still in das Stadtthor eingelassen. Er besetzte die Gassen und den Markt, befahl der Hauptwache, ruhig zu bleiben, es möge vorfallen was da wolle, und ging dann wieder in die Citadelle zu Buttler zurück, ihm zu sagen, daß in der Stadt noch Alles ruhig sey. Darauf machten sich (Abends um elf Uhr) Buttler, nebst dem Oberstwachtmeister Geraldin, dem Hauptmann Deveroux und einer Anzahl entschlossener Dragoner, auf den Weg nach der

Stadt; sie gingen gerade auf Wallensteins Wohnung am Markte los. Die Schildwachen ließen sie sorglos ein, worauf Buttler die vordere, Geraldin die hintere Hausthür besetzten. Deveroux stieg mit sechs Mann die Treppe hinauf. Ein Kammerdiener im Vorzimmer, der sie abhalten wollte, ward niedergestoßen. Ein anderer schrie: Rebellen! Rebellen! und entfloh. Der Herzog, von dem Lärm geweckt, sprang im bloßen Hemde aus dem Bett, und eilte zum Fenster, der Wache zu rufen. In dem Augenblick erbrachen die Dragoner die Thür, und Deveroux mit vorgehaltener Hellebarde drang hinein. „Bist du der Schelm, rief er, der Seiner Kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Du mußt jetzt sterben!" Ohne einen Laut von sich zu geben, empfing Wallenstein den Stoß der Partisane in seinen Eingeweiden, und röchelnd wälzte in seinem Blute sich der Mann, der noch vor wenig Stunden die Schicksale großer Nationen in seinem Haupte abgewogen hatte. Er war ein und funfzig Jahre alt geworden.

Einer der Dragoner wollte den Leichnam zum Fenster hinabwerfen, aber Deveroux ließ es nicht geschehen, sondern wickelte ihn in einen vom Tisch abgenommenen Teppich, und ließ ihn auf einem Wagen in die Citadelle zu den vier anderen Entleibten bringen, mit denen er den folgenden ganzen Tag im Hofe liegen blieb. Am Montage wurden sie alle (Neumann ausgenommen, der für seine lästerlichen Reden unter dem Galgen begraben ward) in Särgen auf Illo's Güter geschafft. Wallensteins Sarg war zu klein gerathen, und da der Leichnam steif geworden war, mußten ihm die Beine zerbrochen werden. Seine Wittwe ließ ihn in der von ihm selbst erbauten Karthause zu Gitschin beisetzen.

Buttler bemächtigte sich sofort alles vorhandenen Geldes und der Kostbarkeiten des Herzogs, und stellte überall starke Wachen aus. Den folgenden ganzen Tag blieb der Markt mit Soldaten und geladenen Kanonen besetzt, allein diese Vorsicht war überflüssig. Es war niemand in Eger, der des Herzogs Tod zu rächen begehrt hätte. Buttler und Gordon machten darauf dem Kriegsvolke und den benachbarten Besatzungen das Geschehene bekannt, und ließen sie noch einmal dem Hause Oesterreich schwören. Leßlie ging mit der Geschichtserzählung zum Grafen Gallas ab, und dieser sandte ihn damit geraden Weges an den Kaiser. Diesen rührte die Nachricht von seines Generalissimus traurigem Ende, zu welchem die Feinde desselben ihm seine Einwilligung nur mit Mühe abgelockt hatten, bis zu Thränen. Er befahl, dreitausend Seelenmessen für ihn zu lesen, und ließ seiner hinterlassenen Gemahlin die Herrschaft Neuschloß in Schlesien zu ihrem Wittwensitz. Mit Wallensteins übrigen Gütern, so wie mit Kinsky's und Terczka's eingezogener Habe wurden alle Diejenigen belohnt, die sich beim Sturze des vielfach angefeindeten und beneideten Mannes vorzüglich thätig erwiesen hatten. Mit wahrer Raubergier betrieben sie diese Vertheilung, und verhehlten ihren schmutzigen Geiz und ihre niedrige Gesinnung so wenig, daß sie beim Kaiser um Geld und andere Belohnungen für ihre geleisteten Dienste bettelten. Mehrere Obersten, die man eines besondern heimlichen Einverständnisses mit Wallenstein und der Theilnahme an der vorausgesetzten Verschwörung gegen den Kaiser beschuldigte, wurden gefänglich eingezogen, vor Gericht gestellt, und, so ungenügend die gegen sie vorgebrachten Beweise auch waren, zum Tode verurtheilt. Der Kaiser milderte indeß diesen

Ausspruch und verwandelte ihre Strafe in Gefangenschaft auf der Festung, mit alleiniger Ausnahme des aus einer der angesehensten und ältesten Schlesischen Familien stammenden Obersten Grafen Ulrich von Schafgotsch, dessen Todesurtheil er bestätigte. Es war dieser dem evangelischen Glauben, den der Kaiser so haßte, zugethan. Der Unglückliche wurde, selbst nachdem ihm das Leben schon abgesprochen war, noch hart gefoltert, um Geständnisse über die Verschwörung aus ihm zu pressen, deren man allerdings bedurfte, um ein so regelloses und willkührliches Verfahren nur einigermaßen zu rechtfertigen. Er beharrte aber, trotz aller Martern, bei der Aussage, daß er weder Theilnehmer einer solchen Verschwörung gewesen, noch Kenntniß davon habe. Hierauf wurde er zu Regensburg enthauptet. Seinen Kindern gab man katholische Vormünder, damit sie in dem Glauben des Kaisers, der jetzt auch der alleinige aller seiner Unterthanen werden sollte, erzogen würden.

Eben so wenig hat Wallensteins Schuld nur einigermaßen überzeugend erwiesen werden können. Die Darstellungen, welche auf Veranlassung des kaiserlichen Hofes nach seiner Ermordung erschienen, um eine Handlung, welche nur die höchste Noth und dringende Gefahr entschuldigen kann, zu rechtfertigen, gründen sich vornehmlich auf die Aussagen eines begnadigten Böhmischen Auswandrers, Jaroslav Sesyna Raschin von Riesenburg, welchen Wallenstein zu seinen Unterhandlungen gebraucht hatte. Er läßt den Feldherrn schon 1631 ein heimliches Bündniß mit Gustav Adolf betreiben. Aber diese Aussagen ermangeln näherer und vollgültiger Beweise, enthalten manchen Widerspruch, und lassen sich in einzelnen Angaben durch urkundliche Nachrichten widerle-

gen. Dadurch wird auch ihre sonstige Glaubwürdigkeit sehr verdächtig. Wir haben daher auch nicht für nöthig erachtet, diesen in die allermeisten historischen Werke wie gewisse und wohlbegründete Thatsachen übergegangenen Erzählungen hier nochmals einen Platz zu gönnen. Eben so wenig fühlen wir uns aber zu der Behauptung geneigt, daß Wallenstein nie mit Entwürfen umgegangen sey, deren Verfolgung ihm die Waffen wider den Kaiser in die Hände gegeben haben würde, sondern glauben vielmehr, daß die unparteiische Geschichte die Frage über seine Schuld oder Unschuld als eine nicht mit Entschiedenheit zu lösende stehen lassen muß. Die Nachrichten von den späteren Unterhandlungen des Herzogs mit Sachsen und Schweden mit ihren verdächtigenden Umständen sind aus Schriftstellern der protestantischen Partei geschöpft, und daß diese Eröffnungen bloß in der Absicht geschehen seyen, die Feinde zu täuschen, läßt sich keinesweges erweisen. Auch haben wir zuverlässige und ausführliche Nachrichten von Anträgen, die der Französische Hof ihm zu verschiedenen Zeiten machen ließ, sich zum König von Böhmen aufzuwerfen, Anträge, die Wallenstein wenigstens nicht so entschieden abgewiesen haben muß, wie es einem treuen Diener des Kaisers geziemt hätte, weil sie sonst nicht wiederholt worden wären. Wallenstein war zu hoch gestiegen, als daß er nur Feldherr des Kaisers hätte seyn *wollen*; es war zu viel in seine Hände gelegt, als daß er nur nach dem Willen desselben hätte handeln *können*. Durch die ausschweifenden Bedingungen, unter welchen er das Generalat zum zweiten Male übernommen hatte, war er in eine sehr schwierige und schlüpfrige Mitte zwischen den Verhältnissen des Unterthanen und des unabhängigen Fürsten getreten. Es

war eine Kriegsdictatur, erzeugt durch die dringende Gefahr; nach Beseitigung derselben trat das Unnatürliche einer solchen Stellung auf allen Seiten hervor, gab überall Anstoß, und trieb Wallenstein von selbst aus der unentschiedenen Mitte, in der er sich befand, herauszutreten. Nach welcher Seite er sich wenden solle, konnte für ihn wol keine Frage seyn. Sein heftiger Ehrgeiz, das Bewußtseyn der Kraft, die den gährenden Elementen der empörten Zeit zu gebieten wußte, und sein Glaube an dunkele, geheimnißvolle Mächte, welche die Schicksale der Menschen lenken, spornten ihn zu behaupten, was man jetzt nur mißgünstig nnd besorgt in seinen Händen sah. Aber über die Wahl der an dies Ziel führenden Mittel kam er zu keinem entschiedenen Entschlusse *), daher die Ungewißheit und das Zaudern, welche jetzt in seinen Schritten sichtbar werden und das zweideutige Licht, das auf sie fällt **). Wie es indeß auch mit diesen Plänen beschaffen gewesen seyn mag; daß der kaiserliche Hof ihn richtete, ohne ihn zu hören, ihn verdammte ohne Beweise, und ihn Meuchelmördern Preis gab, die nach sei-

*) Sehr bezeichnend schreibt Arnim während des Feldzuges von 1633 an den Kurfürsten von Brandenburg: „Mit dem Manne ist nichts sicheres zu tractiren, denn da ist keine Beständigkeit." Briefwechsel, Th. III. S. 75.

**) Anders kann ich, auch nach den sehr dankenswerthen Aufklärungen und mannichfachen Berichtigungen, die Hr. Förster in seinem Briefwechsel Wallensteins aus Urkunden gegeben hat, das Urtheil nicht fassen, und den Helden nicht in dem glänzend reinen Lichte sehen, in welchem der Herausgeber ihn darstellt. Es kann hier nicht der Ort seyn, weiter in diese Untersuchung einzugehen, schwerlich aber dürfte das Dunkel, welches die Entschlüsse Wallensteins umhüllt, je durch Briefe und Actenstücke völlig verscheucht werden können.

nem Golde lüstern waren, bleibt eine Handlung der Willkühr und Ungerechtigkeit und empörende Undankbarkeit an dem, der einst alle Reichsfürsten vor ihm zittern gemacht, und den raschen Siegeslauf des gefährlichsten seiner Feinde unter den bedenklichsten Umständen zu unterbrechen und zu hemmen gewußt hatte.

14. Die Nördlinger Schlacht, der Prager Friede und Ferdinands II. Tod.

(1634 – 1637.)

An Wallensteins Platz trat nunmehr des Kaisers ältester Sohn, Ferdinand, bereits gekrönter König in Ungern, und ihm zur Seite ward der mehrfach erwähnte Gallas gesetzt. Beide thaten nun das, was man von Wallenstein erwartet hatte; sie schlugen die Schweden aus Baiern heraus, und verfolgten sie nach Schwaben. Hier gingen sie zunächst auf Nördlingen los, eine Stadt, die wie alle Reichsstädte den Schweden treulich anhing, und einen vorzüglichen Beistand zu fordern berechtigt war. Herzog Bernhard war nicht stark genug, den Kaiserlichen allein die Spitze zu bieten. Als darauf Gustav Horn zu ihm stieß, ward er schon muthiger, doch rieth dieser noch dringend an, die Ankunft des Generals Craz und des Rheingrafen Otto Ludwig abzuwarten. Indem das Heer so bei Bopfingen lag, erhielten die Kaiserlichen eine Verstärkung von zehntausend Italienern, die nach den Spanischen Niederlanden bestimmt waren. Dennoch wollte Bernhard nach Crazens Ankunft den Rheingrafen nicht länger abwarten, sondern rückte nach Nördlingen vor. Der 7. September 1634 war der entscheidenden Schlacht

bestimmt. Die Ueberlegenheit der Kaiserlichen und viele örtliche Vortheile drohten den Schweden gleich von Anfang an Verderben, aber auch außerdem geriethen sie durch Mißverständnisse und Mangel an Einheit aus einer Verwirrung in die andere, so daß nach einem achtstündigen Gefechte, in welchem sie das Äußerste von Tapferkeit aufgewandt hatten, der Sieg sich dennoch so vollkommen für die Kaiserlichen entschied, daß die Partei der Katholiken dadurch wieder neues Leben bekam. Zwölftausend Schweden sollen auf der Wahlstatt gelegen haben; dazu fiel das sämmtliche Geschütz und Gepäck (achtzig Kanonen und viertausend Wagen) dem Feinde in die Hände. Herzog Bernhard selber behielt nichts, als was er am Leibe trug, und die Generale Horn und Craz wurden gefangen. Auf kaiserlicher Seite hatte Gallas den Oberbefehl gehabt, und außer ihm hatten der Herzog Karl von Lothringen und ein berühmter Parteigänger, Johann von Werth, das Meiste zu dem Siege beigetragen.

Die Schlacht bei Nördlingen veränderte die Lage der Sachen ungemein. Nicht genug, daß die Kaiserlichen nun Schwaben und Franken wie ein verheerender Lavastrom überschwemmten (die verwittwete Herzogin von Würtemberg ward zu Nürtingen von den Croaten bei den Haaren geschleift), es folgten jetzt auch zwei Begebenheiten, die für das Ganze von dem größten Einflusse waren: der Abfall der Sachsen von der gemeinen Sache, und der Einbruch der Franzosen in das Reich.

Johann George hatte die ihm schon früher pfandweise abgetretene Lausitz seit Wallensteins Einfall so gut als verloren, und es war zu erwarten, daß er sie nach der Vernichtung der Schweden nie wieder bekommen

würde. Dagegen konnte er sie wol mit Recht als eine Belohnung vom Kaiser fordern, wenn er vom Schwedischen Bündnisse abtrat, und zu ihm überging. Nach der Schlacht bei Nördlingen glaubte er dies noch leichter wagen zu können, denn von einem so hart geschlagenen Heere war keine Rache zu fürchten. Er trat also in Unterhandlungen mit dem Kaiser, und schon am 22. November 1634 wurden zu Pirna die Präliminarien unterzeichnet, die am 30. Mai 1635 zu Prag in einen förmlichen Frieden verwandelt wurden. Johann George erhielt die Lausitz erblich, so wie das Fürstenthum Querfurt, und für seinen zweiten Sohn, August, das Erzstift Magdeburg auf Lebenszeit; die mittelbaren Kirchengüter, welche die Protestanten vor dem Passauer Vertrage eingezogen, sollten den Besitzern immerdar verbleiben; die übrigen und die sämmtlichen unmittelbaren noch vierzig Jahre bis auf weitern Austrag der Sache. Für diese Vortheile ward der Kurfürst von Sachsen des Kaisers Freund, und opferte die Pfalzgräfliche Sache, so wie die Schweden auf, die in den Schlachten bei Leipzig und Lützen zunächst für ihn geblutet, ja deren großer König selbst, um sein Land zu retten, das Leben gelassen hatte. Ueber die Ungerechtigkeit dieses Friedens, den der Kaiser in der Form eines Edicts bekannt machen ließ, war unter den Protestanten nur eine Stimme, und in vielen Flugschriften wurde es dem Kurfürsten öffentlich gesagt, er habe die gemeine Sache der Religion und der Deutschen Freiheit aus Eigennutz und Eifersucht verrathen.

Oxenstierna hätte dem Prager Frieden beitreten können, wenn er sich mit einer Entschädigung an Gelde hätte wollen abfinden lassen, denn man darf es auch

nicht verschweigen, daß Johann George sich erbot, ihm aus seiner eigenen Tasche drittehalb Millionen Thaler zu zahlen, eine für jene Zeiten, für einen Deutschen Fürsten, und nach einem solchen Kriege sehr beträchtliche Summe. Allein der Canzler verlangte durchaus ein Reichsland zur Entschädigung, wie Baiern und Sachsen erhalten hätten, und selbst dem Wallenstein bewilligt worden sey. Da sich aber der Kaiser auf solche Forderungen gar nicht einließ, und ihn überhaupt nicht einmal der Ehre würdigte, mit ihm zu unterhandeln, so that er sein Möglichstes, eine neue Macht zusammenzubringen und die Oberländischen Bundesgenossen zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen. Aber das hielt sehr schwer. Gleich nach der Nördlinger Schlacht suchte er in England, Holland und Venedig Unterstützung, vornehmlich aber richtete er sein Augenmerk auf Frankreich. Schon längst hatte der Französische Minister Richelieu die Festung Philippsburg am Rhein zu haben gewünscht, und noch sehnlicher verlangte ihn nach dem Elsaß, das damals großentheils dem Erzhause Oesterreich noch gehörte, aber gegenwärtig von den Schweden besetzt war. In der unvermeidlichen Nothwendigkeit, sich Beistand zu verschaffen, bot Oxenstierna dem lauernden Minister diese Lockspeise an, und legte dadurch den Grund zu der Beschneidung des Deutschen Reichs, die späterhin rüstig fortgesetzt worden ist. Dagegen erbot sich Richelieu zwölftausend Mann in Deutschland für die Verbündeten zu unterhalten, und auf diese Bedingungen schlossen die oberen Kreise im November 1634 einen Vertrag mit Frankreich. Im Frühling des nächsten Jahres reiste Oxenstierna selbst an den Französischen Hof, und verabredete ein neues Bündniß zwischen den beiden Kronen.

Der Kurfürst Philipp Christoph von Trier, der sich in Französischen Schutz begeben hatte, wurde um diese Zeit auf Veranlassung des Kaisers von den Spaniern aus Luxemburg her in Trier überfallen und gefangen fortgeführt. Diesen Anlaß ergriff Richelieu, der Krone Spanien den Krieg zu erklären, den er in den Niederlanden führen ließ. Damit trat er zugleich als Feind des Kaisers auf. Indeß war die Hülfe, welche die Protestanten von den Franzosen erhielten, gering, und das Deutsche Reich hatte nun noch ein Heer von Blutsaugern mehr zu ernähren. Die Rheingegenden wurden nun so mitgenommen, wie im Anfange die Elb-, Weser- und Oderländer. Herzog Bernhard von Weimar, für den nun Franken wohl verloren schien, dachte jetzt auf eine neue Herrschaft am Rhein, und ließ sich in einem geheimen Vertrage mit Frankreich dieselbe versichern. Der kluge Richelieu verließ sich auf seine Gewandtheit, wodurch er in der Folge diese Versicherung für sich selbst unschädlich zu machen hoffte.

So dauerte denn der Krieg fort, und die Verhältnisse wurden nur noch immer verwickelter. Viele Protestanten sahen in dem Prager Frieden keine genügende Bürgschaft dafür, daß die Angriffe auf ihre Religion von Seiten Österreichs fortan unterbleiben würden, und Diejenigen, die bisher durch den Krieg gewonnen hatten, wollten ihre Eroberungen nicht herausgeben, sondern vielmehr noch mehrere dazu machen. Diese letzteren waren Richelieu, Oxenstierna, Bernhard von Weimar und der Landgraf von Hessen-Kassel, welcher letztere mehrere bedeutende Bisthümer in seiner Nachbarschaft erobert hatte. Indeß bewirkte die Furcht und Sehnsucht nach endlicher Ruhe, daß sich nach und nach

viele evangelische Stände, und namentlich die meisten der beiden Sächsischen Kreise, dazu bequemten, dem Prager Frieden beizutreten, wofür sie nun wieder von den Schweden hart mitgenommen wurden, die noch mehr Truppen aus Polen an sich zogen und noch einige treffliche Feldherren aufstellten.

Einer von diesen war der Feldmarschall Baner, ein Mann von großer Einsicht, heftigen Leidenschaften und rohen Sitten. Er kam aus Pommern her denjenigen seiner Landsleute zu Hülfe, welche von den Sachsen, die jetzt wider die Schweden die Waffen ergriffen hatten, aus dem Magdeburgischen getrieben und bis in das Mecklenburgische verfolgt worden waren, und schlug die Sachsen bei Dömitz (22. Oct. 1635) aufs Haupt. Mit abwechselndem Glücke drängten sich hierauf länger denn ein halbes Jahr Sachsen und Schweden in der Mark und Niedersachsen auf und nieder, bis endlich in einem achtstündigen blutigen Treffen bei Wittstock (24. Sept. 1636) die Schweden einen entscheidenden Sieg davon trugen. Sie überschwemmten darauf Sachsen, und behandelten es aus Rache fürchterlich. Empörenderes kann man nicht lesen, als die Nachrichten von dem Elende jener unglücklichen Zeiten, wie uns dieselbe noch in den Chroniken der einzelnen Städte aufbehalten sind. Niemand bebauete das Feld aus Mangel an Saatkorn, an Zugvieh und an Menschenhänden, und die Dörfer standen leer, weil Alles sich theils in die Städte flüchtete, theils Soldatendienste nahm, die einzige Handtierung, die noch Sicherheit und Unterhalt gewährte. Alle Zufuhr stockte, weil in mancher kleinern Stadt kein einziges Pferd zu finden war. Aas vom Schindanger, gefallenes Vieh, Ratten und Mäuse wurden dann zu Lek-

zerbissen; viele Leichname fand man auf Misthaufen, auf denen die Armen wenig Stunden vor ihrem Hungertode noch eine letzte Nahrung gesucht hatten. Im Magdeburgischen soll die Hungersnoth sogar Menschenfresser erzeugt haben. Wenn es zuweilen geglückt war, eine Fuhre Getreide aus der Ferne in einen solchen Ort einzuführen, so wurden die Bäckerhäuser dergestalt umdrängt, daß Viele erstickten, und selten konnte doch das frische Brot selbst nur Die befriedigen, welche noch Geld hatten. Und weil die durchstreifenden Truppen alles Vieh wegnahmen, so konnte man nirgends den Unrath aus den Höfen und von den Straßen hinausschaffen, der dann durch jahrelange Anhäufung so ekelhafte Ausdünstungen erzeugte, daß Seuchen aller Art die Menschen haufenweise wegrafften. An vielen Orten war das Sterben so groß, daß die Leichname dutzendweise, wie auf dem Schlachtfelde, in eine Grube geworfen werden mußten. Im April 1638 schrieb Baner aus Pommern der von den Sachsen eingeschlossenen Stadt Erfurt, er würde ihr schon lange zu Hülfe gekommen seyn, wenn nicht zwischen der Oder und Elbe Alles so verwüstet wäre, daß daselbst weder Hunde noch Katzen, geschweige Menschen und Pferde, sich aufhalten könnten. In solchen Landen, die der Feind wegen Hungers und Jammers verlassen müssen, könne er sein Heer nicht durchführen, ohne sich mehr als durch ein verlornes Treffen zu schaden.

Am Rhein waren im Sommer 1636 die Kaiserlichen im Vortheil, und nahmen mehrere Städte weg. Gallas und Johann von Werth drangen sogar in Frankreich ein, und so tief, daß in Paris Viele schon ihre Habe flüchteten; allein keiner von beiden konnte sich lange

halten, und Gallas büßte gegen sechstausend Menschen ein. —

Da jetzt alle Kurfürsten mit dem Kaiser versöhnt waren, so fiel es nun dem letztern gar nicht schwer, was vor sechs Jahren noch unmöglich gewesen war, seinen Sohn zum Römischen König zu machen. Dies geschah auf einem Fürstentage zu Regensburg, den 12. December 1636. Bald nachher starb er, im neun und funfzigsten Jahre seines Alters, ohne während seiner ganzen kaiserlichen Regierung den Frieden gesehen zu haben. Vier Wochen nach ihm ging der alte Herzog Bogislav XIV. von Pommern aus der Welt (20. März 1637), und die Schweden erklärten nun sogleich den Pommerschen Ständen, daß sie alle Diejenigen als Feinde behandeln würden, die sich auch nur das Geringste mit Brandenburg zu schaffen machen würden. Auch der Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel starb (4. September 1637); aber seine kluge Wittwe, Amalia Elisabeth, blieb dem Schwedischen Interesse unverändert treu.

---

15. Fortsetzung des Kriegs unter Ferdinand III.

(1637—1648.)

Die Jahre 1637 und 1638 sind durch die Siege merkwürdig geworden, welche Herzog Bernhard von Weimar am Rhein gewann. Hier schlug er nämlich vier bis fünf Feindeshaufen aus dem Felde, die der damals noch Oesterreichischen Festung Breisach Hülfe bringen wollten, und eroberte zuletzt diese wichtige Stadt selbst (3. Dec. 1638) nach einer langen Belagerung, während welcher die Einwohner vom Hunger fast aufgerieben wor-

den waren *). Angeschwellt von kühnen Hoffnungen, wollte der Sieger diese Eroberungen zum Grundstein seiner künftigen Herrschaft am Rheine machen, und ließ sich deshalb von den Einwohnern förmlich huldigen. Dies befremdete Richelieu nicht wenig, der schon diese ganze Landschaft in Gedanken Frankreich zugeeignet hatte, und nach langen verdrießlichen Unterhandlungen entzog er dem Herzog die bezahlten Hülfsgelder, so daß dieser nun darauf denken mußte, eine selbstständige Rolle zu spielen. Aber als er sich zum folgenden Feldzuge rüstete, und bei Neuburg über den Rhein gehen wollte, ward er daselbst plötzlich krank, und starb schon nach vier Tagen (18. Jul. 1639), im fünf und dreißigsten Jahre seines Lebens. Er selber hielt sich für vergiftet, und sein Hofprediger äußerte selbst in der ihm gehaltenen Leichenrede diesen Verdacht laut. Richelieu eilte, die Officiere der verwaiseten Armee durch Gold zu erkaufen, und mit ihnen ward natürlich auch das Heer selbst und das unschätzbare Breisach sein. So hatte also der Held mit allen seinen Siegen und allem dabei vergossenen Deutschen Blute nicht sich, nicht dem Vaterlande, sondern den hinterlistigen Franzosen genützt.

In Pommern hatte sich um diese Zeit der unerschöpfliche Baner mit Löwenmuthe gegen Piccolomini's weit zahlreicheres Heer vertheidigt, ja endlich dasselbe, nach erhaltener Verstärkung, nach Böhmen zurückgedrängt. Hier gab er ein Beispiel von Rachsucht gegen den Kaiser, desgleichen dieser an Grausamkeiten sonst so reiche

*) Die Armen kratzten den Kalk von den Wänden, um sich davon zu nähren, oder verschlangen halb verfaulte Cadaver. Eine Ratte ward für einen Gulden verkauft, ein Ei für einen Thaler, der vierte Theil eines Hundes für sieben Gulden rc.

Krieg bis dahin noch nicht gesehen hatte. In mancher Nacht sollen mehr als hundert Böhmische Flecken, Dörfer und Schlösser zugleich in Flammen gestanden haben *); selbst die Barbareien der Wallensteinischen Krieger wurden von diesen Schwedischen Gräueln übertroffen. Von Piccolomini endlich verjagt, zog er durch Sachsen und Thüringen, welches nicht viel gelinder wegkam, und schlug seine Winterquartiere (im Nov. 1640) im Braunschweigischen auf.

Unseliges Kriegsspiel ohne Zweck und Plan, das zu nichts diente, als ein halbes Dutzend wilde Kriegshorden von dem Blute der gemordeten Deutschen zu ernähren! Derjenige, dem es eigentlich allein galt, der Kaiser, empfand noch am wenigsten davon, denn seine Österreichischen Länder blieben vom Feinde unmittelbar verschont, während die der übrigen Deutschen Fürsten fast sämmtlich in Einöden verwandelt waren. Um auf Österreich selbst los zu gehen, waren die Schweden allein zu schwach, und die Franzosen wollten sie nicht unterstützen, damit sie nicht zu mächtig würden, und sich beim künftigen Friedensschlusse zu viel herausnähmen. Als im Jahre 1636, nach der Schlacht bei Wittstock, auf Dänemarks Vermittelung ein Friedenscongreß eingeleitet werden sollte, und Hamburg bereits zum Ort der Versammlung bestimmt war, erhoben die Französischen Gesandten eine solche Menge von Schwierigkeiten, daß man nicht einmal die außerwesentlichsten Bedingungen zu Stande bringen konnte. Indessen blieb das einmal angefangene Geschäft doch seitdem nicht ganz liegen, da niemand das

*) Sein Untergeneral, Adam Pfuhl, rühmte sich, allein gegen hundert Böhmische Ortschaften verbrannt zu haben.

Ansehen haben wollte, als wünsche er den Krieg, und endlich traten 1640 die Kurfürsten zusammen und begehrten vom Kaiser einen Reichstag, desgleichen seit sieben und zwanzig Jahren nicht gehalten worden war. Ferdinand III. bewilligte ihn sogleich, und im September 1640 nahm derselbe seinen Anfang. Aber ob man gleich über vier Monate rathschlagte, so waren der Forderungen doch so viele, und die Gesinnungen so ungleich, daß so viel als nichts entschieden ward.

Bei dieser Gelegenheit erdachte sich Baner einen kühnen Streich. Er wollte sich heimlich aus seinen Winterquartieren aufmachen, Regensburg überfallen, und den Kaiser sammt allen Reichsfürsten aufheben. Der Französische Feldmarschall Guebriant, der Erbe der Weimarischen Armee, dem er Nachricht davon gab, war bereit, sich dazu mit ihm zu vereinigen, und so erschienen plötzlich beide Feldherren mitten im Winter, da man sie weit entfernt in ihren Quartieren glaubte (27. Jan. 1641) vor Regensburg, und setzten Alles, was darinnen war, in Angst und Schrecken. Allein ein plötzlich eintretendes Thauwetter und die Überlegenheit der anrückenden kaiserlichen Truppen zwang sie, sich schnell zurückzuziehen. Baner schoß fünfhundert Kanonenkugeln in die Stadt, und zog sich dann, immer von Piccolomini verfolgt, durch Sachsen nach Halberstadt, wo er an den Folgen dieser ungeheuern Anstrengungen, mit denen er noch dazu, nach seinem leidenschaftlichen Temperamente, die unmäßigsten Ausschweifungen verband, in der Blüthe seiner Jahre starb (20. Mai 1641).

So viel treffliche Feldherren hatte dieser Krieg schon hingerafft, aber des großen Gustav Schule war zahlreich genug, um noch immer neue wieder aufzustellen.

So hatte auch der General Torstenson schon in den früheren Polnischen Kriegen, in denen er Gustaven als Page begleitet, den Geist seines großen Lehrers in sich gesogen; und jetzt bestimmt, mit einer Verstärkung nach Deutschland zu gehen, und Baners Stelle zu ersetzen, zeigte er sich nicht sobald dem fast verwilderten Heere, als ein neuer Geist des Lebens und der Ordnung in dasselbe fuhr, und Thaten verrichtet wurden, die an Gustavs und Bernhards reißende Siege erinnerten. Und sollte man es glauben? Der Mann, der diese Thaten mit der Schnelle des Blitzes verrichtete, ließ sich in einer Sänfte tragen, weil der unbändige Schmerz des Podagra ihm das Reiten und Fahren unmöglich machte, und in einem Zustande, in welchem tausend Andere das Bett nicht würden verlassen haben, durchzog er dreimal das Deutsche Reich, und machte zwei Monarchen und zwei Kurfürsten zittern.

Zuerst ging er durch die Mark und die Lausitz nach Schlesien, eroberte Glogau mit Sturm (4. Mai 1642), und belagerte Schweidnitz. Diese Stadt zu entsetzen, eilte der mehrfach erwähnte Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg mit einem Heere herbei, allein er war der Erste, der Torstensons Kraft kennen lernte. Er verlor zweitausend Mann, ward selbst gefangen, sah Schweidnitz an die Schweden übergehen, und starb an seinen Wunden (31. Mai). Siegreich brach Torstenson von da in Mähren ein, eroberte Olmütz (4. Jun.) und hätte gern den Krieg in das Herz der Österreichischen Staaten versetzt, wenn nicht Krankheiten sein Heer so geschwächt hätten, daß er auf den Rückzug denken mußte. Obgleich verfolgt von Piccolomini's weit überlegenem Heere, zog er sich doch in bester Ordnung durch Schle-

sien und die Oberlausitz nach Sachsen zurück, brachte Verstärkungen an sich, und erwartete den immer nachsetzenden Feind in der Ebene bei Leipzig. Hier, wo Gustav Adolf schon einmal die Macht der Kaiserlichen gebrochen hatte, verherrlichte auch Torstenson den Ruhm der Schwedischen Waffen durch einen der glänzendsten Siege dieses Krieges (2. Nov. 1642). Piccolomini verlor an Todten und Gefangenen fast zwanzigtausend Mann, nebst 46 Kanonen, fast zweihundert Fahnen und Standarten, die Kriegscanzlei und die Casse. Der Rest der Flüchtlinge sammelte sich erst in Böhmen wieder, wo sie nach altrömischer Weise durch Cassation mehrerer Officiere und Hinrichtung des zehnten Mannes für ihre Feigheit bestraft wurden.

Der Sieg bei Leipzig öffnete den Schweden diese reiche, bisher noch von der Kriegswuth meistens verschont gebliebene Stadt, wiewohl erst nach einer Belagerung von einigen Wochen (8. Dec.) Sie mußte eine beträchtliche Kriegssteuer und außerdem noch sechs und dreißig tausend Ellen Tuch zur Bekleidung des Schwedischen Heeres hergeben, zu deren Aufbringung die Bürger ungescheut die Niederlagen auswärtiger (Hamburger, Kölner, Nürnberger rc.) Kaufleute öffneten und plünderten. Wohlgestärkt brach Torstenson im nächsten Frühling (1643) wieder auf, und ging zum zweitenmale auf die kaiserlichen Erbstaaten los. Im Junius war er schon wieder in Mähren, wo er bei Dobitschau ein so vortheilhaftes Lager bezog, daß er alle Hülfsquellen des Landes benutzen und bis in die Nähe von Wien streifen konnte. Ins Reich hatte er zu gleicher Zeit seinen General Königsmark abgeschickt, der in Thüringen und Franken, ja bis an den Rhein hin, brandschatzte, und Alles in Schrecken setzte.

Um diese Zeit erfuhren die Schweden, daß der König Christian IV. von Dänemark — der sich von Tilly's und Wallensteins Züchtigungen allmählig wieder erholt hatte, und sich eifrig zum Friedensvermittler aufwarf, um Schwedens Festsetzung in Deutschland um so lebhafter hintertreiben zu können — auch wirklich schon allerlei verdächtige Schritte thue, diesen gehaßten Nachbarn entgegenzuarbeiten. Aber das Schrecken sollte diesmal über ihn selber kommen. Torstenson brach sein Lager in Mähren plötzlich ab (Sept. 1643), zog sich durch Schlesien nach Torgau, und ließ überall das Gerücht ausstreuen, er wolle durch Meißen nach der Oberpfalz und Baiern gehen, und dort seine Winterquartiere aufschlagen. Dann wieder wandte er sich nach Barby, und schien das Magdeburgische zu bedrohen; aber auf einmal brach er über Havelberg und Braunschweig in das Holsteinische ein, und überschwemmte es nebst Jütland von einem Ende zum andern. Der Überfall geschah in solcher Geschwindigkeit, daß das Heer in funfzehn Tagen fast hundert Deutsche Meilen zurückgelegt haben soll. In diesen ihnen selbst unerwarteten Winterquartieren erholten sich die Schweden so trefflich, daß im folgenden Frühling wieder kräftige Unternehmungen gemacht werden konnten.

Die erste war (1644) die Zerstörung des kaiserlichen Heeres, das unter dem General Gallas nach Holstein kam, um den Dänen beizustehen. Dieser Feldherr hatte sich dem Hofe nur durch seine Treue werth gemacht; der Geschicklichkeit nach verdiente er einen weit geringern Platz, ja man sagte ihm nach, daß er eine ordentliche Kunst besitze, seine Heere zu Grunde zu richten. Diesmal besonders bewährte er diese Kunst. Tor=

stenson trieb ihn aus einem Winkel in den andern, schloß ihn überall ein, schnitt ihm die Zufuhr ab, und als er ihn bis nach Jüterbock gedrückt hatte, schlug er seine Reiterei völlig, und zerstreute den Rest des Heeres so, daß Gallas kaum tausend Mann zurück brachte. Bei Magdeburg schlug Königsmark das Fußvolk.

Da man nun fürchten mußte, daß der unwiderstehliche Mann zum dritten Male in die kaiserlichen Staaten eindringen werde, so brachten die Generale Hatzfeld und Götz mit größter Anstrengung ein neues Heer auf, und gingen damit nach Böhmen. Torstenson ließ nicht lange auf sich warten. Am 5. März 1645 begegnete er ihnen bei Jankowitz, und eine fürchterliche Schlacht begann. Nach achtstündigem Gefecht lag Götz mit viertausend anderen Todten auf dem Schlachtfelde, Hatzfeld mit eben so vielen war gefangen, und das ganze Geschütz nebst sieben und siebzig Fahnen und Standarten ward eine Beute der Schweden. Der Kaiser, der sich damals zu Prag befand, floh nicht nur in größter Eil nach Wien, sondern schickte auch auf der Stelle seine Familie und alle Kostbarkeiten nach Gräz. Und wahrlich, seine Furcht war nicht ungegründet, denn Torstenson, mit dem Siebenbürgischen Fürsten Ragoczy, der als ein zweiter Bethlen Gabor auftreten wollte, vereinigt, eroberte im Fluge ganz Mähren und streifte bis an die Wolfsbrücke vor Wien. Dann kehrte er zurück, um Brünn zu belagern, und dem langen Widerstande dieser Stadt allein dankte der Kaiser seine Rettung. Denn darüber verlor Torstenson durch eingerissene Krankheiten den Kern seines Heeres, so daß er sich im August mit dem kleinen Reste desselben nach Böhmen zurückziehen mußte. Hier legte er, selber von Krankheit erschöpft, und voll Unmuth, daß

10 *

Ragoczy Frieden geschlossen hatte, den Befehlshaberstab nieder, den er mit so ausgezeichnetem Muthe geführt hatte.

So viel herrliche Thaten verschafften dem Schwedischen Namen wieder Achtung im Reiche, und brächten das Friedensgeschäft seinem Ende merklich näher. Der König von Dänemark schloß zuerst einen Frieden mit Schweden (23. Aug.), und zwei Wochen darauf erhielt Sachsen, das nun demüthig nachgab, einen Waffenstillstand. Brandenburg hatte sich schon seit 1640 mit Schweden freundschaftlich verglichen. Seit dieser Zeit nämlich regierte dort des am 21. November 1640 verstorbenen George Wilhelms Sohn, Friedrich Wilhelm, der sich in der Folge den Namen des großen Kurfürsten erworben hat. Er blieb in einer bewaffneten Neutralität, und verhielt sich so gegen die Schweden, daß er, im Fall er auch einst genöthigt werden sollte, ihnen ein Stück von Pommern abzutreten, doch auf ihre Unterstützung zur Erlangung des Ersatzes rechnen durfte.

Am Rhein hatten unterdessen die Franzosen den Krieg fortgesetzt. Unmittelbar nach Guebriants Tode war ihr Heer von dem Österreichisch-Bairischen bei Duttlingen überfallen und nach großem Verluste zerstreut worden (24. Nov. 1643); dann waren hier zwei Feldherren aufgetreten, deren berühmte Namen in der Folge noch oft vorkommen werden, der Vicomte von Turenne und der Herzog von Enghien, nachmaliger Prinz von Condé. Turenne ward am 5. Mai 1645 von dem Bairischen General Mercy bei Mergentheim geschlagen, dann aber vereinigte er sich mit Enghien, und es erfolgte am 3. August ein blutiges Treffen bei Allersheim, in welchem der Sieg lange schwankte, und sich zuletzt vorzüglich durch

die Tapferkeit der Hessen für die Franzosen entschied. Die Baiern hatten besonders den Verlust ihres tapfern Führers Mercy zu beklagen, eines gebornen Lothringers, von dem die Franzosen sagten, sie hätten durch seinen Tod mehr gewonnen, als wenn sie eine ganze Provinz erobert und das zahlreichste Kriegsheer zu Grunde gerichtet hätten. Noch muß hier bemerkt werden, daß der Mann, welcher die Seele aller dieser Unternehmungen gewesen, der Cardinal Richelieu, schon am 4. December 1642 gestorben war, aber die Französische Regierung in den Händen eines gleichfalls sehr gewandten Ministers, des Cardinals Mazarin, zurückgelassen hatte.

In den zu Hamburg angestellten Berathschlagungen über den Frieden war man zwar zu Ende des Jahres 1641 so weit gekommen, daß man eine Anzahl Präliminarpuncte aufgesetzt hatte; allein da diese Puncte erst nach Wien und Madrid geschickt werden mußten, so vergingen zwei Jahre, ehe die bloße Ratification derselben erfolgte. Hierauf ward die Eröffnung des wirklichen Congresses auf den 11. Julius 1643 festgesetzt, und zwar sollte der Kaiser zu Münster mit den Franzosen, und zu Osnabrück mit den Schweden verhandeln. Gegen sechs Jahre waren also damit zugebracht worden, zu bestimmen, wo und wann mit den eigentlichen Berathschlagungen der Anfang gemacht, wer sich dabei einfinden, und welche Rang- und Titelordnung dabei Statt haben solle. Die ungeheure Menge der dabei betheiligten Personen, und die Verschiedenheit der Gegenstände, die auf diesem Congresse zur Sprache gebracht werden sollten, können diese Langsamkeit erklärlich machen.

Indeß war das Schwedische Heer in die Hände eines Mannes gekommen, der nicht unwerth war, Torsten-

sons Nachfolger zu seyn. Er hieß Gustav Wrangel, und befolgte seines Königs Plan, sich über den Lech und durch Baiern einen Weg ins Östreichische zu öffnen. Das Französische Ministerium, welches längst gewünscht hatte, den Kurfürsten von Baiern vom Kaiser abzuziehen, erlaubte dem Marschall Turenne, sich mit Wrangel zu vereinigen, und jenem ins Land zu fallen. Die große Noth, in welche Maximilian durch diesen Einbruch versetzt ward, zwang ihn, der acht und zwanzig Jahre dem Kaiser treu geblieben war, dem Bündnisse zu entsagen, und einen Waffenstillstand einzugehen (14. März 1647). Jetzt lagen des Kaisers innerste Länder dem Feinde offen. Allein die Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück waren bereits ziemlich weit gediehen; eine starke Verrückung des Gleichgewichts würde alles dort so mühsam Aufgebaute wieder umgestürzt haben. Auch mißgönnte Frankreich den Schweden ihr Glück schon allzusehr, und daher ward Turenne aus Baiern zurückgerufen. Der verlassene Wrangel mußte nun nach Böhmen gehen, und der Kurfürst von Baiern, kaum seiner beschwerlichen Gäste los, war Österreichisch genug gesinnt, um den Waffenstillstand zu brechen, und sich wieder mit den Kaiserlichen zu vereinigen. Ferdinand war jetzt so arm an tüchtigen Feldherren, daß er den Oberbefehl über sein letztes Heer einem Protestanten, dem von den Hessen zu ihm übergegangenen General Melander von Holzapfel, übertragen mußte. Dieser zog Wrangel bis in Niedersachsen nach, und hätte ihn leicht schlagen können, wenn nicht der staatskluge Maximilian ihm geheime Weisungen gegeben hätte, langsamer zu gehen. Seine Absicht dabei war dieselbe, welche die Franzosen hatten, als sie Wrangel im vorigen Jahre im Stich ließen; aber diese Staatskunst

kam ihm diesmal selbst sehr theuer zu stehen. Turenne vereinigte sich nämlich mit Wrangel zum zweiten Male (23. März 1648), und beide brachen jetzt als Rächer der gebrochenen Treue grausamer als das erste Mal in Baiern ein, nachdem in einer Schlacht bei Susmarshausen (17. Mai) des Kaisers Heer zertrümmert, und sein letzter Feldherr, der oben erwähnte Melander, getödtet war. Nach einer entsetzlichen Verheerung des Baierlandes zogen sich endlich beide, Schweden und Franzosen, in die Oberpfalz zurück.

Vorher noch hatte Wrangel seinen Untergeneral Königsmark nach Prag geschickt, um wo möglich diese wichtige Stadt zu erobern. Durch den Beistand eines Verräthers gelang es auch, die sogenannte kleine Seite zu überrumpeln, und diese That war die letzte des dreißigjährigen Krieges. Eben wollte Wrangel ihm zu Hülfe ziehen, als die unerwartete Friedenspost aus Westphalen (Oct. 1648) alle weitere Unternehmungen hemmte.

---

16. Der Westphälische Friede.

(24. Oct. 1648.)

Endlich also, nach zwölfjährigen Berathschlagungen war dies ungeheure Werk der Diplomatik zu Stande gekommen, an dessen Vollendung die Unternehmer selbst kaum hatten glauben können. Wirklich war durch die lange Zerrüttung des Reiches das Kriegführen den Deutschen so zur andern Natur geworden, daß Viele der festen Meinung waren, es werde nie Friede werden. Man suchte nach Trost in der Geschichte, und freuete sich zu finden, daß selbst die fürchterlichsten Kriege der Vorzeit

zuletzt doch irgend einmal aufgehört hätten. Mit welchen Mühseligkeiten selbst die redlichsten der dabei gebrauchten Unterhändler zu kämpfen hatten, kann hier nicht ausführlich erzählt werden. Lieset man aber die weitläufigen Werke, in denen die Geschichte dieser denkwürdigen Unterhandlungen niedergelegt ist, so möchte man vor Unmuth weinen, daß ein so herrliches Volk, als das unsrige, das an Geist und Kraft den edelsten Nationen gleichkommt, durch Mangel an Einheit und die unzweckmäßige Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten, hier wie zu anderen Zeiten, nicht bloß das Opfer, sondern selbst der Spott fremder Eroberer wurde, die, weit geringer an Macht, nur mit sich selbst einig waren.

Da die Eröffnung der Verhandlungen auf den 11. Julius 1643 festgesetzt war, so stellten sich die kaiserlichen Gesandten schon im Mai dieses Jahres in Osnabrück ein, aber sie mußten über vier Monate harren, ehe sich noch sonst jemand in Münster oder Osnabrück sehen ließ. Endlich im December kamen die Schweden; aber die Franzosen ließen bis zum April des folgenden Jahres auf sich warten. Sie erschienen hierauf in außerordentlichem Pomp, betrugen sich wie die Gesetzgeber des Reichs, und sahen verächtlich auf die Deutschen Doctoren herab, die nur in einfachen zweispännigen Kutschen angefahren kamen. Der Französische Gesandte, Graf d'Avaux, hatte sogar am Tage, wo der päpstliche Nuntius seinen Einzug hielt, zwölf bewaffneten Reitern den Befehl gegeben, dem Spanischen Gesandten die Stränge zu zerhauen, wenn dieser ihm etwa vorfahren wollte. Allein der Spanier blieb lieber ganz weg, ehe er seinen Rang auf das Spiel setzte.

Weit entfernt, die Sitzungen sogleich anzufangen,

erklärten die Franzosen, es sey nicht eher etwas zu thun, als bis die Gesandten aller Stände beisammen wären. Diese mußten also auch erst eingeladen werden, und so verging noch ein Jahr, ehe man zum Anfange kam. Da Schweden und Franzosen von jeher erklärt hatten, sie seyen nach Deutschland gekommen, um die Streitigkeiten des Kaisers mit den Ständen beizulegen, und den Unterdrückten beizustehen, so war nichts billiger, als daß man jetzt den Anfang damit machte, jene Streitigkeiten zu schlichten, und das Verhältniß der Protestanten zu den Katholischen auf immer festzusetzen. Allein vergebens ließen die Fürsten diese Bitte hören. Die erste Frage der beiden Kronen war, was man ihnen an Genugthuung für ihre Aufopferungen und Anstrengungen geben wolle. Die Protestanten versprachen, diese Frage gewissenhaft zu beantworten, sobald man ihnen nur erst zu ihren Rechten verholfen habe, denn sie fürchteten mit Grunde, daß Jene nach erhaltener Befriedigung sich zurückziehen, und sie im Stich lassen würden, dem Kaiser und den Katholischen zum Raube, wie in der ersten Zeit des Krieges. Dasselbe fürchteten wiederum jene für sich, und so schien sich alles wieder zerschlagen zu wollen, weil man nicht wußte, womit man anfangen sollte.

Endlich brachte es der Kurfürst von Baiern, der dem Reiche nur zu viel vergab, dahin, daß man sich's gefallen ließ, die Entschädigungssache der Franzosen zuerst vorzunehmen. Man fragte sie, was sie verlangten. Weiter nichts, sagten sie, als außer der völligen Hoheit über die schon seit 1552 von ihnen besessenen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, noch das ganze Elsaß, den Sundgau und Breisgau, die Festung Breisach, die vier Waldstädte in Schwaben, und das Besatzungsrecht in

Philippsburg. Die Schweden verlangten ganz Schlesien und Pommern, die Stadt Wismar mit ihrem Gebiete, und die Bisthümer Bremen und Verden. Hierauf trat nun Hessen als beständiger Bundesgenosse der beiden Kronen mit einer ansehnlichen Forderung auf, welche die Stände, von denen mancher wol mehr als Hessen eingebüßt hatte, noch mehr als die Ansprüche der Franzosen und Schweden aufbrachte.

Was die Franzosen verlangten, war lauter Österreichisches Eigenthum, und um so kostbarer, da es zu der Vormauer des Reichs gegen diese räuberischen Nachbarn gehörte. Lange zauderte der Kaiser, und nur auf Baierns heftiges Dringen, er werde doch um eines Ländchens willen, das er ja wol einmal wieder erobern könne, nicht die so unschätzbare Aussicht zum Frieden versperren, gab er mehr nach, als die Franzosen selbst geglaubt hatten. Nur die Waldstädte und das Breisgau wurden ihnen abgedrungen, und als eine kleine Entschädigung des Erzherzogs Ferdinand Karl, bisherigen Herrn des Elsaß, nöthigte man ihnen drei Millionen Livres ab. Auch wurde es dem Könige von Frankreich zur Pflicht gemacht, die Reichsstädte (wozu besonders das wichtige Straßburg gehörte) so wie die übrigen unmittelbaren Stände im Elsaß in ihrer bisherigen Freiheit und ihrem Verhältnisse zum Deutschen Reiche zu lassen. Die Französischen Gesandten triumphirten laut, und sagten es selbst, einen so glorreichen Frieden habe Frankreich seit seiner Entstehung noch nicht geschlossen.

Die Schweden ließen dagegen von ihrer großen Forderung Schlesien bald fallen, und auch von Pommern wollten sie zuletzt nur Vorpommern und Stettin, und für das übrige eine Geldsumme. Kurfürst Friedrich Wil-

helm von Brandenburg bestand aber so fest auf die Hauptstadt, daß hier die Schwierigkeiten unauflöslich zu werden schienen. Der Kaiser ließ ihn endlich fragen, ob er verlange, daß das ganze Reich um seinetwillen im Kriege verbleiben solle, und der alte Maximilian von Baiern rieth dem Kaiser geradezu, mit den Schweden abzuschließen, ohne ihn zu fragen. So mußte Friedrich Wilhelm freilich wol nachgeben; indessen wurde es bald für nöthig und billig anerkannt, ihm für den Verlust Stettins und Vorpommerns eine Entschädigung an geistlichen Gütern zuzuwenden. Zu dem Ende wurden das Erzbisthum Magdeburg und die drei Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin säcularisirt, und ihm als weltliche Erbfürstenthümer überlassen; Magdeburg verblieb jedoch dem Sächsischen Prinzen August, so lange er lebte, und vier Aemter des Erzbisthums kamen gänzlich an Kursachsen. Dagegen machten die Schweden eine ungeheure Geldforderung, von der man ihnen nach langem Handeln fünf Millionen Thaler zugestand, die auf alle Stände, mit Ausnahme des Baierischen, Österreichischen und Burgundischen Kreises, vertheilt wurden. Die Abtretungen an Frankreich wurden vom Reiche getrennt; dagegen erkannte die Krone Schweden die Lehnshoheit des Reiches über Pommern, Bremen und Verden an, und trat für diese Herzogthümer in die Rechte Deutscher Reichsfürsten. — Mecklenburg wurde für das verlorene Wismar durch die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg und zwei Johannitercommenden entschädigt; Braunschweig-Lüneburg erhielt für die verlorene Antwartschaft auf mehrere der säcularisirten Stifter das Recht der alternativen Folge in Osnabrück, so daß daselbst immer ein katholischer Bischof und ein Prinz aus diesem Hause mit einander abwechseln sollten. Dann be-

kam auch Hessen-Kassel die Abtei Hersfeld, vier Aemter und eine Summe von 600,000 Thalern, obschon es nicht das Geringste abgetreten hatte, und also auch gar keine Ansprüche zu machen berechtigt war. Aber die Schweden unterstützten dieses Fürstenhaus, weil Wilhelm V. von Hessen-Kassel der erste und treueste Bundesgenosse Gustav Adolfs gewesen war, und seine Wittwe, die kluge und schöne Landgräfin Amalia Elisabeth, wußte auch die Französischen Gesandten ungemein für sich einzunehmen.

Für die Reichsstände, welche durch die Ereignisse des Kriegs an Gütern und Rechten beschädigt waren, sprach der Friede eine allgemeine Amnestie und Wiederherstellung in den Stand von 1618 aus, mit Ausnahme des Kurpfälzischen Hauses. Die Pfälzische Kur mit der Oberpfalz blieb bei Baiern; der Sohn des unglücklichen Friedrich V., Karl Ludwig, erhielt nur die Unterpfalz zurück, und für ihn und seine Nachkommen wurde eine neue, die achte Kurwürde errichtet.

Am allerschwierigsten war die Ausgleichung wegen der Religionsangelegenheiten. Der geistliche Vorbehalt und das Recht der Landesfürsten, in ihren Gebieten den Religionszustand zu bestimmen, waren Gegenstände, über welche die Parteien ihre Ansichten mit der größten Hartnäckigkeit behaupteten. Nach unsäglichen Schwierigkeiten und langem Hader vereinigte man sich endlich über folgende Grundsätze: In Ansehung des Besitzes geistlicher Güter wurde der erste Januar 1624 zur Norm bestimmt; sie sollten von nun an auf immer in dem Zustande bleiben, wie sie an diesem Tage gewesen waren. Dasselbe Jahr galt für den Religionszustand einer Landschaft oder Stadt. Evangelische und katholische Unterthanen einer Obrigkeit von anderer Religion, welche da-

mals das Recht des öffentlichen Gottesdienstes hatten, sollten es auch behalten, andere in ihrer Hausandacht nicht gestört werden, letzteren solle auch die Auswanderung frei stehen; in den kaiserlichen Erblanden wurde nur einem Theile der Evangelischen in Schlesien die erstere Begünstigung ertheilt. In Betreff der Reichsjustiz wurde festgesetzt, daß nicht nur geistliche Angelegenheiten, sondern auch weltliche, sobald diese zwischen katholischen und protestantischen Parteien, oder bloß evangelischen, verhandelt würden, beim Reichskammergericht durch eine gleiche Anzahl von Beisitzern aus beiden Religionen entschieden werden sollten. Als die Gesandten über diesen letzten Artikel einig geworden waren, entstand eine solche Bewegung der Gemüther, daß sie vor Freuden Thränen vergossen. Auch die Reformirten wurden diesmal, nicht ohne langes Widerstreben der Lutherischen und besonders Kursachsens, förmlich in den Religionsfrieden aufgenommen.

Völlig berichtigt und bestimmt wurden in diesem Frieden auch die Verhältnisse der Stände zum Kaiser, die Rechte eines jeden, und die Deutsche Staatsverfassung überhaupt. Die Spaltung des Reiches in so viele besondere Staaten, deren jeder seine eigne Regierung hatte, war schon lange vor dem dreißigjährigen Kriege gegründet, beruhte aber mehr auf dem Herkommen als auf ausdrücklichen Gesetzen. Jetzt wurde den Fürsten die Landeshoheit als ein ausdrückliches Regierungsrecht zugesprochen, in dessen freier Ausübung ein jeder befestiget und von Niemanden gestört werden sollte. Es wurde den Reichsständen gestattet, theils unter einander, theils mit auswärtigen Mächten Verbindungen zu schließen, wenn sie nur nicht gegen Kaiser und Reich und

gegen den Landfrieden gerichtet waren. Aber auch über die allgemeine Reichsregierung wurden Bestimmungen erlassen, welche die Gewalt des Kaisers äußerst beschränkten. Er solle künftig ohne Einwilligung des Reichstages und freie Abstimmung aller Stände, kein Gesetz geben noch erklären, keinen Krieg beschließen, keine Werbungen anstellen, keinen Frieden oder Bündniß schließen, keine Steuern auflegen. Eine Streitigkeit mit dem Venetianischen Gesandten, dem der Titel Excellenz gleich denen großer Mächte gegeben ward, hatte die Kurfürsten gereizt, denselben Titel auch für die ihrigen zu fordern, und sie setzten dies nicht nur durch, sondern erhielten es auch, daß künftighin jeder kurfürstliche Gesandte den Rang vor den Gesandten der Republiken haben sollte. Überhaupt war das Vasallenverhältniß der größeren Deutschen Fürsten zum Kaiser von sehr geringer Bedeutung; sie folgten jetzt immer mehr der Weise der auswärtigen Fürsten, belegten ihre Unterthanen mit Zöllen und Steuern, hielten auch in Friedenszeiten ein stehendes Heer, und zähmten dadurch vollends den Adel ihrer Länder. Diese Verfügungen mußten die Kraft und Wirksamkeit Deutschlands, als eines Gesammtstaates, nach außen im hohen Grade lähmen, darum wurden sie auch von den fremden Kronen eifrig betrieben. Dieselben bewirkten auch, daß die der That nach schon so lange bestehende Trennung der Schweiz vom Reiche in den Friedensinstrumenten förmlich anerkannt wurde.

Weitläufiger und mehr umfassend ist noch nie ein Vergleich gewesen, als diese Westphälischen Friedenshandlungen. Daß man nach allen den ungeheuren Schwierigkeiten doch endlich mit dem so künstlich zusammengesetzten Werke zu Stande kam, ist der Klugheit, Mäßigung

und Standhaftigkeit zweier kaiserlichen Räthe, des Grafen von Trautmannsdorf und des Doctors Vollmar, vorzüglich zuzuschreiben. Sie hatten nicht nur mit dem Eigennutz und der Habsucht ihrer Gegner zu kämpfen, sondern auch mit dem Neide, dem Vorurtheil, dem Unverstande und dem Fanatismus, besonders aber mit der heillosesten Ränkesucht der Französischen Politik. Den ehrlichen Deutschen, die in ihrer Einfalt aus redlichem Herzen sprachen, wie es die Liebe zum Frieden und zum alten Vaterlande ihnen eingab, war es ganz unerhört und fast unerträglich, mit Leuten zu unterhandeln, die fast allemal das Gegentheil von dem thaten, was sie gesagt hatten, die ihre höchste Staatskunst darein setzten, recht listig zu betrügen, die in einem Athem versprachen und zurücknahmen, betheuerten und ableugneten, vorwärts schritten und wieder zurücktraten. Vollmar sagte öffentlich, er glaube den Schweden ohne Schwur mehr, als den Franzosen, wenn sie hundert Eide schwüren. Einer ihrer Botschafter, Servien, war ein Meister in diesen Künsten. Dabei hatten die Franzosen eine förmliche Casse zu geheimen Ausgaben bei sich, so daß sie durch Bestechung der ständischen Gesandten eine solche Trennung der Reichsglieder unter einander selbst hervorbrachten, daß alle Unterhandlungen dadurch immer mehr erschwert wurden.

Etwas Herzzerschneidenderes konnte es überhaupt wol für einen vaterlandsliebenden Deutschen nicht geben, als den Anblick dieses Krieges und dieses Friedensschlusses. Deutschland hatte sich durch die unglückseligste Verwickelung religiöser und politischer Verhältnisse dreißig Jahre lang selbst zerfleischt. Am Ende des ungeheuren Kampfes war die Streitfrage über die Grenzen der kaiserlichen und der ständischen Macht ganz zum Vortheile der Fürsten

entschieden, welche der That nach Unabhängigkeit errungen hatten. Aber eben dadurch hatten sie sich auch den Franzosen Preis gegeben, die Deutschlands Landschaften an ihrer Gränze nun als eine leichte Beute betrachteten, nach der sie nur die Hände ausstrecken durften, um ihre Vergrößerungslust zu befriedigen. Und wie war dieser Krieg geführt worden? Von Ausländern, die mit Deutschen Soldaten Deutschland unterjocht und ausgesogen hatten. Und jetzt waren es wiederum Ausländer und Deutschlands Feinde, die den Deutschen mitten in ihrem Lande den Frieden vorschrieben. Rührend sagt ein gleichzeitiger vaterländischer Schriftsteller *): „Gerade in den Gegenden, wo unsere freien Väter den stolzen Varus besiegten, bieten jetzt, uns recht zum Hohne, waffenlose Ausländer, ohne Legionen, allen Deutschen Trotz, und triumphiren über ganz Germanien. Sie rufen, wir erscheinen; sie sprechen, wir hören's als Orakel an; sie verheißen, wir vertrauen ihnen gläubig wie Göttern; sie drohen, und wir zittern wie Sklaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe, hier aus Stockholm, dort aus Paris **) auf den Tisch geworfen wird, freuen oder ängstigen wir uns. Und was bleibt uns übrig, als der Tod? Schon rathschlagen sie in Deutschland über Deutschland, was sie uns nehmen, was lassen, welche Federn sie dem Römischen Adler entreißen und dem Hahne (Gallo) einsetzen wollen. Wir müssens noch erwarten, was sie erst spät wollen, und was sie endlich nicht wollen, was sie sich jetzt gefallen lassen, und morgen mit Ekel und Überdruß wieder von sich wer-

---

*) Wassenberg, nach Schmidts Anführung.

**) Nach Ludwigs XIII. Tode (1643) führte dessen Gemahlin die Regentschaft in Frankreich.

fen. Und wir, bis auf den letzten Athemzug uneinig mit uns selbst, verlassen über den Götzen fremder Völker unsere eigene schützende Gottheit, und opfern Jenen Leben und Freiheit und Ehre auf!"

Nach der Unterzeichnung des Friedens stand noch eine zweite, nicht viel geringere Arbeit bevor, die Ausführung dessen, was für jetzt nur noch auf dem Papiere stand. Die Franzosen hielten noch lange die eroberten Festungen besetzt, und die Schweden wurden in sieben Kreise vertheilt, wo sie so lange auf Kosten der Einwohner lebten, bis ihnen der letzte Heller bezahlt war. Ja im Münsterschen brandschatzten einige Schwedische Regimenter noch sechs Jahre nach dem Frieden die umliegende Gegend, und fast eben so lange dauerte es, ehe sie sich aus den Brandenburgischen Staaten entfernten, wo über die Pommersche Theilung endlose Streitigkeiten entstanden waren. Noch mehr; der Herzog Karl von Lothringen, ein Krieger nach Mansfelds Art, den die Franzosen aus seinem Lande vertrieben hatten, hielt noch mehrere Festungen am Rheine besetzt, und forderte Durchmärsche und Brandschatzungen wie mitten im Kriege; ja er hatte noch die Frechheit, einen Gesandten auf den Reichstag (1653) zu schicken, und dem Kaiser die Herausgabe seiner Eroberungen gegen eine Entschädigung von 300,000 Thalern anbieten zu lassen. Alle Rheinische Fürsten klagten laut, und schrien um Hülfe. Auch boten Brandenburg und der Niedersächsische Kreis Truppen an, allein man konnte sich nicht vereinigen. Anstatt einmüthig zu den Waffen zu greifen, stritt man lange, wie viel Officiere katholisch, und wie viel evangelisch seyn sollten, bis endlich, auf des Kaisers Ermahnen, die Gedrückten zusammenschossen, und ihre Festungen wirklich für den geforderten Preis

von 300,000 Thalern loskauften. Wahrlich, so etwas konnte nur in Deutschland geschehen!

---

17. Deutschland nach dem Frieden.

Die endlich abgedankten Truppen, meistens aus dem Bauernstande, kehrten nun, des Räuberlebens müde, in ihre Heimath zurück, und vertauschten die Waffen mit dem Pfluge. Viele fanden statt der Dörfer, die sie verlassen hatten, wüste Aschenhaufen, und statt der Wiesen und Felder wild aufgeschossene Waldung. Grundstücke waren wohlfeil, denn Millionen ihrer vormaligen Besitzer waren ausgestorben. Ja man behauptet, Deutschland habe zwei Drittel seiner Einwohner in diesem fürchterlichen Kriege eingebüßt. Nun erhoben sich die Häuser wieder, die Felder wurden gereinigt, und reiche Erndten dem neugestärkten Boden abgelockt. Langsamer als der Ackerbau stellte sich der Handwerksfleiß wieder her. Nur in wenigen Städten hatten sich Fabriken und Manufacturen noch erhalten, und der Handel lag fast ganz darnieder. Der alte Hansebund war ganz vernichtet, und seine Geschäfte hatten die Holländer, Engländer und Schweden an sich gerissen. Baares Geld war nach so ungeheuren Ausleerungen nur wenig im Reiche, und durch den mühsamsten Erwerbfleiß und durch Glück im Handel mußten die Summen allmählig wieder ins Land gezogen werden, welche die Ausländer mit räuberischer Hand daraus fortgeschleppt hatten. Vieles blieb auch vergraben liegen, manches war im Feuer zerschmolzen. Die alten gewerbigen Reichsstädte, sonst die Sitze des Reichthums und des Kunstfleißes, schwangen sich nie ganz

wieder zu dem vorigen Wohlstande empor. Auch an anderen Hindernissen des allgemeinen Wohlseyns fehlte es nicht. Viele kleine Puncte des westphälischen Friedens wurden nicht erfüllt, und ließen Stoff zu unzähligen neuen Streitigkeiten zurück. Am 2. April 1657 starb der biedere Kaiser Ferdinand III., ein Muster von Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe und weiser Mäßigung. Durch seinen Sohn und Nachfolger Leopold I. ward seine Stelle nicht ersetzt.

Der Geist religiöser Duldsamkeit hatte sich in den versöhnlichen Gesinnungen der Staatsmänner, durch welche die Westphälischen Friedenshandlungen geleitet waren, mehr kund gegeben, als je vorher in Deutschland seit der Reformation, allein es fehlte noch sehr viel, daß er auch die Parteien durchdrungen hätte. Katholische und Evangelische betrachteten sich noch fortwährend mit großem gegenseitigem Mißtrauen, und die Polemik zwischen ihren Theologen und Schriftstellern ging den alten Gang fort. Eben so wenig ruhte der Zwiespalt zwischen Lutheranern und Reformirten. Dabei hatte sich der lebendige und schöpferische Geist, den die Reformatoren ihrer Kirche einzuflößen gewußt hatten, längst verloren und einer Verehrung des Buchstabens der im sechzehnten Jahrhunderte entstandenen und als Glaubensnorm angenommenen Bekenntnißschriften Platz gemacht, welche von jener Geistesfreiheit, deren sich die neue Kirche dem alten Glauben gegenüber rühmte, nur geringe Spuren zurückließ. Der knechtische Autoritätsglaube, den man am Papstthume so verabscheute, war nun auch in der protestantischen Kirche, nur in anderer Form, erstanden. Je mehr das Leben erstarrte, je rechthaberischer wurde die Polemik, die gegen alle Andersdenkenden von der Kanzel herab nicht nur in

den leidenschaftlichsten, sondern auch in den rohesten und unwürdigsten Ausdrücken ertönte. Nicht die, welche ächte Erbauung suchten, sondern die sich an unanständigen Witzeleien und hämischen Ausfällen ergötzten, fanden hier ihre Rechnung. Das Achtungswertheste an dieser verderbten Kanzelberedtsamkeit war noch die Rücksichtslosigkeit, mit der im Schwange gehende Laster an einzelnen Beispielen gerügt wurden. Die Geistlichkeit nahm sichs kühn heraus, gegen die Laster, nicht bloß ihrer Gemeineglieder, sondern selbst der Regenten und des Hofes, zu eifern. Geheime Geschichten vom Hofe, die man sich späterhin nur in vertraulichen Gesellschaften mittheilte, ärgerliche Anekdoten von allbekannten Gliedern der Gemeine, wurden auf die Kanzel gebracht, und mit scharfen Kritiken begleitet. So daß also die Kirche damals zugleich ein Unterhaltungsort war, wo man nicht bloß das Vergnügen hatte, oft etwas Neues zu erfahren, sondern auch den Kitzel, einen Mann, den sein geachtetes Amt zur höchsten Freimüthigkeit berechtigte, bald mit Spott, bald mit Galle über das Thun und Denken anderer Menschen ohne Schonung reden zu hören. Daß ein Mann, der so etwas predigen durfte, und den mithin die Großen selber fürchten mußten, in einem sehr hohen Ansehn stand, ist leicht einzusehen. Die bloße Erscheinung manches Kanzelredners erregte schon Ehrfurcht, jedermann suchte seine Zuneigung durch Geschenke zu erkaufen, und jedes seiner Worte galt für ein Orakel.

Der Unterricht der Jugend erstreckte sich hauptsächlich auf das Latein, welches nicht nur die Sprache der Gelehrten, sondern auch der Staatsverhandlungen war, und die meisten Bücher, Urkunden rc. aus jenen Zeiten sind Lateinisch geschrieben. Dennoch stand die classische

Bildung, die Kenntniß der alten Griechen und Römer und der Geschmack an ihren Schriften, keinesweges auf der Höhe des sechzehnten Jahrhunderts. Man trachtete vielmehr, das einmal ganz unentbehrlich gewordene Latein mit möglichst kleiner Anstrengung und in der kürzesten Zeit zu erlernen. Unter den Blutströmen und den furchtbaren Verheerungen des heillosen Krieges, der ein Menschenalter umfaßte, konnten die Wissenschaften und Künste nicht gedeihen, und dennoch war es gerade in dieser Zeit, wo für die Deutsche Poesie durch Martin Opitz v. Boberfeld (geboren zu Bunzlau 1597, gestorben 1639) eine neue Epoche begann. Er ist als der eigentliche Schöpfer der heutigen metrischen Form der Deutschen Dichtkunst anzusehen. Er fand eine ganze Reihe von Nachahmern, welche in der Litteraturgeschichte als die Schlesische Dichterschule bezeichnet werden. Opitz ist ein ernster, männlicher und kräftiger Dichter; an Phantasie und Innigkeit wird er bei weitem übertroffen von seinem Zeitgenossen Paul Flemming (geboren 1609, gestorben 1640). Einer solchen Pflege hatte sich die Prosa nicht zu erfreuen, die vielmehr ausartete und verwilderte, und die Nachahmung der Franzosen übte auf die Litteratur einen schlimmen Einfluß.

Im dreißigjährigen Kriege waren die Franzosen zuerst in Masse nach Deutschland gekommen, und hatten den Deutschen Kriegern viele Vortheile für das häusliche Leben mitgetheilt, die diesen bisher unbekannt gewesen waren. In Münster und Osnabrück hatte man diese Nation auch von Seiten ihrer Prachtliebe, Zierlichkeit und ihres feinen geselligen Tones kennen gelernt. Die Deutschen, ein bescheidenes Volk, das nur zu sehr fremden Vorzügen huldigt, fühlten mit einer übertriebenen Be-

schämung, wie viel von dieser Feinheit der äußeren Sitten ihnen abgehe, und wurden fast vernarrt in diese Vorzüge, die ihnen doch die Natur selbst vermöge des langsamer fließenden Blutes verweigert hat, und wofür jeder verständige Deutsche Mann sich sehr leicht durch die Tiefe, die Treue und den Fleiß entschädigen kann, nach denen der flüchtige Franzose vergebens ringt, und mit denen wir doch am Ende ganz andere Dinge hervorbringen können. Aber genug, die Deutschen des siebzehnten Jahrhunderts wollten mit aller Gewalt Franzosen werden. Sie reiseten mit schwerem Gelde nach Frankreich, machten sich den Parisern durch ihre Plumpheit verächtlich, und kamen in Französischer Tracht zurück, um diejenigen wieder zu verachten, die das Französische nicht so wie sie radebrechen konnten. Millionen gingen für Französische Moden aus dem Lande, Französische Sprachmeister wurden auf das theuerste bezahlt, und wer recht vornehm thun wollte, mischte in jede Rede Französische Brocken ein, oder sprach selbst das Deutsche nach Französischer Art durch die Nase, worüber ein Niedersächsischer Satiriker jener Zeiten, der Hamburger Lauremberg (geb. 1590 gest. 1658, zuletzt Prof. der Math. in Rostock), in seiner naiven Sprache also sagt:

Seht, sülk Schipbrök hefft de düdsche Sprak geleden,
De französche hefft er de Nese affgeschneden,
Und hefft ene fremde Nese wedder angeflicket,
De sick by de düdsche Ohren nich wol schicket.

Französischer Luxus riß selbst in Deutschen Bürgerfamilien ein, die Kaufmannsfrauen mußten Wagen und Pferde haben, und einen ungeheuren Reichthum von Sammt, Seide, Gold und Perlen am Leibe tragen. Bisam und andere wohlriechende Stoffe, auch Puder und

Pomade wurden allgemein. Das Tabackschnupfen lernte man von den Franzosen, das Rauchen von den Holländern. Die Moden wechselten so häufig als heut zu Tage, und wurden oft abenteuerlich bis zum Unsinn. Ein weiter Umfang wurde unter andern bei den Weibern für eine große Schönheit gehalten, und nicht bloß durch eine Menge von Unterröcken hervorgebracht, sondern auch durch einen ringsum über die Hüften gelegten Wulst, den man Speck nannte, und der manchmal fünf und zwanzig Pfund wog. Schleppen und weit ausgeschnittene Kleider, die Brust und Nacken schamlos entblößten, dergleichen wir auch in unseren Tagen haben wiederkehren sehen, gaben auch schon jenem alten Niedersachsen Stoff zum Spotte. „Zucht, sagte er,

Tucht un Schamhafticheit is mit weggeschneden,
Mit half blotem Libe kommen sie hergetreden.
Int erste, da disse Mode noch was unbekannt,
Un men nich wuste, dat se was kommen int Land,
Blewen se vör ene Junker stahn und gapen,
As wenn se segen enes Quacksalbers Apen.
De Stratenjungens hüpich hinder er lepen,
Un ener thom andern mit vollem Halse repen:
Süh, süh, dar geit en Wyff, dat vör er böse Sack'
Schall uthgestreken werden öffentlich am Kak! (Pranger)
De Bödelknecht hefft er dat Schnörlif uthgetagen,
Un will er mit de Rod de Flöh van'n Rüggen jagen! ꝛc."

An den Schuhen wurden eine Zeitlang doppelte Hörner getragen. Taschenuhren gehörten jetzt auch schon zum Putze, selbst der Frauenzimmer, welche letzteren sich außerdem auch wol noch mit einer Messer- und Gabelscheide behängten. So wenigstens erzählt es uns *) Joachim Rachel, ein anderer Satiriker jener Zeiten:

*) Auch in der Kursächsischen Kleiderordnung von 1612 kommen die silbernen Messerscheiden vor.

Das junge Männervolk trägt Degen an der Seiten,
Also das Jungfervolk denkt immer auch zu streiten.
Statt Degens hängen sie von Silber zubereit't,
Das Scheidchen, Messer und die Gabel an die Seit.
Ja manche hat fürwahr das Bund der Schlüssel hangen,
Nicht anders als wenn kömpt Thor-Merten hergegangen.
Die Strümpfchen müssen roth von Liebesfarbe seyn,
Blau, grün, gelb, oder sonst was giebet hellen Schein rc.

Damals fingen die leider noch jetzt üblichen Fracks und Leibröcke, eine Französische Erfindung, die volle Deutsche und Spanische Männertracht zu verdrängen an, die den Körper weit natürlicher, zweckmäßiger und geschmackvoller bekleidet hatte. Die schönen breiten und feinen Halskragen schmolzen in Französische Jabots und Postillions, bei den Predigern in Bäffchen zusammen; der männliche Bart ward immer mehr beschnitten, und wie das Hauptharr, mit Brenneisen geformt nach mancherlei Moden, „jetzt wie ein Zirkelbärtel, jetzt wie ein Schneckenbärtel, bald wie ein Jungfrawenbärtel, ein Dotterbärtel, ein Spitzbärtel, ein Maikäferbärtel, ein Entenwädele, ein Schmalbärtel, ein Zuckerbärtel, ein Türkenbärtel, ein Spanisch Bärtel, ein Italiänisch Bärtel, ein Sonntagsbärtel, ein Osterbärtel, ein Lillbärtel, ein Spillbärtel, ein Drillbärtel, ein Stutzbärtel, ein Trutzbärtel rc." *).

Da fast alle neue Moden aus Frankreich kamen, so erhielten auch die Kleidungsstücke, besonders der Weiber, Französische Namen. „Kappen (Mützen) trägt man nun nicht mehr, sagt der angeführte Lauremberg —

— neen! weren all Cornetten,
Keen Hemd, kee Vörmau gelt nich mehr ahn' Points un Manchetten

*) Gesichte Philanders von Sittenwald, Th. II. S. 76.

Et is keen Minsch, de mehr en Wamms un mehr en Reck anthüt,
Dewyl men lutter Camisols und Chambrelouquen füht.
Wat schall ich van der dullen Dracht, von den Fontangen seggen,
De nu de Jungfern alltomahl ahn Underscheed anleggen?
Man legt dat Haar um isern Draht mit sünderlicken Flyt,
Man neihd dat Band up Isern up: O rechte isern Tydt!

Ganz besonders aber riß die Französische Complimentensucht ein, und die schönen Namen Frau und Jungfer mußten den Dames und Demoiselles weichen. Selbst das Deutsche Herr machte eine Zeitlang dem Monsieur Platz, welches sich auch noch bis ins vorige Jahrhundert, besonders auf Briefen, erhalten hat, bis es endlich so gemein wurde, daß Männer von Würde das alte Herr wieder erhielten, und der Monsieur zu den Unerwachsenen und Handwerksburschen hinabsank. Wie sich der oft erwähnte alte Niedersachse über diese Französchen Anreden ausläßt, wird man hier zum Schlusse hoffentlich nicht ungern lesen. „In meiner Jugend, sagt er,

Domals im ganzen Land was nich ein Servitör,
Nich ein Signor, nich eine Dame, nich ein Monsör.
Were domals ener tho de Jungfern gekamen.
Un heed to en gesecht: „Gott grüß euch, schöne Damen!"
Se hebben em gar bald den Rüggen togekehrt,
En nich geachtet enes Peckelherings werth.
Ene van en hebbe wol gesecht: wat bildest du di in?
Wat meenst du, grave Esel, wat nimst di in den Sinn?
Ich bin en ehrlick Medken gebaren,
Laht mi mit sülke Ockelnahm ungeschoren.
Se meenden, Damen weren Sögen edder Teven,
Edder ene, de Horereye hebbe bedreven,
Averst God betert se weten nu altosamen,
Wat idt vor Dinger sind, de schönen Damen,
Se hebben nu gelehrt so veel Tucht un Törlör (Tournüre),
Wenn men tho en secht Dame, so seggen se Monsör.
Awerst doch de Name Monsör is nu gar tho gemeen,
Vornehmen Lüden is he to gering un to kleen.

It sind nu alle Monsörs, Monsörs
De Fohrlöde am Strande, de Jungens up de Börs,
Stallknecht, Scherschlyper, Kockbrengen,
De laten sick nu all mit Monsörs behengen 2c."

---

18. Leopold I.

(Reg. 1658—1705.)

Ferdinand III. war gestorben, ohne daß ein Römischer König zu seinem Nachfolger bestimmt gewesen wäre, und diesen Umstand eilte Frankreich zu benutzen, um die längst ersehnte Kaiserwürde an sich zu bringen. An allen Kurhöfen boten die Französischen geheimen Gesandten Beredtsamkeit und Bestechungen auf, die Kurfürsten für sich zu gewinnen; aber sie fanden nur bei den drei geistlichen Gehör, die, durch keine Nachkommenschaft an das Vaterland gefesselt, für dessen Ehre nur ein schwaches Gefühl hatten, auch wol als Frankreichs nähere Nachbarn der Furcht und dem Eigennutz leichter Raum gaben. Aber desto einmüthiger drangen diesmal die Protestanten auf die Wahl eines Deutschen Oberhaupts, und da man gar keine Ursache hatte, von der Österreichischen Linie abzugehen, so ward Ferdinands Sohn, der junge König von Ungern und Böhmen, Leopold I., am 18. Julius 1658 zu Frankfurt zum Römischen König und Kaiser erwählt, und ebendaselbst am 1. August feierlich gekrönt. Die zu seinem großen Berufe erforderlichen Eigenschaften fehlten dem neuen Kaiser. Da Ferdinand III. einen ältern Sohn gehabt, der als Thronerbe betrachtet wurde, aber vor dem Vater gestorben war, so war Leopold zum geistlichen Stande bestimmt worden und unter Jesuiten aufgewachsen. Dabei hatte man seine Erziehung ganz

nach der abgemessenen Förmlichkeit und dem steifen Zwange der Spanischen Weise eingerichtet. Da er nun von Natur gar keine Lebhaftigkeit des Geistes besaß, so durchbrach er auch in der Folge die Schranken nicht, in die er dadurch eingezwängt worden, und nie lernte er das Leben kennen. Als er zur Regierung gelangte, sorgten auch seine Rathgeber und Günstlinge dafür, ihn in dieser Steifheit und Unzugänglichkeit zu erhalten. Unter jenen Günstlingen standen die Jesuiten oben an, denen Leopold mehr noch als Ferdinand II. ergeben war, so daß er auch als weltlicher Verbrüderter ihrem Orden angehörte. Bei solchen Verhältnissen kann es nicht Wunder nehmen, daß fast seine ganze Regierung eine Kette von halben und unzweckmäßigen Maaßregeln war. Im Innern wurde mit großer Willkühr verfahren, und die Regierung der Österreichischen Erblande gerieth in tiefen Verfall. Die Tugenden des Privatstandes fehlten übrigens dem Kaiser nicht. Er hatte ein weiches, wohlwollendes Herz und vielen Sinn für Pflege und Anbau der Wissenschaften und Künste *).

Das Deutsche Reich versank unter seiner Regierung immer tiefer in den kläglichen Zustand eines vom Interesse der einzelnen Glieder für die Ehre und Macht des Ganzen entblößten Bundesvereins, und litt von Neuem unter schweren Kriegen. Selbst an inneren Unruhen fehlte es nicht. Die Städte Münster, Erfurt, Braunschweig und Magdeburg, obschon nie im vollen Sinne freie Reichsstädte, genossen große Vorrechte und trachteten jetzt nach

*) Zum Flötenspielen hatte er ein besonderes Talent. „Ewig Schade, sagte einmal sein Capellmeister, daß Ew. Majestät kein Musicus geworden sind.“ — „Laß er's nur gut seyn, antwortete er naiv, wir stehn uns halter so besser.“

gänzlichen Reichsunmittelbarkeit. Darüber geriethen sie in Streit mit den Fürsten, in deren Gebiete sie lagen, und wurden mit gewaffneter Hand gezwungen, diesen zu huldigen. Mit besserem Glücke gelang es Bremen, seine Freiheit gegen das mächtige Schweden zu behaupten.

Der erste Krieg, den Leopold zu führen hatte, betraf Ungern, in welches 1660 die Türken nach alter Weise verheerend eingefallen waren, und war also eigentlich kein Reichskrieg. Doch verlangte er von den Ständen eine Hülfe, und erhielt sie auch auf einem Reichstage, der im Januar 1663 zu Regensburg seinen Anfang nahm. Nach Verwüstung vieler hundert Städte und Dörfer und nach Ermordung vieler tausend Menschen zwang der tapfere kaiserliche General Montecuculi die Türken durch seinen Sieg bei St. Gotthard zum Frieden, der schon am 10. August 1664, aber ohne Gewinn für den Kaiser, unterzeichnet ward. Die Türken behielten Großwardein und Neuhäusel, diese wichtigen Festungen, und der von ihnen erwählte Fürst von Siebenbürgen Apafi seine Würde. Der Reichstag in Regensburg währte indessen noch fort, weil sich der abzumachenden Beschwerden so viele fanden, daß man gar nicht zum Ende kommen konnte. Darüber ward dann endlich beschlossen, daß man lieber immer dort versammelt bleiben wolle, um einen fortdauernden Reichsrath zu haben, wodurch die Verbindung des Kaisers mit dem Reiche weit bequemer und vertrauter gemacht werden würde. Seitdem (1667) blieb es eingeführt, daß jeder Reichsfürst, ja jede Reichsstadt einen immerwährenden Gesandten in Regensburg unterhielt, der den von dem kaiserlichen Bevollmächtigten zusammenberufenen Sitzungen im Namen

seines Herrn beiwohnte, und dem letztern von allem, was dort besprochen ward, Bericht erstattete.

Wenige Jahre darauf begann eine neue Reihe von Kriegen mit Frankreich, in denen das Deutsche Reich wegen der schwerfälligen Form seiner Bundesverfassung und des Mangels an Gemeingeist eine traurige Rolle gespielt hat. Ludwig XIV., König von Frankreich, hatte 1672 auf die ungerechteste Weise von der Welt die vereinigten Niederlande angegriffen, und einige Deutsche Fürsten am Rheine waren furchtsam genug gewesen, ihm ihre Hülfe zu leihen. Die Niederländer kamen in die größte Gefahr, ganz überwältigt zu werden, und riefen vergebens ihre Nachbarn um Hülfe an. Nur der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm der Große, wagte es, den Bedrängten zu Hülfe zu kommen. Er brach mit seinem ganzen Heere auf und bewog auch den Kaiser zum Beitritt. Aber wie bitter mußte er das bereuen! Er wußte nicht, daß des Kaisers vornehmster Rathgeber, der Fürst von Lobkowitz, dem General Montecuculi, der wirklich mit 17,000 Mann kaiserlicher Truppen abging, geheimen Befehl gegeben hatte, sich mit den Franzosen durchaus in kein Gefecht einzulassen. Voll froher Hoffnung vielmehr, mit Deutscher Tapferkeit den Französischen Räubereien in Holland ein Ende zu machen, vereinigte er sich mit dem Österreichischen Feldherrn zu Halberstadt, und drang darauf, gerade nach Westphalen und auf den dort plündernden Turenne loszugehen. Aber Montecuculi bewies ihm mit mancherlei Gründen, wie weit vortheilhafter es wäre, sich nach der Mosel hin zu wenden, um dort den Franzosen alle Zufuhr abzuschneiden, und sich mit den Holländern im Lüttichschen zu vereinigen, wodurch die Franzosen genöthigt werden würden, Westphalen und

die Niederlande von selbst zu verlassen. Friedrich Wilhelm wich bescheiden dem Ansehn des ältern Kriegshelden, und folgte ihm unverdrossen auf einem weiten Umwege durch das Hessische nach Koblenz, wo aber der Kurfürst von Trier, aus Furcht vor Frankreich, den Übergang über den Rhein nicht gestatten wollte. Kurmainz und Kurpfalz zeigten sich nicht williger. Als man endlich über den Rhein hätte setzen können, weigerte Montecuculi sich dessen schlechterdings, unter dem Vorwande, daß man nun den Franzosen nicht mehr gewachsen sey. Das durch so viel vergebliche Märsche höchst entkräftete und schon sehr geschwächte Heer zog hierauf durch Hessen und den Westerwald nach Westphalen in die Winterquartiere, aus denen der Hunger und die Feinde, zu denen auch der kriegerische und wohlgerüstete Bischof von Münster gehörte, es bald über die Weser zurücktrieben. So ward ein treffliches Heer, das einen ganzen Sommer und Herbst vergebens herumgeführt worden war, durch die Gewissenlosigkeit des Fürsten Lobkowitz zu Grunde gerichtet. Der Kurfürst von Brandenburg, schändlich betrogen, hatte ein schönes Heer eingebüßt, und versprochene Hülfsgelder von Holland nicht erhalten, ja er mußte es geschehen lassen, daß die Franzosen seine Westphälischen Länder nicht bloß barbarisch ausplünderten, sondern Anstalt machten, sie ihm gänzlich zu entziehen. Mit Verlust zweier Plätze, Wesel und Rees, mußte er endlich zu Vossem (unweit Löwen) von den Franzosen einen Frieden erkaufen (6. Juni 1673). Nur behielt sich der Kurfürst vor, bei einem entstehenden allgemeinen Reichskriege wieder gegen Frankreich fechten zu dürfen, wozu er denn auch bald Gelegenheit erhielt.

Ludwig XIV. erlaubte sich nämlich jetzt die über-

müthigsten Neckereien gegen Deutschland. Deutsche Kaufmannsgüter auf dem Rheine wurden ohne Umstände weggenommen, die Rheinbrücke bei Straßburg wurde abgebrannt, das Trierische und Kölnische auf wiederholten Durchzügen barbarisch verwüstet, und zehn Reichsstädte im Elsaß, die nach den oben angeführten Bestimmungen des Westphälischen Friedens frei und in Verbindung mit dem Reiche bleiben sollten, unter Französische Botmäßigkeit gebracht. Ludwig wollte absichtlich den Kaiser reizen, denn er hatte eine ganz außerordentliche Lust, noch einen solchen Frieden mit dem Reiche zu schließen, als der Westphälische gewesen war. Alle Deutsche Länder am linken Rheinufer, die damals, noch weit ausgedehnter als jetzt, auch Lothringen umfaßten; ferner die zu jener Zeit noch Spanischen Besitzungen, die südlichen Niederlande und die Franche-Comté, erregten die Habsucht Frankreichs im hohen Grade. Es hatte auch damals keinen angelegentlichern Plan, als den, welchen es in unseren Tagen, aber zum Glücke nur auf kurze Zeit, hat in Erfüllung gehen sehen, seine Ostgränze bis an den Rhein zu erweitern.

Was Ludwig durch seine Eingriffe beabsichtigt hatte, geschah. Der Kaiser konnte nicht länger mit Ehren schweigen, und nach vielen vergeblichen Beschwerden erfolgte noch 1673 die Kriegserklärung. Im August brach Montecuculi mit drei und dreißigtausend Mann aus der Oberpfalz nach dem Main auf. Turenne kam ihm schon entgegen, denn es versteht sich, daß das arme Deutschland wieder, wie immer, der Schauplatz der Verheerung seyn mußte. Bei Ochsenfurt in Franken trafen die Heere zusammen, und es gelang dem kaiserlichen Feldherrn, die Franzosen so in die Enge zu treiben, daß er leicht das

ganze Heer hätte aufreiben können, wenn er nicht von Lobkowitz wiederum geheimen Befehl gehabt hätte, kein Treffen zu liefern. Turenne entkam glücklich nach Philippsburg, und hinterließ auf seinem Zuge durch die Pfalz die schrecklichsten Spuren Französischer Kriegswuth. Montecuculi ging hierauf langsam bei Koblenz über den Rhein, eroberte Bonn, und zog dann in die Winterquartiere. Lobkowitz, dem bei den gefälligsten und einnehmendsten Sitten, vielem Witz und einem ränkevollen Verstande alle Gaben eines wahren Staatsmannes fehlten, wurde bald darauf gestürzt, weil die Kaiserin und die Jesuiten ihn haßten. Man hat behauptet, daß er von den Franzosen bestochen gewesen sey, die Kriegsunternehmungen zu hemmen.

Nicht minder schimpflich lief der Krieg des folgenden Jahres ab, so groß auch die Zurüstungen dazu gewesen waren, und so viele Reichsfürsten auch ihren Beistand dazu hergegeben hatten. Denn in Betracht der allgemeinen Gefahr versprachen sie endlich alle auf dem Reichstage, ihren bedrängten Mitständen am Rhein zu Hülfe zu kommen. Alle schickten Truppen, viele stellten sich persönlich ein, wo sich denn wieder ein langer Streit über die Zahl der Evangelischen und der Katholischen erhob. Oberanführer der Reichstruppen war der kaiserliche Feldherr Graf von Souches. Dieser vereinigte sich im Junius 1674 mit den Niederländischen Truppen, welche der tapfere Prinz Wilhelm von Oranien befehligte. Zuerst ward dem Prinzen von Condé bei dem Dorfe Senef in Brabant eine Schlacht geliefert, die nichts entschied (11. Aug.) Dann ward Oudenarde belagert. Condé wollte die Stadt entsetzen, und hier war der rechte Zeitpunct, eine Hauptschlacht zu liefern, aber weil Souches und der Prinz von Oranien sich durch-

aus nicht vertragen konnten, so ließ der erstere den letzteren gerade im entscheidendsten Augenblick im Stich, und gab dadurch den Franzosen leichtes Spiel. In die Pfalz brach unterdessen Turenne ein, und verheerte das blühende Land fürchterlich. Dem bedrängten Kurfürsten zum Troste erschien hierauf Herzog Karl IV. von Lothringen, und wandte sich nach Straßburg, um in Lothringen einzudringen, aber Turenne zwang ihn (16. Juni) bei Sinzheim zum Gefecht, und hier mußte er der weit überlegenen Anzahl der Feinde weichen. Er vereinigte hierauf den Rest seiner Truppen mit dem kaiserlichen General Bournonville, der mit einem Haufen Reichsvölker nach Manheim gekommen war, und vor Begierde brannte, es mit dem unbezwinglichen Turenne aufzunehmen. Vergebens sagte man diesem unbesonnenen Manne, daß Turenne in einem allzu vortheilhaften Lager zwischen Weissenburg und Lauterburg verschanzt stehe, und rieth ihm, wenigstens die Ankunft des Kurfürsten von Brandenburg abzuwarten, der bereits mit zwanzigtausend Mann im Anzuge war. Bournonville wollte gerade deswegen vorher den Angriff thun, um die Ehre des Sieges mit jenem nicht zu theilen, und so erfolgte ein blutiges Treffen zwischen Holzheim und Ensisheim (4. Oct.), in welchem, da die Deutschen den Franzosen bei weitem nicht gewachsen waren, einige tausend Mann ganz vergebens aufgeopfert wurden. Wenige Tage darauf kam Friedrich Wilhelm mit seinen Brandenburgern an, und verstärkte dadurch das kaiserliche Heer so ansehnlich, daß Turenne verloren gewesen wäre, wenn diese Menschenmasse ein einziges Haupt gehabt hätte. Aber die Uneinigkeit der Anführer vereitelte den besten Willen der Streitenden, und nöthigte das Heer, nachdem es noch zweimal hinter einander im Elsaß

geschlagen worden war, sich schimpflich wieder über den Rhein zurückzuziehen.

Auch diesmal mußte der Kurfürst von Brandenburg für seinen vaterländischen Sinn am schwersten büßen. Ludwig XIV. trat mit den Schweden in ein Bündniß, und bewog sie, dem Kurfürsten ins Land zu fallen. Im December 1674, während dieser mit seinem Heere in Franken lag, rückten die Schweden unter dem Feldmarschall Wrangel in die Mark und später auch in Pommern ein, und erpreßten in beiden Provinzen schwere Brandschatzungen. Ludwig glaubte nun das herrlichste Mittel gefunden zu haben, das Reichsheer zu trennen. Allein er irrte sich. Friedrich Wilhelm schrieb seinem Statthalter in der Mark, die Schweden würden ihn durch ihren Einbruch nicht zur Untreue gegen seine Bundesgenossen bewegen; er bedaure das Schicksal seiner Unterthanen; indessen sollten sie die Schweden nicht reizen, sondern so lange in Geduld verharren, bis er ihnen mit seiner ganzen Macht zu Hülfe kommen könne. Er reisete hierauf mitten im Winter selbst nach dem Haag, um mit den Niederländern zu unterhandeln, versuchte auch, die Höfe zu Wien und Kopenhagen zum Kriege gegen Schweden zu bewegen, aber beide versagten ihm ihre Hülfe. Auch auf dem Reichstage bemühte er sich vergebens um einen Bundesgenossen. So mußte er sich also selbst genug seyn. Mit seinen in den Winterquartieren wohl ausgeruhten Brandenburgern brach er, zu Anfang des Junius 1675, plötzlich auf, eilte mit angestrengten Märschen nach Magdeburg, ging bei Nacht über die Elbe, und stand vor Rathenau (25. Jun.), als man ihn noch tief in Franken glaubte. Schrecklich war die Überraschung der in Rathenau befindlichen Schweden, als sie sich plötzlich von allen Seiten angegriffen sahen.

Die meisten wurden niedergehauen, die andern wollten nach Havelberg flüchten, wo Wrangels Hauptquartier war. Auch die in Brandenburg und der umliegenden Gegend liegenden Schweden brachen dahin auf, aber der Kurfürst ließ ihnen durch vorangeschickte Reiter alle Brükken abbrechen, setzte den über Barnewitz und Nauen fliehenden Heerhaufen nach, und holte sie eine Stunde diesseit Fehrbellin ein. Da ihm sein Fußvolk so schnell nicht hatte nachfolgen können, und die Schweden ihm jetzt an Zahl weit überlegen waren, so widerriethen die meisten seiner Kriegsobersten dem Kurfürsten, einen so kriegerischen und sieggewohnten Feind mit bloßer Reiterei anzugreifen. Der Kurfürst wollte dagegen den Vortheil, den ihm die Abwesenheit des kriegserfahrnen Wrangel auf der feindlichen Seite gewährte, nicht fahren lassen, und beschloß die Schlacht. Der allzuverwegene Prinz von Hessen-Homburg, den der Kurfürst nur zur Erforschung der feindlichen Stellung abgeschickt hatte, konnte seinen Muth nicht zügeln, und hieb mit seinen Reitern in die Feinde. Der Kurfürst sah ihn von den Schweden umzingelt, und kam ihm zu Hülfe; so wurde das Treffen allgemein. Nach einem fürchterlichen Gemetzel, in welchem die Kraft des Brandenburgischen Arms hierhin und dorthin die verzweifelnden Feinde schmetterte und die Liebe zu Fürst und Vaterland aus Männern Riesen machte, ergriff der kleine Haufe, den das Schwert der Helden noch verschont hatte, in wilder Verwirrung die Flucht (28. Jun.). Die Freude über den herrlichen Sieg milderte den Zorn des Kurfürsten gegen den unbesonnen Prinzen von Homburg zu einem sanften Tadel; nach den Kriegsgesetzen hatte er den Tod verdient *).

*) Nach einer neuern Aufklärung soll diese Erzählung falsch, und der Angriff des Prinzen vorschriftsmäßig geschehen seyn.

Geschütz und Gepäck der Schweden fiel in die Hände der Sieger. Die Geschlagenen zogen sich nach Vorpommern, wohin Wrangel mit seiner Abtheilung schon vorausgegangen war. Dieser glorreiche Sieg verschaffte dem Brandenburgischen Namen in ganz Europa große Achtung. Friedrich Wilhelm konnte, wie sein großer Nachkomme sagt, die berühmten Worte Cäsars: veni, vidi, vici, mit vollem Rechte auf sich anwenden. Er fand jetzt an Münster und Dänemark, welche sich in Bremen und Verden zu theilen hofften, bereitwillige Bundesgenossen gegen Schweden; er verfolgte daher seine Siege, und machte sich im Herbste von dem größten Theile Vorpommerns Meister.

So rasch war es in diesem Sommer am Rheine nicht gegangen. Den Anfang des Feldzugs hatten die Franzosen mit einer fürchterlichen Verheerung der Länder am Oberrhein gemacht. Wißloch, Bruchsal, S. Remy, Graben und Gernsheim wurden auf Befehl des Marschalls von Vaubrün in Asche gelegt, und der ganze Breisgau ward von demselben mit gleicher Barbarei verwüstet. Glücklich war es indessen, daß statt des ungeschickten Bournonville diesmal der alte Montecuculi den Oberbefehl über die Kaiserlichen erhielt, und noch glücklicher, daß man ihm gänzliche Unabhängigkeit vom Hofkriegsrathe bewilligte, wie er sichs, durch den letzten Feldzug gewitzigt, ausdrücklich bedungen hatte. Begierig richtete jetzt halb Europa seine Blicke auf den Kriegsschauplatz, auf dem die beiden größten Feldherren ihrer Zeit, Turenne und Montecuculi, sich begegnen sollten. Beide suchten sich lange durch Märsche und Gegenmärsche den Vortheil abzugewinnen. Endlich ging Turenne bei Wilstädt über den Rhein, und suchte sich bei dem

Dorfe Sasbach, unweit Offenburg, einen bequemen Platz zum Angriff aus. So voller Zuversicht auf einen glänzenden Sieg war er noch nie gewesen, und wirklich waren auch alle Umstände für ihn die günstigsten, die er sich wünschen konnte. Aber das Schicksal vereitelte ihm seine Freude. Eben da er den Feind recognosciren, und einen Punct zur Errichtung einer Batterie aussuchen wollte, fuhr ihm eine feindliche Kanonenkugel in den Unterleib, und warf ihn in einem Augenblick todt vom Pferde (27. Jul.) Dieser Schlag setzte das Heer in solche Bestürzung, daß es nicht mehr daran dachte, den Feind anzugreifen, sondern sich nur in möglichster Ordnung über den Rhein zurückzuziehen, wobei es von Montecuculi so heftig verfolgt wurde, daß es einen großen Verlust an Mannschaft und Gepäck erlitt. Auch Baubrün ward bei dieser Gelegenheit (1. Aug.) erschossen.

Weitere Vortheile erhielten jedoch die Deutschen in diesem Feldzuge nicht. Am Ende desselben legte Montecuculi den Oberbefehl nieder, welchen für das folgende Jahr (1676) der junge Herzog Karl V. von Lothringen erhielt. Die Franzosen, schon in den Niederlanden genug beschäftigt, und nicht stark genug, alle die zahlreichen Pässe über den Rhein zu decken, verfielen auf ein unmenschliches Mittel, die Deutschen von ihrer Gränze abzuhalten. Sie verwüsteten den ganzen Landstrich an der Saar dergestalt, daß man auf vierzehn Meilen weit nichts als Brandstätten und verödete Felder erblickte. In Zweibrücken sperrten sie die Bürger in eine Kirche, plünderten darauf die Stadt, und machten zweihundert Häuser der Erde gleich. Den Herzog von Würtemberg zwangen sie, ihnen Mümpelgard einzuräumen, und ob ihm gleich versprochen worden war, daß den Bürgern

kein Leid geschehen sollte, so plünderten sie doch die Stadt so rein aus, und mißhandelten die Bürger und besonders die Weiber auf eine so empörende Weise, daß jeder, der nur laufen konnte, lieber Haus und Hof verließ, als daß er länger in Gemeinschaft mit diesen Unmenschen lebte. Auf gleiche Weise ward den ganzen Winter hindurch im Breisgau gehauset. Die unglücklichen Bewohner dieser Gegenden flüchteten in die Wälder, wo sie vor Hunger und Kälte umkamen, und der ganze Strich am linken Rheinufer hin war mit Bettlern angefüllt. Und das war noch nicht alles. Aus aufgefangenen Briefen erfuhr man, daß noch alles Land zwischen der Saar, der Mosel und dem Rheine auf königlichen Befehl zur Wüste gemacht werden sollte. Der Zweck dieser Barbareien ward trefflich erreicht, denn die Kaiserlichen, die nun eine ungeheure Menge Proviant und Pferdefutter mit sich schleppen mußten, konnten zum Theil so schnell nicht vorwärts dringen, theils fühlten sie auch nur allzubald den Mangel, und mußten sich in wohlhabendere Provinzen zurückziehen. Daher geschah in diesem Jahre (1676) so viel als gar nichts, und im folgenden ward eben so wenig ausgerichtet. Die Franzosen dagegen eroberten durch die Treulosigkeit eines zaghaften Befehlshabers am 25. November 1677 die wichtige Festung Freiburg, und machten darin eine unermeßliche Beute, da die Einwohner des ganzen Breisgau ihre kostbarsten Habseligkeiten zur Sicherheit hieher gebracht hatten. Auch das Jahr 1678 verging unter Plünderungen, Mordbrennereien und Blutbädern, und ohne daß man den Franzosen auch nur einen der eroberten Plätze wieder abnehmen konnte.

Während dieser Kriegshändel wurde durch die Be-

mühung der Engländer und Holländer an dem Frieden gearbeitet. Schon 1676 hatte man einen Congreß zu Nimwegen eröffnet, auf welchem darüber berathschlagt werden sollte. Allein die Französischen Gesandten wußten die Sache so gut in die Länge zu ziehen, daß die Gegner zuletzt aus Erschöpfung und aus Uneinigkeit unter sich selbst, Alles zugestehen mußten, was man verlangte. Mit ihrer gewohnten List trennten sie die Verbündeten dadurch, daß sie den Ersten, welche von dem Bunde abtreten würden, gute Bedingungen machten, um nachher die Schwächeren, welche zuletzt zurückblieben, zwingen zu können, wozu sie wollten. Zuerst machten die Holländer Friede (10. Aug. 1678) und kamen sehr gut weg; dann mußte Spanien unterzeichnen (17. Sept.), und weil es fast ganz hülflos war, einen schönen Strich von den Spanischen Niederlanden nebst der ganzen Franche-Comté an Frankreich abtreten, wodurch die letztere Provinz, welche bisher zum Burgundischen Kreise gerechnet worden war, nun auch vom Deutschen Reiche abgerissen ward. Hierauf schloß auch der Kaiser Frieden (5. Febr. 1679), worin er die wichtige Festung Freiburg abtrat. Gegen die Reichsverfassung that er es ohne Einwilligung der Stände, und entschuldigte sich damit, daß die Zeit nicht erlaubt habe, das Gutachten derselben einzuholen. Er wußte aber wol, daß in diesem Falle Brandenburg und einige andere Fürsten, welche die Schweden ganz aus Deutschland hinaus getrieben hatten, gewiß nicht so schnell beigetreten seyn würden. Und eben dies Glück, besonders des Brandenburgers, machte den Kaiser eifersüchtig. Friedrich Wilhelm hatte 1678 auch noch das feste Stralsund und Greifswalde nebst der Insel Rügen erobert, und sich dadurch des ganzen Schwe-

dischen Pommerns bemeistert, weshalb der kaiserliche Minister Paul Hocher sich unverhohlen äußerte: „es gefalle dem Kaiser nicht, daß sich ein neuer König der Vandalen an der Ostsee erheben wolle." Aber auch diesmal ging es dem Kurfürsten am übelsten. Nachdem der Kaiser ihn verlassen hatte, brachen die Franzosen, als Verbündete der Schweden, in seine Westphälischen Länder ein, und trieben die Einwohner von Kleve und der Grafschaft Mark durch Brandschatzung, Raub, Mord und Schändung auf das Äußerste. Vergebens verlangte er die Vermittelung der Niederländer. Sie, deren erster Helfer und Bundesgenosse er gewesen war, ließen ihn jetzt gänzlich im Stiche, und zahlten ihm nicht einmal die versprochenen Hülfsgelder aus. So alles Beistandes beraubt, mußte er wol dem Stärkern weichen. Ludwig verlangte von ihm die Herausgabe des ganzen Schwedischen Pommern. Er wollte wenigstens Stettin behalten, aber sogleich wurden ihm wieder die Waffen gezeigt. Fast gänzlich unbelohnt für so viel herrliche Siege, und unentschädigt für so große Aufopferungen von Geld und Menschenblut, mußte er zuletzt den dargebotenen Friedensvergleich annehmen. Zu Saint Germain en Laye (29. Jun. 1679) wurde er geschlossen *).

Mit gewohntem Fleiße und erneuerter Hoffnung bauten der fröhliche Pfälzer und seine Nachbaren am Rhein die niedergebrannten Wohnungen wieder auf, bestellten die verwüsteten Felder und Weinberge wieder, und fingen allmählig an, ihre Drangsale zu vergessen,

*) Als der Kurfürst diesen Frieden voll schmerzlichen Unwillen unterzeichnete, rief er mit prophetischem Geiste die Worte der sterbenden Dido bei Virgil aus:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

als ein neues Ungewitter über die Beklagenswerthen heraufzog. Ludwig XIV. war weit entfernt, sich mit dem zu begnügen, was er in den letzten Friedensschlüssen vom Deutschen Reiche abgerissen hatte, und wollte den Frieden bloß dazu benutzen, neue Kräfte zum Kriege zu sammeln. Indem er nun so darauf bedacht war, den Kriegszunder nie ganz ausglimmen zu lassen, mehrere im Friedensschlusse geleistete Versprechen nicht erfüllte, die Französischen Truppen aus den auszuliefernden Festungen nicht zurückzog, und was der Ungerechtigkeiten mehr waren, zeigte ihm ein Parlamentsrath zu Metz, Roland de Ravaulx, ein Mittel an, unter der Form eines rechtlichen Anspruchs zum Besitz des ganzen linken Rheinufers zu gelangen, das ihn selbst in Verwunderung setzte. Dieser stellte nämlich dem Kriegsminister Louvois vor, welchen Gebrauch man von dem in den letzten Friedenstractaten vorkommenden Ausdruck: „die und die Länder sollten an Frankreich sammt allen ihren Dependenzen abgetreten werden," machen könne. Man dürfe nämlich nur in der Geschichte nachsuchen, welche Bezirke, Städte und Dörfer ehedem irgend einmal zu jedem dieser Länder gehört hätten, so würde man finden, daß immer eins mit dem andern zusammen gehangen habe. Louvois hielt auf den ersten Anblick der Sache den Mann für unklug; indeß je mehr er den Vorschlag überlegte, desto sinnreicher erschien er ihm, und als er ihn vollständig durchdacht hatte, legte er ihn freudig dem Könige vor, mit der Versicherung, es sey die gerechteste Sache von der Welt, und ein unfehlbares Mittel, sich des linken Rheinufers ohne Schwertschlag zu bemächtigen. Freilich hätte man auf diese Weise noch zum Besitze vieler anderer Ufer gelangen können.

Die Sache ward hierauf in bester Form Rechtens eingeleitet. Vier Gerichtshöfe wurden unter dem Namen der Reunionskammern zu Metz, Dornick, Breisach und Besançon eingesetzt (1680), und diese sollten nun untersuchen, was zu den im Westphälischen und Nimwegischen Frieden abgetretenen Ländern irgend einmal gehört habe, und davon veräußert worden sey, mithin jetzt wieder damit vereinigt werden müsse. Welche Entdeckungen bei dieser Gelegenheit gemacht wurden, kann man daraus abnehmen, daß die Reunionskammern in der Altfranzösischen Geschichte bis zu den Zeiten des Königs Dagobert hinaufgingen. Ganz Zweibrücken, Saarbrück, Veldenz, Sponheim, Mümpelgard, Lauterburg, Germersheim, Homburg, Falkenburg, Bitsch, und viele andere Städte und Bezirke stellten sie als alte Dependenzen der neu erworbenen Provinzen auf, und ertheilten ihrem Könige die Oberhoheit über dieselben von Rechtswegen. Dieser ließ nun sogleich die Besitzer, wegen unterlassener Huldigungsleistung, vorladen, und, da sie nicht erschienen, ihr Eigenthum als verwirkte Lehen in Besitz nehmen. Ähnliche Reunionsansprüche wurden auf Stücke der Spanischen Niederlande gemacht.

Der Kaiser und das Reich erstaunten über die Stirn eines Königs, der sich von seinen Höflingen den Großen nennen ließ, und die Wörter Ehre und Großmuth unaufhörlich im Munde führte. Das erste war, daß man Gegenvorstellungen versuchte, die, von der Gerechtigkeit selbst unterstützt, unwidersprechlich einleuchten mußten. Aber wann hat es je einem ränkevollen Sachwalter an einer Antwort gefehlt? Den Schein des Rechts zu behaupten, sandte Ludwig wirklich Abgeordnete auf den vom Reiche anberaumten Congreß zu Frankfurt. Allein

noch ehe dieser Congreß eröffnet war, zeigte er sich in seiner wahren Gestalt.

Der wichtigste Ort im Elsaß, der nach den klaren Worten des Westphälischen Friedens an Frankreich nicht abgetreten worden war, war Straßburg. Die Deutschen legten auf die Erhaltung dieser reichen und festen Stadt, eines Hauptschlüssels zum Rhein und zum Reiche, einen solchen Werth, daß Karl V. schon gesagt hatte, wenn Wien und Straßburg zugleich in Gefahr wären, so würde er zuerst die letztere Stadt zu retten eilen. Jetzt, da der König die Deutschen mit der Hoffnung eingeschläfert hatte, er werde sich auf dem Congreß zu Frankfurt gütlich bedeuten lassen, gingen in aller Stille mehrere Französische Regimenter nach Lothringen und dem Elsaß, vereinigten sich an einem bestimmten Tage schnell in der Nähe von Straßburg, und ohne daß man es hatte vermuthen können, umzingelten sie die Stadt plötzlich. Zwei Tage darauf (29. Sept. 1681) erschien der Kriegsminister Louvois selbst mit dem Hauptheere und dem Belagerungsgeschütz, und forderte die Stadt auf, mit der Drohung, die Einwohner, wenn sie nicht unverzüglich gehorchen würden, als Rebellen zu behandeln. Die Bürger, von aller Hülfe verlassen — selbst die Kaufleute waren gerade in Frankfurt auf der Messe — konnten nichts anders thun, als der Gewalt nachgeben, und so mußten sie denn ihre Thore öffnen, Französische Besatzun einnehmen, dem Könige von Frankreich huldigen, ihm das Zeughaus einräumen, und alle den Einzelnen gehörenden Waffen auf das Rathhaus liefern. Bald darauf hielt Ludwig XIV. in Person mit gewöhnlicher Pracht seinen Einzug in die Stadt. So kam eine der wichtigsten Reichsstädte, der Schlüssel zum Innern von

Deutschland, ohne Schwertschlag in Französische Hände. Ähnliche Reunionen folgten darauf, und wurden, da kein Widerstand in der Nähe war, mit eben derselben Leichtigkeit vollzogen.

Und was hätte den König hindern sollen, da er die Unbehülflichkeit des unförmlichen Reichskörpers nun schon so oft kennen gelernt hatte? Er hätte noch das ganze Rheinland reuniren können, ehe die vielen widerstrebenden Meinungen auf dem Regensburger Reichstage zu Einem Schlusse vereinigt werden konnten. Denn nicht etwa schon um Hauptsachen stritten sie hier, sondern erst um Rang und Titel. Die Gesandten der Kurfürsten wollten Excellenzen heißen, und sogar in ihren eigenen Häusern den Vorrang vor den fürstlichen haben. Bei den Gastmählern, welche der kaiserliche Commissarius gab, wollten sie auf roth ausgeschlagenen Stühlen und einem Fußteppich sitzen, von Edelknaben bedient seyn, und mit goldnen Messern und Gabeln essen, dagegen die fürstlichen Gesandten nur auf grünen Stühlen ohne Fußteppich sitzen, nur von Lakaien bedient werden, und nur silberne Gabeln bekommen sollten, und wenn der Reichsprofoß am Pfingsttage die Gesandten mit Maien beehrte, so sollten die kurfürstlichen sechs, die fürstlichen aber nur vier bekommen. Je kleinlicher diese Eifersüchtelei war, desto tiefer schnitt sie in die Gemüther ein. Jeder Berathschlagung gingen tausend Rangstreitigkeiten voraus, wie man sitzen wollte, ob an einem runden Tische, oder an mehreren Tischen, und in welcher Ordnung die Stimmen gesammelt werden sollten. Die Kurfürsten wollten die Fürsten, und diese wieder die Reichsstädte und die Ritterschaft von manchen Berathschlagungen ganz ausschließen. Darüber entstanden die heftigsten Erbitterun-

gen, und nicht das Mindeste wurde ausgemacht. Dann kamen die Französischen Gesandten mit ihren Forderungen hinzu. Bisher waren alle Noten auf dem Reichstage Lateinisch übergeben worden; jetzt verlangten jene, es solle Alles Französisch verhandelt werden. Diese Anmaßung empörte jedermann, aber die Franzosen blieben mit der größten Ruhe dabei, man könne ihrem Herrn darin nichts vorschreiben. So ward die Zeit, die kostbare Zeit, verschwendet, zu Ludwigs innigster Herzensfreude. Er selber that alles Mögliche, um die Uneinigkeit zu vermehren, und zog die Unterhandlungen so in die Länge, daß man sich noch drei Jahre nachher im Reiche mit der Hoffnung schmeichelte, Alles gutwillig wiederzuerhalten, während die Französischen Soldaten sich in den besetzten Städten schon so einheimisch gemacht hatten, daß man wol sah, sie wollten nie wieder weichen. Zum Unglück bekam auch der Kaiser gerade jetzt von einer andern Seite her soviel zu thun, daß an einen nachdrücklichen Zug gegen die Franzosen gar nicht zu denken war.

Die Ungern, durch ein widerrechtliches und hartes Verfahren der kaiserlichen Statthalter, durch die Unduldsamkeit der Jesuiten und durch die Einführung Deutscher Truppen in ihr Land zum äußersten Mißvergnügen gereizt, hatten seit Leopolds Regierungsantritt schon verschiedene Empörungen gewagt, aber keine so gefährliche, als die, welche 1678 unter Anführung des entschlossenen Grafen Emmerich von Tökely ausgebrochen war. Diese nämlich griff so allgemein um sich, daß fast das ganze Land unter die Waffen trat, die Österreichischen Truppen und Regierung verjagt, und mehrere gegen die Mißvergnügten ausgesandte Heerhaufen in die Flucht geschlagen

wurden. Vergebens versuchte der schwache Kaiser nun die Güte; man traute ihm nicht mehr, und der Aufstand war schon zu weit gediehen. Tökely verband sich 1682 auf das engste mit dem Siebenbürgischen Fürsten Michael Apafi, sprach selbst Ludwig XIV. um Hülfe an, und erlangte durch dessen Vermittelung soviel, daß auch die Türken, Österreichs Erbfeinde, dem Kaiser den Krieg ankündigten.

Dieser neue Krieg versetzte den Wiener Hof in eine bedenkliche Lage, da er gar kein Heer auf den Beinen hatte. Indeß erboten sich der Fränkische und Schwäbische Kreis und die Kurfürsten von Baiern und Sachsen, dem Kaiser mit Truppen beizuspringen, und die Letzteren erschienen sogar persönlich. Auch der damals in Polen regierende tapfere König Johann Sobiesky war aus nachbarlicher Freundschaft bereit, gegen eine Entschädigung für die Kriegskosten mit einem Heere nach Ungern zu ziehen. Was aber den besten Erfolg von Allem hoffen ließ, war der Umstand, daß der Oberbefehl über die verbündeten Deutschen Truppen in den Händen des Herzogs Karl V. von Lothringen war, eines der größten Feldherren jener Zeiten.

Der Herzog eröffnete den Feldzug mit der Belagerung von Neuhäusel (Mai 1683), allein der Marsch des Türkischen Heeres, welches geraden Weges auf Wien losging, nöthigte ihn, jene Belagerung wieder aufzuheben, und den Türken nachzuziehen. Der Großwesir Kara Mustapha, der an ihrer Spitze stand, ein ehrgeiziger, aber talentloser Emporkömmling, wollte Österreich als ein Paschalik für sich erobern, und in Wien thronen. Die Verwirrung und das Schrecken in der Kaiserstadt bei der Nachricht vom Anzuge des mehr als zweimal hundert-

tausend Mann starken Türkischen Heeres übersteigt alle Beschreibung. Rings umher sah man Flammen und Rauch vieler Ortschaften emporsteigen, zahllose Flüchtlinge verkündeten, wie schrecklich die Ungläubigen hauseten und weder Alter noch Geschlecht schonten. Der Hof floh nach Linz (7. Jul.), verfolgt von dem lauten Unwillen der Unterthanen, welche dieses Unheil der schlechten Verwaltung und der Schwäche des Regenten zuschrieben. Auch gegen sechzigtausend Einwohner suchten ihr Heil in der Flucht, und diesem Strome der Ausziehenden wogte ein so gewaltiger von Hineinflüchtenden von dem Preis gegebenen platten Lande entgegen, daß der für den Unterhalt besorgte Commandant die Thore sperren ließ. In der That würde Wien das traurigste Schicksal erfahren haben, wenn die Türken die erste Bestürzung besser zu benutzen gewußt, und die Belagerung mit Kenntniß und Einsicht zu betreiben verstanden hätten. Aber so ließen sie dem tapfern und entschlossenen Befehlshaber, dem Grafen Ernst Rüdiger Stahremberg, dem der Kaiser die Hut seiner Hauptstadt anvertraut hatte, Zeit, die Festungswerke ausbessern zu lassen und andere zweckmäßige Vertheidigungsanstalten zu treffen. Die Ingenieure der Türken waren unwissende Renegaten; der Belagerungsplan, den sie befolgten, und der ihnen von Ludwig XIV. zugeschickt worden seyn soll, war auch ohne genauere Ortskenntniß entworfen. Nachdem sie zwei Monate lang die Gegend umher ausgeplündert hatten, und in unzähligen Angriffen von der Besatzung jedesmal tapfer zurückgeschlagen worden waren, erschien endlich Johann Sobiesky mit 26,000 Polen im Lager des Herzogs von Lothringen, der schon 27,000 Österreicher und 30,000 Sachsen, Baiern und andere Deutsche

vereinigt hatte. Er fühlte sich nun stark genug, einen Entsatz der Stadt zu wagen. Dieser durfte auch in der That nicht länger verschoben werden, da die tapfere Besatzung durch häufige Ausfälle zur Zerstörung der Arbeiten des Feindes, durch die steten Kämpfe der Vertheidigung und durch Krankheiten äußerst geschwächt war, und die Türken ihre Anstrengungen jetzt verdoppelten. Am 12. September erschien der Herzog vor Wien, und griff die Feinde mit solcher Heftigkeit an, daß sie bei aller Tapferkeit nicht Stand zu halten vermochten, sondern nach einem hartnäckigen Widerstande und einem ungeheuern Verlust an Menschen bei einbrechender Nacht die Flucht ergriffen. Da sie Lager und Vorräthe im Stiche lassen mußten, so war die Beute unermeßlich. In der Kriegscasse fand man über zwei Millionen an Gelde. Das Zelt des Großwesirs wurde allein zu viermal hundert tausend Thalern angeschlagen, und die ganze Beute auf zehn Millionen geschätzt. Sie wurde auf der Stelle unter die Sieger vertheilt. Der bloße Antheil des Königs von Polen belief sich auf vier Millionen Gulden. Diesem und dem Herzoge von Lothringen gebührte die Ehre dieses großen Siegestages. Wohl hatten die Österreicher Ursach, über ihre Befreiung zu jubeln, denn dieser Feind, barbarischer noch als die Franzosen, begnügte sich nicht damit, das Land zu verheeren und die Menschen zu tödten, sondern schleppte die Einwohner ohne Unterschied des Standes und Geschlechts als Sklaven mit sich fort. 87,000 Menschen verlor Österreich auf diese Weise, worunter über 50,000 Kinder, 6000 Männer, über 11,000 Weiber und 15,000 Mädchen waren; unter den weiblichen Gefangenen rechnete man 204 Gräfinnen, Baronessen und Fräulein.]

Das Volk der befreiten Hauptstadt empfing die Sieger bei ihrem feierlichen Einzuge mit lautem Freudengeschrei und tausend anderen Beweisen der herzlichsten Dankbarkeit. Besonders waren der Herzog von Lothringen und der König von Polen die Abgötter der Wiener, und man hörte gar nicht auf, den herrlichen Einfall eines Priesters zu loben, der mit Beziehung auf des Letztern Namen zum Text seiner Siegespredigt die Worte (Joh. 1, 6.) gewählt hatte: „Und es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes." In einem aus dem Türkischen Lager geschriebenen Brief des Königs an seine Gemahlin heißt es unter andern: „In dem Augenblicke, wo der Feind zu weichen anfing (und ich hatte dem Wesir gegenüber den stärksten Stoß zu bestehen), kam die Reiterei des übrigen Heeres auf meinen Flügel. Da waren um mich her der Kurfürst von Baiern, der Fürst von Waldeck und andere Fürsten, die mich umhalseten und küßten. Die Generale küßten mir Hände und Füße, die Officiere sammt ihren Regimentern zu Roß und zu Fuß riefen mir zu: Unser braver König! Heute morgen kam der Kurfürst von Sachsen nebst dem Herzog von Lothringen zu mir, auch der Befehlshaber von Wien, der Graf von Stahremberg. Jedermann hat mich geherzet, geküsset, und seinen Erlöser genannt. Das Volk wollte mir ein Vivat bringen, aber die Furcht vor den Officieren und andern Vorgesetzten hielt es zurück. Als von einem Haufen ein Jubelgeschrei angestimmt ward, bemerkte ich, daß die Vorgesetzten sehr scheel dazu sahen, daher eilte ich, als ich bei dem Commandanten zu Mittag gegessen hatte, die Stadt wieder zu verlassen. Das Volk begleitete mich bis zu den Thoren." Zwei Tage darauf hatte König Johann auch eine Zusammenkunft

mit dem Kaiser, der gleich nach der Befreiungsschlacht von Linz zurückgekommen war. Seinem Charakter und seiner Erziehungsweise gemäß hatte Leopold vorher große Bedenklichkeiten über die Formen bei dem Zusammentreffen eines Kaisers mit einem bloßen Wahlkönige. Auch lautete sein Dank kalt und abgemessen, und während der ganzen Begrüßung blieb er so wortkarg und unbeweglich, wie er gewöhnlich war.

Gern hätten die Sieger, um ihren Vortheil recht zu nutzen, den muthlosen und flüchtigen Feind sogleich bis aufs äußerste verfolgt, allein der Kurfürst von Sachsen, den man durch zu geringe Dankbarkeit gegen seinen unstreitig wichtigen Antheil an dem Siege beleidigt hatte, trennte sich jetzt von den Verbündeten, und zog mit seinem ganzen Heere nach Hause. Erst am sechsten Tage brachen der Herzog von Lothringen und der König von Polen nach Preßburg und Gran auf, wo die Türken sich gesetzt hatten. Hier hätte dem allzukühnen Sobiesky sein Selbstvertrauen in einem ohne die Deutschen unternommenen hitzigen Gefechte fast Leben oder Freiheit gekostet, wenn ihn seine Leibwache nicht mit genauer Noth noch aus einem dichten Feindeshaufen herausgehauen hätte. Drei Tage darauf (10. Oct.) erfochten Polen und Deutsche vereinigt einen herrlichen Sieg, der zwanzigtausend Feinden das Leben und der Pforte das wichtige Gran kostete. Dte Türken hielten sich indeß noch sechs ganzer Jahre in Ungern, wo der Krieg gegen sie bald lauer, bald eifriger fortgesetzt ward, immer jedoch zum Vortheil der Kaiserlichen, die ihnen einen festen Platz nach dem andern entrissen, und die mißvergnügten Ungern durch das lange Kriegselend so entkräfteten, daß sie williger als jemals unter die Österreichische Botmäßigkeit zurück-

kehrten. Besonders nutzte der Wiener Hof einen günstigen Zeitpunkt im Jahre 1687 — wo der Herzog von Lothringen und der eben so berühmte Prinz Eugen von Savoyen den Türken eine völlige Niederlage bei Mohacz (12. Aug.) beigebracht hatten — Vergleichsvorschläge zu thun. Es ward den Ungern auf einem Reichstage zu Preßburg gänzliche Abstellung der bisherigen Beschwerden und eines von den Ungern besonders verabscheuten Blutgerichts zu Eperies versprochen; dagegen gelobten die Ungerischen Magnaten dem Kaiser nicht bloß erneuerten Gehorsam, sondern auch Verzichtleistung auf ihr Wahlrecht, so daß also Ungern von diesem Tage an (31. Oct. 1687) aufhörte, ein Wahlreich zu seyn, und die königliche Würde für erblich im Österreichischen Mannsstamme auf ewige Zeiten erkannte.

So glücklich liefen die Streitigkeiten mit Frankreich um eben dieselbe Zeit für das Deutsche Reich nicht ab. Ludwig XIV. hatte, wie wir wissen, bereits 1681 einen schönen Strich von den Deutschen und Spanischen Gränzländern zufolge seines Reunionssystems mit räuberischer Hand mitten im Frieden wegnehmen lassen. Er fuhr damit in den folgenden Jahren fort, und ließ im Sommer 1684 auch die großen Städte Luxemburg und Trier erobern, und die Festungswerke der letztern schleifen. Dabei bot er immer Unterhandlungen an, in denen er Friede und Freundschaft versprach, wenn man ihn nur im ruhigen Besitz der geraubten Plätze lassen wollte. Leider waren Spanien und der Kaiser in dieser Periode viel zu schwach, einen solchen Hohn rächen zu können; und um nur das weitere Umsichgreifen des Französischen Königs zu hindern, mußten Kaiser und Reich 1684 zu Regensburg einen zwanzigjährigen Waffenstillstand schließen,

vermöge dessen Frankreich Straßburg und Alles, was es bis zum 1. August 1681 im Reiche weggenommen hatte, behielt, das Übrige aber zurückgeben und sich aller weiteren Räubereien enthalten solle. Allein diesen Waffenstillstand benutzte Ludwig nur, um noch mehr Kräfte zu sammeln, und harrte begierig auf einen Vorwand zum Bruche desselben. Und wie hätte ihm ein solcher Vorwand lange ausbleiben können? Der Tod des Kurfürsten Karl von der Pfalz (26. Mai 1685) und des Kurfürsten Maximilian Heinrich von Köln (3. Jun. 1688) veranlaßte Streitigkeiten, hier über die Nachfolge, dort über die Erbschaft, und in beide Händel mischte sich Ludwig mit großem Eifer und unter der Maske eines Beschützers der unterdrückten Parteien. Als er hinlänglich gerüstet war, und den Kaiser in Ungern mehr als genug beschäftigt wußte, machte er die Kriegserklärung bekannt (24. Sept. 1688); allein ehe noch das Manifest nach Deutschland kam, brachen schon überall Französische Heere in die Rheinländer ein, und überschwemmten die kaum wieder angebauten Fluren mit neuer Verheerung. Hier wurden eine Menge Pfälzischer Städte weggenommen, dort Speier und Worms plötzlich überrumpelt, und ein drittes Heer wandte sich gegen Mainz und machte sich von dieser so festen Stadt, durch ein geheimes Verständniß mit dem feigen Kurfürsten selbst, ohne Schwertstreich Meister (17. Oct.). Heilbronn, Philippsburg, Manheim, Frankenthal ergaben sich darauf in wenig Wochen, und nun fluthete der verheerende Strom schnell nach Franken und Schwaben hin, wo nach fürchterlichen Brandschatzungen der kleineren Städte und Plünderung des platten Landes die Würtembergische Hauptstadt Stuttgard vor allen besetzt, und ihrer Mauern beraubt ward.

In Regensburg berathschlagte indessen die Deutsche Langsamkeit noch lange über die Art und Weise, wie diesem Feinde begegnet werden müsse, und erst den 14. Februar 1689 kam man zu dem Schlusse, daß Frankreich für einen Reichsfeind und der abgenöthigte Krieg für einen Reichskrieg zu erklären sey, zu welchem sich jeder rechtschaffene Deutsche Fürst einmüthig und kräftig mit dem Reichsoberhaupte verbinden müsse. Aber während man noch damit beschäftigt war, Truppen zu werben, und sie mit dem Nöthigen zu versehen, liefen schon vom Rheine her Nachrichten ein, die jedes Menschenherz empören mußten. Die Franzosen nämlich, die um diese Zeit auch gegen England, Spanien und die Niederlande ihre Waffen zu wenden hatten, sahen kein anderes Mittel, die Deutschen von einem Einbruch in Frankreich abzuhalten, als indem sie einen breiten Landstrich am Rheine dergestalt verödeten, daß er ihnen, gleich einer Africanischen Wüste, in der kein Halm zu finden ist, zur unübersteiglichen Schutzwehr dienen könnte. Denn alle die eingenommenen Plätze diesseits des Rheins zu vertheidigen, hatten sie nicht Mannschaft genug. So sah man hier von den Franzosen ein Verfahren angewandt, welches selbst Tilly verabscheut haben würde. Denn dieser wüthete doch nur im Feuer der Leidenschaft, wenn durch langen Widerstand seine Rachsucht gereizt worden war, aber hier sah man Französische Generale mit kaltem Blute königliche Schreiben hervorziehen, und kraft derselben den Befehl zur Einäscherung großer blühender Städte ertheilen, die sie beinahe als Freunde eingelassen und lange Zeit ernährt und gepflegt hatten.

Schon im Januar 1689 schickte der Brigadier Melac von Heidelberg aus seine Reiter in verschiedenen Hau-

sen nach den Örtern Rohrbach, Laimen, Nußloch, Wisloch, Kirchheim, Bruchhausen, Eppenheim, Neckarhausen rc., deren Einwohner den ganzen Winter hindurch die geforderten harten Brandschatzungen, Getreide- und Futterlieferungen pünctlich herbeigeschafft hatten, und ließ sie plündern und in Brand stecken. Das erschrockene wehrlose Volk, das auf den Knieen und mit Händeringen um Gnade flehte, ward ausgezogen, zerstreut, im Winter halb nackt über die öden Felder gejagt, und zum Theil niedergemacht. In Heidelberg ward das kurfürstliche Schloß und Zeughaus ausgeplündert, und nebst der Neckarbrücke und einem Theil der Stadtmauer in die Luft gesprengt, auch die Stadt selbst an mehreren Orten in Brand gesteckt (2. März) In Manheim, wo man gleichfalls den ganzen Winter hindurch die Franzosen aufs beste verpflegt hatte, und ihnen in Allem zu Willen gewesen war, mußten die Bürger selbst die Festungswerke abtragen, und öffentliche und Privathäuser durch Minen in die Luft springen helfen; und weil dies alles noch zu langweilig war, so ward endlich der Rest der halb verschütteten Stadt noch durch die Flamme vertilgt (5. März). Dasselbe Schicksal traf hiernächst die schönen Städte Offenburg, Kreuznach, Ladenburg, Oppenheim, Gernsheim, Wachenheim, Bretten, Bruchsal, Frankenthal, Alzey, Rochsheim, Pforzheim, Baden, Rastadt, Kuppenheim, Stollhofen und unzählige kleinere Städte und Dörfer, die alle dem Erdboden gleich gemacht, und deren Einwohner, nachdem die Soldaten den viehischesten Gräuel an ihnen ausgelassen hatten, zu Bettlern gemacht wurden. Nicht einmal die Flucht nach einem andern Orte ward ihnen gestattet, außer wenn sie in das Französische Gebiet wandern wollten. Das härteste Schicksal

erfuhren die alten Reichsstädte Speier und Worms. Beide hatten sich im vorigen Herbst auf die Bedingungen ergeben, daß Rath und Bürgerschaft in ihren Geschäften und Rechten unangetastet bleiben, und daß bloß einige hundert Mann auf Französische Kosten darin unterhalten werden sollten. Der General Duras und der Dauphin selbst hatten den Bürgern diese Zusage auf das heiligste bekräftigt, aber nur um sie desto sicherer zu betrügen. Die Zahl der eingelegten Truppen wurde bis auf das Sechsfache erhöht, und an Vergütung der Unterhaltungskosten ward nicht gedacht. Noch mehr, die Einwohner wurden ohne Ausnahme gezwungen, die Summen, die sie in Holland, Köln, Frankfurt und Nürnberg schuldig waren, auf das gewissenhafteste anzugeben, und — an die Französische Kriegscasse zu bezahlen. Im Februar mußten sie, wie die Manheimer, ihre eigenen Festungswerke zerstören helfen. Hierauf wurden die Zeughäuser erbrochen, alles Geschütz nach Landau geführt, und was man nicht fortschleppen konnte, in den Rhein versenkt. Bei schwerer Strafe mußten die Einwohner alle ihre Kornvorräthe, ihren letzten Trost bei der vorauszusehenden Hungersnoth, nach Philippsburg zur Unterhaltung der dortigen Französischen Besatzung ausliefern. Von Speier, wo damals noch das Reichskammergericht war, wurden alle Acten desselben, sammt den Cassen, eingepackt und nach Landau geschleppt. Und nun, da die Einwohner mit beispiellosem Gehorsam sieben Monate lang sich Allem unterworfen hatten, was nur die härteste Tyrannei ihnen abtrotzen können, und nichts als der Tod ihnen noch übrig schien, ward ihnen angekündigt, des Königs Interesse erfordere es, die Städte Worms und Speier ganz von der Erde zu vertilgen,

doch solle es den Einwohnern erlaubt seyn, sich nach den zunächst gelegenen Französischen Städten zu retten. Die bebenden Einwohner suchten wenigstens eine Milderung ihres Schicksals von diesen Unmenschen zu erflehen, aber Alles was sie erlangen konnten, waren einige hundert Wagen, die man ihnen zum Fortschaffen ihrer wenigen noch übrigen Habe überließ. Die meisten derselben wurden mit den bisher noch verborgenen Lebensmitteln beladen, welches die Franzosen nicht sobald merkten, als sie ihnen dieselben auch noch wegnahmen, und so die Unglücklichen, die vor einem Jahre noch wohlhabende und angesehene Leute gewesen waren, in völlige Bettler verwandelten. Darauf wurden, auf ein gegebenes Zeichen, beide Städte in Brand gesteckt (Speier den 31. Mai, Worms den 5. Jun. 1689), und in wenigen Stunden waren sie in zwei große Aschenhaufen verwandelt. In Worms blieb nur der Dom verschont. Sechs Wochen hinter einander beschäftigten sich hierauf die Mordbrenner mit Durchsuchung der Keller und Gewölbe, worin sie noch manche köstliche Entdeckung machten. Damit aber die Bürger nicht selbst in ähnlicher Absicht dahin zurückkehren möchten, wurden allenthalben Wachen ausgestellt. Sogar die Begräbnisse wurden erbrochen, und die Todten ihres Schmucks beraubt. In dem gleichfalls verwüsteten Dome zu Speier fanden sie noch in den Gräbern der alten Kaiser zwei silberne Särge, öffneten sie, streuten die vermoderten Gebeine lachend auf den Boden umher, und schafften die Särge nebst den darin gefundenen Kostbarkeiten fort. Als der junge Herzog von Crequi, auf dessen Befehl alle diese Gräuel geschahen, von einigen menschlicheren Officieren gefragt ward, was denn die Wormser und alle übrige so friedliche Bürgerschaften ver-

brochen hätten, daß man sie mit so ausgesuchten Qualen foltere, erwiederte er: „Der König wills," und wies ein Verzeichniß von zwölfhundert Städten und Dörfern vor, die alle noch verbrannt werden müßten. Und auf die Frage, was das für ein neuer Kriegsgebrauch sey, äußerte er sich dahin, all' dies Volk bestehe aus Ketzern, deren Ausrottung eben so gerecht sey, als die Bemühungen des Kaisers, den Mohamedanischen Glauben mit Feuer und Schwert zu vertilgen.

Die Oberländischen Kreise, desgleichen die Kurfürsten von Baiern und Sachsen und der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, der seinem großen 1688 gestorbenen Vater Friedrich Wilhelm gefolgt war, unterstützten den Kaiser auf das kräftigste, dessen Heer von dem tapfern Herzog Karl V. von Lothringen befehligt wurde. Doch konnte man in dem ersten Feldzuge (1689) nichts weiter thun, als die Franzosen aus Bonn, Mainz, Kaiserswerth und einigen kleinen Städten vertreiben, und ehe noch der folgende Feldzug eröffnet ward, starb der treffliche Herzog Karl (18. April 1690), der nicht ersetzt ward. Seine Stelle erhielt übrigens der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern. Die Franzosen faßten in Deutschland nur immer festern Fuß, zumal nachdem ein Deutsches Heer unter der Anführung des Fürsten George Friedrich von Waldeck am 1. Julius 1690 bei dem Dorfe Fleurus in der Grafschaft Namur von dem Marschall von Luxemburg, einem der größten Französischen Feldherren, geschlagen worden war.

Im folgenden Jahre (1691) boten alle Fürsten Deutschlands mit dem redlichsten Willen ihre Kräfte auf, und brachten eine Macht zusammen, die das Schrecken Frankreichs hätte werden müssen, wenn die Anführer ei-

nig gewesen wären. Aber so wollte der Befehlshaber der kaiserlichen Truppen, Graf Caprara, immer das Gegentheil von dem, was der Kurfürst von Sachsen, der Anführer der verbündeten Reichstruppen, wollte, und jeder weigerte sich, von dem andern Befehle anzunehmen. Darüber ging der Französische General de Lorges vor ihren Augen über den Rhein, und brandschatzte die Deutschen Städte, ohne daß irgend jemand ihm im geringsten wehrte.

Der nächste Feldzug (1692) lief für die Deutschen nicht besser ab. In den beiden folgenden Jahren führte der Prinz Ludwig von Baden, ein trefflicher Schüler Karls von Lothringen, der im Türkenkriege seine Schule gemacht hatte, den Befehl, und ihm verdankte man wenigstens das, daß der Feind nicht vorwärts drang. Mehr konnte der Prinz nicht thun, denn sein Heer schmolz immer mehr zusammen, und ward von den Reichsfürsten immer schwächer unterstützt. Ein Glück wars, daß Frankreich zu gleicher Zeit gegen Holland, England, Spanien und Savoyen kämpfen mußte, und mithin nur einen kleinen Theil seiner Kraft auf den Krieg am Rheine wenden konnte. Eben dieses nun, sollte man meinen, wäre eine gute Gelegenheit gewesen, dem Feinde alles Geraubte wieder abzunehmen, aber den Deutschen Fürsten fehlte nun einmal Geist und Wille, ihre Kräfte zum Besten des gemeinsamen Vaterlandes und zum Schrecken für die Feinde desselben zu benutzen, und ein neuer Streit über eine innere Angelegenheit nahm noch überdies ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme weit mehr in Anspruch.

Eine neue Kurwürde war diesmal der Zankapfel. Die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, George Wil-

helm zu Celle und Ernst August zu Hannover, hatten bisher die ersten Stimmen im Fürstenrathe gehabt, und dem Kaiser neuerlichst im Türkenkriege eine ausgezeichnete Hülfe geleistet. Sie versprachen, damit nicht nur fortzufahren, sondern sich auch noch durch besondere Verträge dem Hause Österreich auf ewig zu verpflichten, wenn man ihnen dafür eine Standeserhöhung bewilligen wolle. Die Länder des ältern Bruders, welcher kinderlos war, mußten an den jüngern fallen, und nun sollten die Fürstenthümer Lüneburg, Kalenberg und Grubenhagen sammt den dazu gehörigen Grafschaften Hoya und Diepholz zu Einem Besitzthum vereinigt, und die damit zu verbindende neunte Kurwürde auf die männliche Nachkommenschaft des Herzogs Ernst August forterben. Nicht bloß der Kaiser bewilligte gern auf diese Anerbietungen, die ihm von den Herzogen gemacht wurden, die Bitte, sondern auch die vier Kurfürsten von Mainz, Baiern, Sachsen und Brandenburg unterstützten dieselbe, die beiden letzteren deshalb, weil dadurch eine protestantische Stimme mehr in den Kurfürstenrath kam. Aber Trier, Köln und Pfalz erklärten sich dagegen, und noch heftiger widersprachen die meisten Mitglieder des Fürstenrathes, auch der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel. Dennoch ertheilte der Kaiser dem Herzoge von Hannover die Belehnung über die neunte Kur (19. Dec. 1692). Und darüber entstand eine so heftige Bewegung, daß zu einer Zeit, wo alle Mitglieder des Reichs einmüthig ihre Kräfte gegen den allgemeinen Feind hätten wenden sollen, mehrere altfürstliche Häuser zu Regensburg, unter dem Namen der wider die neunte Kur correspondirenden Fürsten, einen besondern Verein schlossen, die geschehene Belehnung für nichtig erklärten, und ein

Heer zusammenbringen wollten, um sich der Neuerung mit aller Kraft zu widersetzen. Weit entfernt auch, daß der Zwist schon jetzt hätte beigelegt werden können, mußte der Kaiser die Beruhigung der aufgebrachten Fürsten der Zeit überlassen.

Eine Hauptursache, warum diese Gährung dem Reiche nicht zu größerm Verderben ausschlug, war, daß Ludwig XIV. selber um diese Zeit nichts eifriger als den Frieden und die Trennung des großen Bundes wünschte, den er gegen sich hatte. Man erwartete damals allgemein eine wichtige Begebenheit, den Tod des Königs Karl II. von Spanien. Wichtig mußte dieser Todesfall werden, weil der König Karl keine Kinder hatte, und alsdann Frankreich und Österreich mit Ansprüchen an die große Erbschaft hervortraten. Es war vorauszusehen, daß die Entscheidung dieses Zwistes nicht ohne eine neue große Bewegung Europa's geschehen würde, und für den Krieg, den sie leicht herbeiführen konnte, wollte Ludwig jetzt seine Kräfte sparen. Der Kaiser dagegen, der sich weit weniger auf seine eigene Macht verließ, wünschte eben darum den großen Bund bis dahin zusammen zu halten. Jetzt also war er es, der den Frieden ausschlug, und Ludwig derjenige, der ihn ernstlich wollte. Im Felde geschah wenig, doch waren die Franzosen überall im Vortheil. Schweden vermittelte zuletzt den Frieden. In Ryswick, einem Dorfe zwischen dem Haag und Delft, an welches ein Lustschloß des Prinzen von Oranien stieß, wurden im April 1697 die Unterhandlungen eröffnet. Da Frankreich fast alle Eroberungen zurückzugeben versprach, so wurden die Niederlande und England bald mit ihm einig, und Spanien, zu schwach, den Krieg ohne Holländische Hülfsgelder fortzusetzen, gab auch bald nach.

Mit dem seiner Verbündeten beraubten Kaiser wurde nun kurz verfahren. Man bot ihm an, Freiburg, Breisach, Kehl und Philippsburg wieder herauszugeben, den Herzog von Lothringen und den Pfalzgrafen von Zweibrükken wieder einzusetzen, und nichts weiter zu reuniren. Bis zum 20. September, sagten die Französischen Gesandten mit gebieterischem Tone, wolle man ihm Bedenkzeit lassen, und wenn er dann diese Bedingungen nicht annehmen wolle, so möge er die Folgen seiner Weigerung sich selbst zuschreiben. War dem Deutschen Reiche jetzt wol noch eine Wahl übrig? Am 30. October 1697 wurde die Friedensurkunde zu Ryswick unterzeichnet. Um dem evangelischen Glauben in Deutschland bei dieser Gelegenheit Abbruch zu thun, verlangte die Französische Gesandtschaft noch den Abend vorher (29. Oct.) kurz vor Mitternacht, als der Vertrag ins Reine geschrieben wurde, man müsse noch die Clausel hinzuthun: „Doch soll die katholische Religion an den also restituirten Orten im dermaligen Zustande bleiben." Die Gesandten der Deutschen evangelischen Fürsten fanden es heimtückisch, jetzt solche Clauseln nach abgemachter Sache zu schmieden, und ihnen eine solche unbillige Forderung gleichsam durch Überraschung abzudringen; allein die Franzosen erklärten, die Sache sey ihrem Könige so wichtig, daß die ganze Friedenshandlung wieder abgebrochen werden müsse, wenn diese Clausel nicht mit eingerückt würde. Es wurde damit nichts Geringeres verlangt, als daß in den Kirchen von 1922 Deutschen bisher protestantischen Ortschaften, in denen während der Französischen Besetzung auch nur einmal katholisch gepredigt worden war, dieser Gottesdienst seinen Fortgang behalten solle. Indeß erklärten die katholischen Gesandten, daß sie die Fortsetzung des

Krieges wegen dieses Anstandes nicht auf sich nehmen könnten, und so wurde dem Trotze der Franzosen die übermüthige Forderung bewilligt. Die meisten evangelischen Gesandten verweigerten zwar ihre Unterschrift, aber der Kaiser, ohne Rücksicht auf die erhobenen Beschwerden, ertheilte die Ratification unbedingt.

Endlich wieder einmal der Furcht entledigt, sammelten sich nun die Rheinischen Flüchtlinge wieder, und fingen an, ihre eingeäscherten Wohnungen wieder aufzubauen, den Bewohnern vulcanischer Gegenden gleich, die trotz der oft erprobten Tücke des gefährlichen Berges doch immer wieder zu seinem Fuße zurückkehren, sobald er zu toben aufgehört hat. Nur das Reichskammergericht ward nach der Zerstörung Speiers nach Wezlar verlegt (1693). Aber die Pfälzer waren noch nicht weit mit ihrem Bau gekommen, als ein neuer schrecklicher Ausbruch desselben Vulcans die Werke ihres Fleißes wieder niederriß. Am 1. November 1700 erfolgte nämlich Karls II. so ängstlich erwarteter Tod, und entzündete halb Europa mit helleren Kriegsflammen als zuvor. Doch die Geschichte dieses neuen ungeheuren Kampfes (der Spanische Erbfolgekrieg genannt) gehört in den folgenden Zeitraum.

Die Deutsche National-Litteratur bietet während der langen Regierung Leopolds ein fast noch unerfreulicheres Bild dar, als in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. An die Stelle der Richtung, welche Opitz der Deutschen Poesie gegeben hatte, trat ein Geschmack, der sich in Schwulst, Bombast, Spiel mit Gegensätzen und Üppigkeit gefiel, und die Manier des Marini (Th. VIII.

S. 364.) noch zu überbieten strebte. Zwei Schlesier, Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau und Daniel Caspar von Lohenstein, Männer, denen es gar nicht an poetischem Talent fehlte, die aber leider eine solche Manier für einen Fortschritt der Kunst hielten, gaben diesen Ton an, und fanden zahlreiche Bewunderer und Nachahmer. Diejenigen, welche endlich das Unnatürliche und Verkehrte dieses Bestrebens fühlten, verfielen, um ihm zu entgehen, in eine ganz platte, fade, nüchterne, wäßrige Reimerei, die noch kläglicher und widerwärtiger ist, als jener Schwulst. Nicht anders war es mit der Prosa beschaffen. Auch hier herrschten Übertreibung, geistlose Breite und steife Ungelenkigkeit.

Dagegen ging über die Wissenschaften ein besserer Stern auf. Deutschland besaß damals einen der Männer, auf die es vorzüglich stolz zu seyn Ursache hat, den berühmten Leibnitz, welcher der ganzen Philosophie einen neuen Schwung gab. Da dieser Mann zu den größten Geistern gehört, welche je gelebt haben, so ist es wol billig, hier etwas mehr von ihm zu sagen.

Gottfried Wilhelm Leibnitz, geboren zu Leipzig den 23. Junius a. St. 1646, war der Sohn eines Professors und einer vortrefflichen Mutter, die ihn, da er den Vater schon im sechsten Jahre verlor, zu allem Guten anhielt. Die Wißbegierde, die sich schon früh in dem Knaben äußerte, war durch nichts zu stillen noch zu ermüden. Schon als Knabe las er den Livius für sich allein, und den Virgil wußte er fast auswendig. Jacob Thomasius, der Vater des nachher zu erwähnenden Gelehrten, ward sein liebster Lehrer; beide wetteiferten, wer am längsten ausdauern könne, der Eine im Lehren, oder der Andere im Zuhören. Er las fast die ganze Bücher-

sammlung seines Vaters durch, machte Lateinische Verse dazwischen, und war schon ein Wunder von Gelehrsamkeit, als er im funfzehnten Jahre die Universität bezog. Er studirte in Leipzig und Jena, hörte die Mathematiker und Rechtslehrer, las die Griechischen Philosophen für sich, behielt Alles, durchdachte Alles, nahm an Allem Antheil, und fühlte sich nie gesättigt. Im achtzehnten Jahre ward er in Leipzig Magister der Philosophie, und im zwanzigsten in Altdorf Doctor der Rechte. Als er von da durch Nürnberg reisete, wo eine geheimnißvolle Gesellschaft von Goldmachern sich aufhielt, las er in der Eil einige alchymistische Bücher, und schrieb in der Sprache dieser Grillenfänger einen Brief, der sie so neugierig machte, daß sie ihn freiwillig in ihre Gesellschaft aufnahmen, wo er sich dann von den Thorheiten dieser Leute zur Genüge unterrichtete. Um diese Zeit kam der Kurmainzische Minister Boyneburgk nach Nürnberg. Dieser traf den jungen lebhaften Doctor zufällig an der Gastwirthstafel, und erstaunte über die Klarheit und Gründlichkeit, mit welcher derselbe von den verschiedenartigsten Dingen zu sprechen wußte. Die Folge dieser Bekanntschaft war, daß Leibnitz 1667 an den Hof des Kurfürsten von Mainz berufen ward, dem er im diplomatischen Fache die wichtigsten Dienste leistete. Aber während er mit den schwierigsten Staatsschriften beschäftigt war, hatte er noch immer Zeit für zwei oder drei Nebenarbeiten übrig. Bald erschien von ihm eine mathematische, bald eine philosophische, bald eine naturwissenschaftliche, bald eine geschichtliche Untersuchung. Keine war ohne neue Ideen, die wie aus einer unerschöpflichen Fülle nur so hingeworfen schienen, denn diesem Geiste war es bestimmt, fast alle Wissenschaften mit neuen Ent-

deckungen zu bereichern. Im Jahre 1672 erhielt er Gelegenheit, nach Paris, und im folgenden Jahre nach London zu gehen. Huygens dort und Newton hier nahmen ihn mit der größten Achtung auf. Beide große Entdecker fanden in diesem jungen Deutschen einen Mann, der längst von selbst und für sich ihrer Beider Wege gegangen war; wie denn Leibnitz in der That mit Newton zu gleicher Zeit, aber auf ganz verschiedenen Wegen, die Rechnung des Unendlichen gefunden hat. An beiden Orten suchten die gelehrtesten Männer ihn festzuhalten, und beider Akademien nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Er aber kehrte 1676 über Holland nach Deutschland zurück, und trat in Hannöverische Dienste, da unterdeß sowol der Kurfürst von Mainz als auch sein Gönner Boyneburgk gestorben waren. In Hannover setzte er seine Thätigkeit fort. Mit den staatsrechtlichen und geschichtlichen Ausführungen, die er für seinen neuen Herrn abfaßte, wechselten chemische, mathematische und theologische Untersuchungen ab. Er machte neue Beobachtungen über den Phosphor, that gründliche Vorschläge zur Verbesserung der Uhren, der Wagen, zur Wegschaffung des Grubenwassers in den Bergwerken, und gab Folianten von Urkunden zur Landesgeschichte aus den Hannöverischen Archiven und der Wolfenbüttelschen Bibliothek heraus. Seine Schriften sind fast sämmtlich in Lateinischer oder Französischer Sprache abgefaßt. Lateinische Verse machte er zur Erholung. Er schlief wenig, und arbeitete gewöhnlich bis um zwei Uhr nach Mitternacht. Zum Essen hatte er keine bestimmte Zeit; wenigstens unterbrach er deshalb nie eine Arbeit, sondern ließ erst dann auftragen, wenn er von Hunger erschöpft war. Um so wenig als möglich von seinem Magen gestört zu werden,

fand er sich mit demselben am liebsten kurz vor dem Schlafengehen ab. Bei Arbeiten, die ihn sehr lebhaft beschäftigten, legte er sich gar nicht zu Bett, sondern schlief ein paar Stunden im Lehnstuhl, und fuhr dann beim Erwachen sogleich wieder fort, so daß er zuweilen auf diesem Stuhle Monate lang fast ohne aufzustehen gearbeitet hat. Das Feuer seines Geistes theilte seinem Körper die Kraft mit, dergleichen Unregelmäßigkeiten zu ertragen. Er las unglaublich viel, eignete sich Alles an, und verarbeitete es sogleich zu neuen Verbindungen. Was ihm beim Lesen einfiel, zeichnete er kurz auf, allein sein ungeheures Gedächtniß überhob ihn der Mühe, es wieder anzusehen. Die Schnelligkeit und die Tiefe seines Geistes waren gleich bewundernswürdig. Fast beim ersten Blick durchschaute er die verworrensten Gegenstände, hielt sie fest, und setzte sie in größter Klarheit auseinander. In den schwindelnden Höhen der Differentialrechnung, wie in den Tiefen der speculativen Philosophie, war er auf gleiche Weise zu Hause, und in ganz fremden Wissenschaften fand er sich in wenigen Wochen zurecht. Bei dem allen war er kein Pedant; seine Reisen hatten ihn auch für den Umgang gebildet, und die größten Fürsten seiner Zeit suchten ihre Ehre darin, ihn zu ehren. Auf einer Reise, die er auf Kosten seines Herrn 1688 und 89 durch Deutschland und Italien machte, um die Archive und Klosterbibliotheken zum Behuf der Geschichte des Hauses Braunschweig zu durchsuchen, ward er überall mit der größten Auszeichnung empfangen. Sein Herzog Ernst August, nunmehriger Kurfürst, ernannte ihn 1696 zn seinem geheimen Justizrath und Historiographen, mit dreizehnhundert Thaler Gehalt, freier Equipage und Bedienten; der Herzog von Wolfenbüttel gab

ihm jährlich sechshundert Thaler; der Zar Peter der Große, der ihn 1711 in Torgau kennen lernte, fand so viel Behagen an ihm, daß er ihn zu seinem geheimen Justizrath machte, und ihm ein Jahrgehalt von tausend Albertsthalern aussetzte. Kaiser Karl VI. wollte nicht zurückbleiben; er erhob ihn in eben dem Jahre, auf Vorstellung des Herzogs Anton Ulrich von Wolfenbüttel, in den Reichsfreiherrnstand, und fügte ein Jahrgeld von zweitausend Reichsgulden hinzu. Das Verdienst fand also hier einmal, auch in Deutschland, seine Würdigung.

Im Jahre 1700 hatte sich Leibnitz nach Berlin begeben, um dort, auf Betrieb der Königin Sophie Charlotte, die Societät der Wissenschaften einzurichten; 1713 ging er nach Wien, um dort eine ähnliche Verbindung der Gelehrten zu stiften, allein die Jesuiten widersetzten sich dem aus aller Macht. Seine Entschädigung war die Ehre, die ihm der Kaiser selbst, und noch mehr der berühmte Prinz Eugen bewies, der mit der Lernbegier eines jungen Schülers seine Unterhaltung suchte.

Von den vielen Schriften dieses großen Mannes zu reden, ist hier der Ort nicht. Eines seiner letzten und zugleich berühmtesten Werke ist die Theodicee, eine Untersuchung über Gott, Freiheit und Weltregierung. Die Veranlassung dazu hatte ihm die Königin Sophie Charlotte gegeben. Dies Buch nöthigte ihm noch einige Streitschriften ab, in deren Abfassung ihn die Gicht empfindlich störte. Im Sommer 1716 suchte er zu Pyrmont gegen dieses Übel Hülfe, wo er abermals mit dem Zar Peter zusammentraf. Er kehrte gestärkt zurück, reisete noch nach Halle, um sich mit dem dortigen berühmten Professor Wolf über Verschiedenes zu besprechen, erlag aber bald nach seiner Rückkehr nach Hannover der

Uebermacht der Krankheit, deren Schmerzen er bis zum letzten Augenblick durch geistige Thätigkeit hatte zerstreuen wollen. Er starb in seinem alten Lehnstuhl, nachdem er so eben die Feder aus der Hand gelegt hatte, am 14. November 1716 im ein und siebzigsten Lebensjahre.

Ein etwas jüngerer Zeitgenosse Leibnitzens war Christian Thomasius, geboren den 1. Januar 1655, gleichfalls Sohn eines Leipziger Professors, und selber schon als Jüngling ein würdiger Lehrer in seiner Vaterstadt. Er schrieb 1688 die erste Deutsche Zeitschrift unter dem Titel: Lustiger und Ernsthafter Monatsgespräche erster Theil. Sowol in dieser als in seinen Vorlesungen erlaubte er sich mehrere Äußerungen, besonders über theologische Gegenstände, die für jene Zeiten sehr kühn waren. Seine Freimüthigkeit zog ihm zuerst die Verfolgung der Leipziger Theologen, und endlich gar die Landesverweisung zu. Als er 1690 aus den Thoren seiner Vaterstadt wandern mußte, ward, dem „Irrlehrer" zum Schimpfe, das Armesünderglöckchen geläutet. Allein er hatte, wie Abälard, den Trost, daß einige hundert Studirende ihm freiwillig in die Verbannung folgten. Mit ihnen ging er nach Halle, erbat sich in der damals dort befindlichen Ritterakademie einen Hörsal, und setzte daselbst seine Vorlesungen über Logik, Moral, Naturrecht u. s. w. mit großem Beifall fort. Daß er dieselben in Deutscher Sprache hielt, welches vor ihm noch nie auf einer Deutschen Universität geschehen war, vermehrte nur die Zahl seiner Zuhörer. Sein Ruf erneuerte am Berliner Hofe einen längst gefaßten Plan, zu den beiden Landesuniversitäten (Königsberg und Frankfurt) noch eine dritte zu errichten. Dazu ward nun Halle auserschen.

Thomasius fuhr fort, als ordentlicher Lehrer der Rechte, und in der Folge als Director der Universität, der neuen Pflanzung Ruf zu verschaffen. Auch Auswärtige klärte er durch seine kräftig ergreifenden Deutschen Schriften auf. Seine Hauptverdienste sind, daß er zuerst den Unsinn der Hexenprocesse mit siegender Klarheit ins Licht gestellt, und daß er den jungen Gelehrten zuerst das Beispiel gegeben, ihre Muttersprache neben dem bisher allein gebräuchlichen Latein zur Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände auszubilden, und dadurch einen Vorwurf unwissender Ausländer, als ob dieselbe zum Ausdruck edlerer Begriffe zu plump und ungelenk sey, von ihr abzuwälzen. Er starb allgemein verehrt, am 23. September 1728.

Der großen in der lutherischen Kirche herrschenden Verderbniß, deren wir oben erwähnten, arbeitete um dieselbe Zeit ein trefflicher Mann, Philipp Jakob Spener (geb. zu Rappolsweiler im Ober-Elsaß am 13. Januar 1635, gest. als Propst und Consistorialrath zu Berlin am 5. Februar 1705) mit dem segensreichsten Erfolge entgegen. Alle seine Bemühungen waren darauf gerichtet, die Theologie und das kirchliche Leben jenem todten Formel- und Buchstabenwesen, welches den Meisten damals für das Wesen des Christenthums galt, zu entreißen und einen frommen Sinn zu erwecken, welcher das ganze Leben mit einem praktisch-religiösen Streben und Handeln durchdränge. Mit einer wahrhaft bewundernswürdigen, bis in die letzte Zeit seines Lebens ununterbrochen fortgesetzten, rastlosen Thätigkeit wirkte er durch Unterricht, Predigten und Schriften auf dieses Ziel hin, und sein eignes Leben stellte das musterhafteste Beispiel von jenem thätigen Christenthum auf, zu dem er Alle so sehnlich zu

leiten wünschte. Er war ein theilnehmender Freund, ein Vater der Armen und Hülfsbedürftigen, die nie ungetröstet von ihm gingen, ein milder Vorgesetzter für seine Untergebenen, ein treuer, wohlwollender College für seine Amtsgenossen, ein Vorbild häuslicher Tugend im Umgange mit seiner Gattin und in der ernsten und doch liebreichen Zucht seiner Kinder *). Die heilsame Aufregung der Gemüther, die er durch seine Lehren und Ermahnungen hervorbrachte, war so groß, daß er mit Recht als ein neuer Reformator der an tiefen Gebrechen krankenden lutherischen Kirche betrachtet wird. Er wünschte, daß Wandel und Sitten sich wieder dem einfachen, eingezogenen, enthaltsamen Leben der ersten Christen nähern möchten. Einige seiner Anhänger in Leipzig, zu denen besonders der, nachher berühmt gewordene, Magister August Herrmann Franke gehörte, und ihre Schüler zeichneten sich durch ein ernstes, stilles, zurückgezogenes Leben aus, glaubten aber den neuen Geist, der sie beseelte, auch äußerlich in Kleidung, Sprache, Mienen und Geberden an den Tag legen zu müssen. Sie enthielten sich mit seltsamer Übertreibung vieler an sich durchaus nicht sündhaften, körperlichen und geistigen Genüsse, des Tanzes, des Theaters, des Scherzes, des Besuchs von Gesellschaften, des Kartenspiels u. s. w. und zogen sich dadurch den Spottnamen Pietisten zu. Ihrer würdigeren und tieferen Bestrebungen wegen wurden sie von den Orthodoxen gewöhnlichen Schlages, welche dafür keinen Sinn hatten, verfolgt und angefeindet. Man legte ihnen Irrthümer im Glauben und in der Lehre zur Last, und damit begann eine neue Reihe von Kämpfen in der

*) Hoßbach, P. J. Spener und seine Zeit, Th. II. S. 148.

Lutherischen Kirche, die pietistischen Streitigkeiten genannt. Spener selbst wurde dabei das Ziel äußerst heftiger und leidenschaftlicher Angriffe, zeigte aber auch hier jene Mäßigung, Sanftmuth, Seelenruhe und Geistesheiterkeit, die ihn in allem seinem Thun so vorzüglich auszeichneten. Was man an Spener Pietismus nennen konnte, war, wie sein geistvoller Biograph sagt, eine ganz andere Erscheinung, als jenes ängstliche, trübe, am Einzelnen und Unbedeutenden hangende Wesen, als jenes krampfhafte Abmühen mit Reuegefühlen und Bußübungen, als jener im Gewande äußerlicher Demuth einhergehende geistliche Hochmuth, als jenes erzwungene, geistlose, phantastische Spiel mit einer angelernten Frömmigkeit, in die es später ausartete *). Die unbedingte Verachtung der Welt ist bei Allen, denen das völlige Zurückziehen in sich selbst nicht ein unabweisliches, höheres Bedürfniß ihrer Natur ist, eine traurige Verirrung, die ihnen herrliche Seiten des menschlichen Daseyns, das ganze Reich der Schönheit und der Kunst, verschließt, und sie für diese Gaben der Gottheit unempfindlich macht.

II.

Die Franzosen.

---

1. Innere Unruhen in Frankreich.

(1618—1624.)

Wir haben dieses Reich am Schlusse des vorigen Zeitraums in dem traurigsten Zustande verlassen. Ludwig XIII.,

*) Hoßbach, Th. II. S. 199.

dessen Geburt seinem großen Vater Freudenthränen entlockte, und den man schon in der Wiege den Gerechten genannt hatte, weil er im Zeichen der Wage geboren war, täuschte so sehr die allgemeine Erwartung, daß er sich selber die Fähigkeit zum Regieren nicht zutraute. Schwach an Körper und Geist, war es ihm ein Bedürfniß, von Anderen regiert zu werden, und das träge Uhrwerk seines Geistes stand jeden Augenblick still, sobald es nicht von lebhafteren Köpfen unaufhörlich angestoßen ward.

Der erste, dem er sich in die Arme warf, war der schon erwähnte Luines. Dieser hatte es, wie gleichfalls erzählt ist, dahin gebracht, daß die Königin Mutter, Maria von Medici, ganz außer Thätigkeit gesetzt, und nach Blois in eine Art von Gefängniß verwiesen worden war. Allein das unruhige, ränkesüchtige Gemüth dieser Frau ward dadurch nicht gebändigt. Obgleich von jedermann gehaßt, wußte sie doch, daß der übermüthige Emporkömmling Luines es noch weit mehr ward, und daß viele hohe Häupter aus Haß gegen die Regierung sich mit Freuden zu ihr schlagen würden, wenn sie öffentlich mit dem König brechen und ihre Wiedereinsetzung in den Staatsrath mit gewaffneter Hand ertrotzen wollte. Besonders war auf den mächtigen Herzog von Epernon zu rechnen, der, als Statthalter von Angoumois und Saintonge und als Besitzer reicher Ländereien in Guienne, die beste Gelegenheit hatte, ohne Aufsehen ein ansehnliches Heer zusammenzubringen. Dies that er; Maria von Medici schloß sich hierauf näher an ihn an, und entwich mit seiner Hülfe aus ihrer Haft zu Blois, in der Nacht vom 21. zum 22. Februar 1619, indem sie durchs Fenster hinabstieg. Von Loches aus schrieb sie und Epernon an

den König; Beide rechtfertigten sich, und legten ihre Beschwerden und Forderungen vor. Aber auf Luines Eingebung empfing sie vom Könige eine harte Antwort. Nicht ohne Unruhe sah der Minister den Keim des Bürgerkriegs hervorgehen. Ihn zu ersticken, versuchte er, die Königin von dem Herzoge von Epernon zu trennen, wie er sie bereits von ihrem klügsten Rathgeber, dem Bischof Richelieu von Luçon, getrennt hatte, der nach Avignon verwiesen worden war; allein das gelang ihm nicht. Vielmehr verstärkte der Herzog seine Partei immer mehr, und Beide bedurften einander viel zu sehr, um sich listig trennen zu lassen.

Diese gefährliche Lage der öffentlichen Angelegenheiten, die Viele mit Unruhe und Besorgniß erfüllte, erregte in einem großen Geiste die Begierde, seine Kraft an der Lösung der politischen Verwicklung zu versuchen. Dies war der schon erwähnte Richelieu *), Bischof von Luçon. Früh hatte sich in diesem rastlos arbeitenden Kopfe das Streben entzündet, sich weit über seines Gleichen hinauszuschwingen. In Leibesübungen und in Studien war er immer der Erste gewesen, und als sich ihm eine Aussicht darbot, im geistlichen Stande sein Glück zu machen, lag er zwei Jahre lang mit größtem Eifer den theologischen Studien ob, und erhielt es durch seine vorzügliche Geschicklichkeit, daß er schon in seinem ein und zwanzigsten Jahre Bischof von Luçon wurde. Aber nicht zufrieden mit dieser ungewöhnlichen Begünstigung, richtete er sogleich den Blick nach größeren Höhen. Er wußte sich

*) Geb. 1585. Sein vollständiger Name ist: Armand Jean du Plessis, Herr von Richelieu. Er war der jüngste Sohn eines Französischen Edelmanns, und verlor seinen Vater in seinem fünften Jahre.

Eingang bei einer Kammerdame und einigen Günstlingen der Königin Mutter zu verschaffen, ward selbst dem Marschall von Ancre bekannt, und empfahl sich allen so sehr durch die außerordentliche Gewandtheit seines Geistes, durch die Feinheit seines Betragens und durch seine Dienstfertigkeit, daß die verwittwete Königin ihn bald zu ihrem geheimsten Unterhändler machte, zu welchem Amte er wie geboren schien. Mit einer bewundernswürdigen Geschmeidigkeit wußte er sich in die unerträglichsten Launen dieser Frau zu fügen, und verließ sie selbst da nicht, als sie nach Ancre's Ermordung vom Hofe verwiesen worden war; ja er setzte eine Ehre darin, um ihretwillen, von Luines selbst (nach Avignon) verbannt zu werden. Er gewann dadurch den Ruhm der Treue, und einen gerechten Anspruch auf die Dankbarkeit der Königin, wenn diese noch einmal, wie nicht unmöglich schien, wieder die Oberhand erhalten sollte. Dabei vernachlässigte er jedoch den allgewaltigen Luines nicht, und ließ ihn unter der Hand verschiedentlich seines Gehorsams versichern. Luines glaubte sich daher an dem schwächlichen, dienstfertigen Prälaten ein brauchbares Werkzeug zu bereiten, und brauchte ihn nun selbst zu seinen Unterhandlungen mit Maria von Medici. Durch seine Vermittelung ward auch wirklich am 30. April 1619 ein Vergleich zwischen dem Könige und seiner Mutter zu Stande gebracht, bei welchem die Letztere das Gouvernement von Anjou sammt der Stadt Angers, und volle Verzeihung für alle ihre Anhänger erhielt. So waren nun zwei Höfe in Frankreich, der königliche in Paris, und der der Königin Mutter in Angers. Die letztere hatte ihren Staatsrath so gut als der König, und Richelieu war ihr Minister, obgleich er nicht den Namen führte. Ihn zu verdrängen, thaten der Herzog

von Epernon und andere Große ihr Möglichstes, allein seiner Bescheidenheit und Vorsichtigkeit war nicht beizukommen.

Ehe ein Jahr verging, standen die beiden Höfe schon wieder geharnischt gegen einander. Wo so vielerlei Interessen sich durchkreuzen, haben die Ränke freies Spiel, und Luines hätte ein ganz anderer Kopf seyn müssen, als er wirklich war, um seine Würde gegen so mächtige, so kluge und so erbitterte Gegner lange ohne Anfechtung behaupten zu können. Eine Menge mißvergnügter Herren vom höchsten Adel sammelte sich an dem Hofe der Königin zu Angers, ja die Herzoge von Epernon und Mayenne zogen sogar wieder Truppen zusammen. Da auf diese Weise der Ausbruch des Bürgerkrieges nahe schien, so glaubte Luines demselben zuvorkommen zu müssen. Er bewog den König, sich selbst an die Spitze von achttausend Mann zu stellen, und sich der festesten Plätze im Gebiete der Königin Mutter zu bemächtigen. Das geschah. Die Gegenrüstungen wurden schnell und ernstlich betrieben, allein auch diesmal war es der Bischof Richelieu, der den Sturm beschwor. Er unterließ nicht, Luines seiner fortdauernden Ergebenheit heimlich zu versichern, und bewies dann der Königin Mutter mit unwiderleglichen Gründen, daß sie nur auf dem Wege der Güte ihre Forderungen durchsetzen könne. Sie folgte seinem Rathe, sagte sich von den Herzogen los, verglich sich mit dem Könige, und erhielt Verzeihung für alle Diejenigen, welche binnen acht Tagen die Waffen niederlegen würden (10. Aug. 1620). Ein geheimer Artikel des Vertrages war der, daß der Bischof von Luçon den Cardinalshut erhalten, und seine Nichte, ein Fräulein von Pontcourlai, mit einem Neffen des nunmehrigen Her-

zogs von Luines vermählt werden sollte. Der König umarmte hierauf seine Mutter zu Brissac mit großem Schein von Zärtlichkeit, und bald darauf nahm sie ihren Aufenthalt wieder, wie ehemals, in Paris.

Einen neuen innern Krieg führte bald darauf die Spannung zwischen den Reformirten und dem Hofe herbei. Gleich nach dem Tode Heinrichs IV. war von einigen Eiferern die völlige Unterdrückung der Protestanten in Vorschlag gebracht, von den Vernünftigen und Gemäßigten aber die Bestätigung des Edicts von Nantes durchgesetzt worden. Bald aber häuften sich Klagen und Beschwerden von beiden Seiten, und 1620 kam es zum offenen Kriege. Der König selbst, mit dem erlesensten Theile des Französischen Adels, begleitete den Zug, dessen Oberbefehl sich der ehrgeizige Luines sammt der Würde eines Connetable von Frankreich vorbehalten hatte. Dennoch wurde wenig Glänzendes ausgerichtet, denn die Protestanten vertheidigten sich tapfer, und hatten ihre Städte gut befestigt. Nachdem einige Plätze mit großem Aufwand von Zeit, Geld und Menschen weggenommen waren, wurde im folgenden Jahre (19. Oct. 1622) Friede geschlossen, dessen wesentlichste Bedingung die Bestätigung des Edicts von Nantes war.

Während des Krieges starb der allgehaßte Luines im Lager vor Monheur an einem Fieber im dreiundvierzigsten Jahre seines Alters (15. Dec. 1621), selbst dem Könige zur Freude, denn er hatte diesen zuletzt so übermüthig behandelt, daß er der König, und der schüchterne Ludwig sein Diener zu seyn geschienen. Im Felde hatte er noch einmal soviel Gepäck als der König mit sich geführt, und im Hauptquartier mußte immer erst für ihn, und dann erst für den König gesorgt werden. Aber die-

ser Mann empfand es auch, wie wenig in entscheidenden Augenblicken ein bloß äußeres Ansehen ohne innere Würdigkeit vermag, denn seine Günstlinge und Diener erwarteten nicht einmal seinen Tod, um ihn zu verlassen; in den beiden letzten Tagen seiner Krankheit war sein Zimmer fast beständig leer, die Thüren standen offen, und niemand bekümmerte sich um ihn. Ja als sein Leichnam nach Maille in Touraine, dem Hauptort seines kleinen sogenannten Herzogthums abgeführt ward, sah man nicht selten, anstatt betender Geistlichen, die ihn hätten begleiten sollen, ein Paar Bediente während des Pferdefütterns auf seinem Sarge Picket spielen.

Niemand freute sich mehr über des Günstlings Tod, als die Königin Mutter, die Alles anwandte, um seinen Platz einzunehmen. Wiederum mußte der treue Richelieu ihr Helfer seyn, und durch vereinte List gelang ihr wenigstens das, daß sie in den Staatsrath aufgenommen ward. Ihren Freund auch mit hinein zu ziehen, war diesmal noch nicht möglich, indessen machte er sich doch durch seine Klugheit dem Könige immer werther, und hatte wenigstens das Jahr darauf (1622) die Freude, daß der versprochene Cardinalshut aus Rom für ihn ankam. Endlich zwei Jahre nachher, nach unzähligen der Königin bewiesenen Aufmerksamkeiten, erreichte er sein lange ersehntes Ziel. Am 29. April 1624 ward er in den Staatsrath aufgenommen, trotz allem Widerstreben der übrigen Minister, die seinen unternehmenden Geist längst gefürchtet hatten, und die ihn auch jetzt noch verpflichteten, bloß in den Staatsversammlungen seine Meinung zu sagen, ohne sich weiter in die nähere Verhandlung der Geschäfte zu mischen. Die Leitung derselben behielt noch einige Zeit der Finanzminister La Vieuville, aber schon im Octo-

ber desselben Jahres war er gestürzt, Richelieu trat an seine Stelle und war fortan die Seele der Regierung. La Vieuville war ein redlicher Mann, den man keiner Unterschleife überführen konnte. Bei dem schweren Geschäfte, Geld zu den ungeheuren Staatsausgaben herbeizuschaffen, hatte er aber manchem Müßiggänger sein Jahrgehalt verkürzt, und sich dadurch viele Feinde gemacht, die nun an seinem Falle mitarbeiteten. Indeß war er auch ohne Rücksicht auf diese Ränke, der hohen Stelle, die er einnahm, durchaus nicht gewachsen. Dem Cardinal Richelieu ist von seinen Gegnern Undankbarkeit gegen La Vieuville vorgeworfen worden, der seine Aufnahme in den Staatsrath auf das dringende Anliegen der Königin Mutter befördert habe. Richelieu aber berichtet in seinen Memoiren, daß La Vieuville, als er seinen Eintritt in den Staatsrath nicht mehr verhindern gekonnt, ihn so zu stellen gesucht habe, daß er nur ein Mittel für seine Zwecke gewesen wäre. Vieuville's Mißgriffe seyen aber täglich auffallender geworden, und darum habe der König endlich den Entschluß gefaßt, ihn zu entfernen.

Vor dem Sturze dieses Ministers (im Jun. 1624) war zu Paris ein Vermählungsvertrag zwischen der Schwester des Königs und dem Kronprinzen von England, dem nachmaligen Könige Karl I., geschlossen worden. Bei dieser Gelegenheit sah man wieder ein Beispiel, welche ängstliche Verhältnisse damals das große auf äußere Förmlichkeiten und Rangabstufung gelegte Gewicht erzeugt hatte. Zu den in dieser Sache von Französischer Seite bestellten Bevollmächtigten gehörte auch der neue Minister Richelieu. Als Cardinal hatte dieser den Rang über den Englischen Gesandten; allein diese glaubten wenigstens die Höflichkeit von ihm verlangen zu können, daß

er sich, wenn sie ihn besuchten, nicht zu ihrer Rechten niedersetzte. Dennoch bestand Richelieu darauf, und die Gesandten hätten unverrichteter Sache wieder nach England zurückkehren müssen, wenn man nicht auf folgenden Ausweg verfallen wäre: es ward verabredet, der Cardinal sollte sich krank stellen, und den Besuch im Bette annehmen. So ward die Ehre Roms und Englands gerettet.

---

2. Richelieu's Staatsverwaltung.

(1624 — 1642.)

„Als ich die Geschäfte übernahm, schreibt Richelieu, benahmen sich die Großen als wären sie keine Unterthanen, und die Befehlshaber in den Landschaften, als wären sie unabhängige Herren. Jeder maß seine Verdienste nach seiner Kühnheit, niemand begnügte sich mit dem, was ihm zukam. Auswärtige Verhältnisse und Bündnisse wurden vernachlässigt, das öffentliche Wohl überall dem persönlichen Vortheil nachgesetzt und die königliche Gewalt verachtet." — So verhielt es sich in der That, es war aber auch in Richelieu der Mann erschienen, der diesen großen, das Reich mit innerer Auflösung bedrohenden Uebeln kräftig und nachdrücklich entgegen zu arbeiten verstand. Ein neuer Geist war der Regierung eingehaucht, seitdem Ludwig sich ganz seiner Leitung überließ und die Zügel der Herrschaft völlig in seine Hände legte. Aber eben diese Gewalt, deren er sich nicht bedienen konnte, ohne Vorurtheile und Persönlichkeiten zu verletzen, erzeugte ihm zahlreiche und leidenschaftliche Feinde, die ihn, ohne Rücksicht auf das Staatswohl, zu stürzen suchten, und da

er bei der Bekämpfung derselben schonungslos und keinesweges immer gerecht verfuhr, ist es nicht zu verwundern, daß ihm herrische Anmaßung und Rachsucht vorgeworfen wurden.

Bei einer großen Gährung am Hofe, die im Jahre 1626 entstand, fühlten seine Feinde zuerst die furchtbare Kraft seines Arms. Da man dem schwachen Könige weder ein langes Leben noch eine Nachkommenschaft zutraute, so hingen sich Viele an seinen Bruder und wahrscheinlichen Nachfolger, den Herzog Gaston von Anjou. Maria von Medici und Richelieu wünschten, daß er sich mit der schönen Prinzessin von Montpensier, aus dem Hause Guise, vermählen möchte. Auch war der Herzog dieser Ehe anfangs gar nicht abgeneigt, bis viele seiner Freunde ihn durch tausenderlei Vorspiegelungen umstimmten, unter denen besonders die wirkte, daß Richelieu ihn dadurch zu seinem Sklaven machen wolle, und daß es einem künftigen Monarchen unanständig sey, eine Unterthanin zu heirathen. Er solle sich im Auslande mit einer vornehmen Prinzessin verbinden, dadurch würde er sich in Frankreich an die Spitze der Angelegenheiten zu stellen vermögen. Diese Aufregung brachte die Feinde des Cardinals einander näher, und da blieb es denn nicht bloß bei dem Vorsatze, demselben gemeinschaftlich entgegenzuwirken, sondern es ward sogar verabredet, ihn bei Gelegenheit einer Jagd auf seinem Landgute Fleury zu besuchen, und ihn entweder zu tödten, oder mit vorgehaltenen Dolchen zu entehrenden Versprechungen zu zwingen. Allein der Graf von Chalais, der mit in dem Geheimniß war, hatte den Leichtsinn, es dem Commenthur von Valençai zu entdecken, und dieser zeigte es aus Gewissenhaftigkeit dem Cardinal an. Die Jäger fanden un=

vermuthet das Schloß zu Fleury mit starken Wachen besetzt, und fuhren erschrocken zurück. Richelieu hatte aber nicht bloß von dem Mordanschlage gegen ihn Nachricht erhalten, sondern auch ziemlich sichere Kunde, daß bei dem Plane Gastons auswärtige Mächte ihre Hände mit im Spiele hatten. Auf königlichen Befehl wurden daher der Graf von Chalais, der Herzog von Vendome und dessen Bruder, der Großprior von Bourbon, gefangen gesetzt; der Marschall von Ornano, Gaston's vorzüglichster Günstling, war bereits früher eingezogen, und starb im Gefängnisse. Dem Grafen von Chalais ward, mit unverzeihlicher Verletzung des rechtmäßigen Laufes der Gesetze, der Proceß vor einem außerordentlichen Gerichte gemacht, welches ihn zum Tode verurtheilte. Er sollte zu Nantes, wo er gefangen saß, enthauptet werden. Seine Freunde bestachen den Scharfrichter von Nantes, daß er sich, wie zufällig, entfernte. Allein das Urtheil mußte an demselben Tage, da es dem Marschall angekündigt wurde, auch vollzogen werden. In der Verlegenheit trug man jetzt zweien Verbrechern, denen man dafür Begnadigung versprach, das Amt des Scharfrichters auf, und dies machte den Tod des armen Grafen sehr schmerzlich, denn er erhielt an dreißig Hiebe, ehe der Kopf herunter fiel. Der Herzog von Anjou, ein fast eben so großer Schwächling, als der König, mußte sich nun wol nach dem Willen des Cardinals bequemen; er versöhnte sich, dem Scheine nach recht zärtlich, mit ihm und dem Könige, willigte in die Heirath mit der Prinzessin von Montpensier, und wurde so freigebig bedacht, daß er die Herzogthümer Orleans und Chartres, die Grafschaft Blois und außerdem jährlich 660,000 Livres erhielt. Am 5. August 1626 vollzog der Herzog von

Orleans (so wurde er von jetzt an genannt) seine Vermählung. Im folgenden Jahre (1627) erhielt Richelieu den neugeschaffenen Posten eines Oberbefehlshabers des Französischen Seewesens, und Sitz und Stimme im Parlament und in allen Kammern und Gerichtshöfen.

Die erste große Unternehmung, die er vollführte, war die gänzliche Entwaffnung der Partei, welche seit hundert Jahren so viele Unruhen in Frankreich veranlaßt, und zu anderen den Vorwand hatte hergeben müssen, nämlich der Reformirten. Wir wissen, daß Luines sie schon bekriegt hatte. Auch durch den diesem Kampfe folgenden Vertrag war kein Zustand wahrer Versöhnung herbeigeführt worden. Die Reformirten, hier und da von Neuem gekränkt und verletzt, rüsteten, und Richelieu seinerseits wollte sie nicht länger als eine besondere politische Partei mit eigenen Heeren, Festungen und Steuern dulden. Es war daher seine Absicht, sie vor allen Dingen ihrer bisher so tapfer behaupteten Sicherheitsplätze zu berauben, unter denen La Rochelle der festeste war. Alle Staatskräfte wurden zu dieser Unternehmung aufgeboten. Mit Spanien und Holland wurden Bündnisse geschlossen, und beide gaben den Franzosen Schiffe her. Den Reformirten sandten dagegen die Engländer Beistand, doch mangelte es ihnen selber auch nicht an Kräften, und ihr Oberanführer, der Herzog von Rohan, war ein versuchter Krieger. In Languedoc führte der Prinz von Condé den Krieg gegen sie; die Belagerung von La Rochelle wollte Richelieu selber leiten. Im Sommer 1627 setzten sich die Truppen in Marsch, und der König selber begleitete sie. Man eroberte mehrere kleinere Örter der Reformirten, und hierauf ward La Rochelle durch ungeheure Verschanzungen von der Landseite eingeschlossen, denn die Festungs-

werke der Stadt schienen so unüberwindlich, daß man kein anderes Mittel sah, als die Besatzung auszuhungern. Um auch von der Seeseite her die Zufuhr zu versperren, ließ Richelieu quer durch den 740 Toisen breiten Canal, der von der Stadt nach dem Hafen führte, einen festen Damm ziehen, der als ein Meisterstück der Wasserbaukunst bewundert und vor seiner Vollendung für unmöglich gehalten wurde. Jetzt verzweifelten die Rocheller selbst an ihrer Rettung; denn eine Englische Flotte, die im Mai 1628 an dem Hafen erschien, kehrte bald wieder um, als sie die gewaltigen Anstalten der Belagerer gesehen hatte.

Schon im März dieses Jahres war die Hungersnoth in der Stadt so hoch gestiegen, daß die Herzogin von Rohan und ihre Tochter nichts als Pferdefleisch und höchstens drei oder vier Unzen Brots täglich zu sich nahmen; aber da die Prediger nicht ermangelten, das Volk zur Standhaftigkeit im Glauben zu ermahnen, so wollten sie lieber als Märtyrer sterben, denn sich ergeben. Den höchsten Heldenmuth bewies Johann Guiton, ein Mann von kleinem Körper, aber entschlossener Seele. Man bat ihn einmüthig, nachdem die Belagerung schon ein halbes Jahr gedauert hatte, in dieser Noth das Bürgermeisteramt zu übernehmen. Er sträubte sich lange, endlich sagte er (4. März 1628): „Weil ihrs denn haben wollt, so will ich Bürgermeister seyn, aber mit dem Beding, daß es mir erlaubt sey, dem Ersten, der von Übergabe spricht, den Dolch in die Brust zu stoßen. Mir selbst soll man dies thun, sobald ich dazu geneigt werden sollte, und ich verlange, daß zu dem Ende dieser Dolch hier auf dem Tische liegen bleibe." Er behielt diese Denkart bis ans Ende. Als der Mangel schon sehr zugenommen hatte, zeigte ihm Jemand eine matt vor-

15 *

überschleichende, vom Hunger ganz abgezehrte Person. Guiton antwortete: „Und das befremdet Sie noch? Es wird uns Beiden eben so gehen, wenn wir keine Hülfe bekommen." — Ein Anderer sagte ihm, es stürben soviel Leute Hungers, daß bald niemand mehr da seyn würde. „Nur immerhin, sagte Guiton, wenn nur Einer zum Thorsperren übrig bleibt."

So hielt sich die Stadt noch sieben Monate. Immer hoffte sie noch auf Entsatz von den Engländern, allein obgleich am 19. September eine der schönsten Englischen Flotten ankam, so wurde doch dadurch nichts gebessert. Widrige Winde, Nachlässigkeit des Befehlshabers und schlechter Wille der Engländer überhaupt verursachten, daß die ganze Flotte, nachdem sie die Französische einen Tag lang (3. Oct.) beschossen hatte, eben so unverrichteter Sache wie die erste wieder abzog. Auf die Reformirten hatte jedoch ihre Erscheinung den guten Einfluß, daß Richelieu, den es verdroß, daß eine fremde Macht den Mittler zwischen dem König und seinen Unterthanen machen sollte, ihnen lieber günstigere Bedingungen machte, und auf diese ergaben sich endlich die wenigen Menschen, die der Hunger nach einer vierzehnmonatlichen Einschließung noch übrig gelassen hatte. Die Besatzung, die nur noch aus vier und sechzig Franzosen und neunzig Engländern bestand, erhielt freien Abzug, die Officiere mit dem Seitengewehr, die Gemeinen mit weißen Stäben. Kraftlos wie Schatten wankten sie zum Thore hinaus. Am 30. October 1628 zog die Französische Leibwache ein. Am Thore fand man den braven Guiton, der die Schlüssel mit einer kurzen Anrede überreichte. Der Marschall von Schomberg kündigte ihm an, daß sein Amt und alle Freiheiten der Stadt aufgehoben

wären, und daß er nun nichts weiter zu thun habe, als ruhig nach Hause zu gehen. Zur Verhütung der Plünderung waren die strengsten Befehle gegeben. Dagegen fielen die Einwohner die einziehenden Soldaten an, um ihnen das an ihren Bandelieren hangende Brot zu entreißen, und diese, durch den traurigen Anblick gerührt, wehrten sich nicht, uud gaben es lieber freiwillig hin. Als darauf der Cardinal eine Menge Brots in die Stadt bringen, und umsonst austheilen ließ, schlangen es Viele so begierig hinunter, daß sie davon starben.

Der König konnte erst am 1. November seinen Einzug halten, weil die Stadt so voller Pestgeruchs und Unreinigkeit war, daß man zwei Tage brauchte, um sie zu säubern. Man rechnete funfzehntausend Menschen, welche Hungers gestorben waren. Von diesen lagen viele noch unbegraben in ihren Häusern, viele auf den Kirchhöfen, wohin sie sich wenige Stunden vor ihrem Ende selbst geschleppt hatten, um wenigstens auf geweihter Erde den Geist auszuhauchen. Nach der Entfernung des Königs wurden die Festungswerke geschleift, selbst die Stadtmauer niedergerissen, und die Stadt aller ihrer Vorrechte beraubt. Im folgenden Jahre (27. Jun. 1629) ward mit den Reformirten im ganzen Reiche ein Friede geschlossen. Ihre Sicherheitsplätze wurden der Mauern beraubt; übrigens behandelte man sie gelinde, und der Herzog von Rohan erhielt sogar für sich und seine Anhänger unbedingte Verzeihung. Die Hauptsache war, daß der Partei alle ihr durch das Edict von Nantes eingeräumten religiösen Rechte gelassen wurden. Dies that Richelieu, der Cardinal der Römischen Kirche, zu einer Zeit, wo Ferdinand II. den Protestantismus in seinen Staaten mit den gewaltsamsten Maaßregeln ausrot=

tete. Nur als einen eigenen politischen Körper wollte Richelieu die Reformirten nicht gelten lassen.

Nach dieser gelungenen Unternehmung richtete er sein Augenmerk auf Italien. Hier war der Herzog Vincenz II. von Mantua und Montferrat am 24. December 1627 gestorben. Sein nächster Erbe war Karl I., Herzog von Nevers, aber nicht viel schlechtere Ansprüche hatte der Herzog Ferdinand von Guastalla. Weil nun der Papst und die Spanier nicht gern einen Franzosen in Italien haben wollten, so erkannte der erstere die erledigten Herzogthümer dem Herzog von Guastalla zu, und Spanien und Österreich schickten Truppen nach Mantua, um denselben gegen die Franzosen zu schützen. Allein der Herzog von Nevers hatte schon früher das Erbe in Besitz genommen, und ward jetzt von Richelieu so kräftig unterstützt, daß er auch am Ende die Oberhand behielt. Der Krieg deshalb wurde mit vieler Grausamkeit geführt, und Richelieu ließ sich bei dieser Gelegenheit die bisher in Frankreich nicht vorhanden gewesene Würde eines Generalissimus sämmtlicher Französischer Armeen geben. Wirklich führte er auch den Krieg selbst eine Zeitlang, nicht ohne Proben ächten Feldherrntalents; ein Geist, wie der seinige, mußte in alle Formen passen.

Indeß hatte Maria von Medici längst aufgehört, dem Cardinal günstig zu seyn. Sie wollte herrschen, so wenig sie auch dazu fähig war, und da stand ihr Niemand mehr im Wege als er. Schon früher war es zu manchen Mißhelligkeiten zwischen ihnen gekommen, jetzt gaben die Mantuanischen Händel der Königin neuen Stoff zum Verdruß. Sie haßte den Herzog von Nevers, und gönnte ihm seine neue Erwerbschaft nicht. Es war ihr daher sehr zuwider, daß man ihn so eifrig unter-

stützte, und sie selbst lag nun dem Könige ernstlich an, sich des übermüthigen Ministers zu entledigen. Richelieu hingegen verdoppelte seine Aufmerksamkeit gegen den König, ließ ihn nie aus den Augen, und verhütete aufs sorgfältigste jede Zusammenkunft desselben mit seiner Mutter. Diese verfiel endlich, um ihn einmal ungestört sprechen zu können, auf die List, sich krank zu stellen, und machte deshalb bekannt, daß sie niemanden als den König in ihrem Zimmer sprechen wolle. Dieser ermangelte nicht, ihr seinen Besuch abzustatten (10. Nov. 1630), und jetzt drang sie mit allen Waffen weiblicher Beredtsamkeit auf ihn ein. Schon schwankte der König, als auf einmal der Cardinal hereintrat. Er war an allen Thüren gewesen, bis er eine gefunden, welche die Königin zuzuschließen vergessen hatte. „Ach Madame, rief der König bestürzt, hier ist er selbst!" — Sie sprachen also von mir? fragte der Cardinal. Die Königin wollte es leugnen. „Gestehen Sie's nur, Madame," fuhr Richelieu fort. — „Nun ja, brach sie endlich heraus, wir sprachen von Ihnen, als von dem undankbarsten und schlechtdenkendsten Menschen." In diesem Tone warf sie ihm noch lange eine Menge unerlaubter Dinge vor, die er sich herausgenommen habe, und bat den König dringend um seine Verweisung. Der Cardinal stellte auf seinen Knien und weinend die Redlichkeit seiner Absichten dar, und da er die erboßte Frau nicht erweichen konnte, so bat er den König selbst, daß er ihm erlauben möchte, den Hof zu verlassen, und sich in die Einsamkeit zu begeben, um daselbst lebenslang das Unglück zu beweinen, die Gnade der Königin Mutter verloren zu haben. Ludwig war nur allzugeneigt, ihn zu behalten, und redete selbst zu seinem Besten; allein die Mutter bestand auf ih-

rem Begehren, und fragte ihn wiederholt und unter Thränenströmen, ob er so unmenschlich seyn könne, seiner Mutter einen Diener vorzuziehen.

Ungewiß, wie die Gefahr sich enden werde, suchte Richelieu bei seinem Freunde, dem Cardinal la Valette, Trost und Rath. Der König dagegen begab sich zu seinem Liebling Saint Simon, und stellte ihm die Sache vor. Dieser, welcher dem Cardinal große Verbindlichkeiten hatte, redete ihm bestens das Wort, und stellte dem Könige vor, wie Alles bis jetzt trefflich gelungen sey, was der Cardinal unternommen, und wie niemand zu finden, der seinen Platz so vollkommen ausfüllen würde. Dem Könige gefielen diese Reden; ihm selbst war Richelieu unendlich werther als seine Mutter, deren lästiges Winseln, Schwatzen, Gebieten und Widersprechen ihm mit jedem Tage verhaßter ward. Sich zu zerstreuen, fuhr er nach Versailles; Richelieu, von St. Simon schnell unterrichtet, eilte ihm mit la Valette nach, sandte diesen zuerst in das Zimmer des Königs, und stürzte bald darauf, selbst vorgelassen, zu den Füßen des Monarchen. Beide vergossen Thränen, Richelieu dankte für die ihm erwiesene Huld, und nannte ihn den besten Fürsten, der in der Welt sey. „Und ich, versetzte Ludwig, habe an euch den treuesten und ergebensten Diener, den man finden mag. Ich bin Zeuge von der Ehrfurcht und Dankbarkeit gewesen, die ihr jederzeit für die Königin, meine Mutter, gehabt habt. Hättet ihr eure Schuldigkeit gegen sie aus der Acht gelassen, so würde ich die Hand von euch abgezogen haben, allein ich weiß, daß sie ohne Noth über euch klagt. Sie hat sich von einer Partei einnehmen lassen, die ich schon werde zu trennen wissen. Fahret fort, mir so zu dienen, wie ihr bisher gethan habt

so will ich euch gegen alle feindselige Ränke beschützen." — Der Cardinal fiel nochmals auf die Knie, und betheuerte, daß er sich lieber entfernen, als zu der geringsten Uneinigkeit zwischen dem König und seiner Mutter Anlaß geben wolle. Ludwig bat ihn darauf wiederholt, zu bleiben, versicherte ihn aufs Neue seines Schutzes, und befahl, daß er künftig seine Wohnung im Schlosse gerade unter seinen eigenen Zimmern haben solle.

Einen solchen Ausgang hatte Maria von Medici von ihrer List nicht erwartet. Sie hatte sich schon eines vollkommenen Sieges gefreut, und wurde nun plötzlich aus dieser süßen Täuschung gerissen. Die Franzosen haben daher diesen Tag (11. Nov.) la journée des dupes genannt. Nicht weniger mußte es sie kränken, sogleich mehrere ihrer Anhänger als Unruhstifter eingezogen und ihrer Würden entsetzt zu sehen. Richelieu wünschte, sie wieder zu versöhnen, und benahm sich mit großer Ehrerbietung und Bescheidenheit gegen sie, aber vergebens. Vielmehr versuchte Maria bald darauf neue Umtriebe, den Verhaßten zu entfernen. Von allen Seiten bestürmt, befand sich der schwache Ludwig in keiner geringen Verlegenheit. Er ließ die Sache von seinem geheimen Rathe in Überlegung nehmen, und Richelieu, obschon es ihn selbst betraf, mußte gleichfalls seine Meinung sagen. Er that es unbefangen und freimüthig. Die eingetretenen Mißverhältnisse, erklärte er, sind groß und bedenklich, da man nicht bloß Theilnahme vieler Großen, Ungehorsam der Parlamente und Unruhen im Volke, sondern auch Einmischung der feindlich gesinnten fremden Mächte fürchten muß. Die Königin Mutter werde man nicht umstimmen können, denn sie sey unversöhnlich, wolle herrschen und sich rächen. Man könne ihn vom Staatsruder

entfernen, aber auch dies würde keinesweges alle Übel heilen, und alle Unzufriednen versöhnen. Deshalb sey es vielleicht am besten, wenn der König seine Mutter eine Zeitlang von Paris und allen ihren schlechten Rathgebern fern halte, eine Maaßregel, die seinem persönlichen Rufe freilich sehr schaden würde, da man ihn als den grausamen Urheber derselben verwünschen werde. Auch könne dieser Beschluß große Gefahren erzeugen, wenn man nicht fest entschlossen sey, ihn durchzuführen.

Ludwig ließ sich diesen Rath gefallen, und es war nur die Frage, wie er auszuführen sey. Die Königin aus Paris fortschleppen zu lassen, hätte gar zu gewaltsam geschienen. Der König war damals mit seinem Hofstaat in Compiegne, und Maria, die ihn wie sein Schatten verfolgte, war ihm mit dem ihrigen nachgezogen. Es ward nun beschlossen, Ludwig solle sich wieder von Compiegne entfernen, Maria aber dort zurückgehalten werden. So geschah es auch. Der König reiste am 23. Februar 1631 noch vor Tagesanbruch nach Paris zurück, und als seine Mutter erwachte, kündigte ihr der Marschall von Estrées an, daß er Befehl habe, sie nicht zu verlassen, und ein andrer Edelmann überreichte ihr ein Schreiben von ihrem Sohne, worin sie ersucht ward, sich auf einige Zeit in das Schloß zu Moulins zu begeben. Höchlich bestürzt ergoß sich Maria in Klagen, dann erklärte sie, kein Mensch solle sie von Compiegne wegbringen; es könne dem Staate ganz gleichgültig seyn, ob sie sich hier oder da aufhalte u. s. w. Sie besorgte nämlich, man möchte sie zuletzt von Moulins aus wol gar noch nach ihrer Heimath Italien zurückschicken.

Richelieu hatte nicht viel Zeit, sich seines Triumphs zu freuen, denn schon lag eine zweite ähnliche Arbeit für

ihn bereit. Der Bruder des Königs, der Herzog Gaston von Orleans, hatte dieselben Ursachen, auf den Cardinal eifersüchtig zu seyn, wie die Königin Mutter, und er machte sich demselben, da er unaufhörlich und doch immer kraftlos geheime Ränke anzettelte, nicht minder beschwerlich, als jene. Richelieu wollte ihn, als den vermuthlichen Kronerben, gern schonen, allein der Prinz trieb es zu arg. Er sammelte zu Orleans mit größtem Eifer Geld und Truppen, und weigerte sich, an den Hof zu kommen, so lange seine Mutter in der Gefangenschaft sey und Richelieu das Ruder führe. Diese Sprache glaubte der Cardinal nicht dulden zu dürfen; er rief schnell einige Regimenter zusammen, und mit diesen ging der König selbst nach Orleans. Der Herzog, so unerwartet überrascht, floh (im März 1631) nach der Bourgogne, dann, auch hieher verfolgt, nach der Franche-Comté, und endlich nach Lothringen. Richelieu ließ darauf im Namen des Königs alle Anhänger des Herzogs für Beleidiger der Majestät erklären, und wollte, daß das Pariser Parlament diese Erklärung registrire. Das Parlament fand aber die Gründe dieses Verfahrens nicht triftig genug, und lehnte die Forderung ab. Das Protocoll, welches darüber in Gegenwart aller Räthe aufgenommen ward, war vom 25. April 1631 datirt.

Richelieu betrachtete diese Weigerung aber als einen Eingriff in die königliche Gewalt, den er kräftigst zurückweisen müsse. Es ward eine außerordentliche Versammlung des Staatsraths (12. Mai) zusammenberufen, und darin beschlossen, daß das Protocoll des Parlaments vom 25. April öffentlich cassirt und in dessen Bücher eine Acte eingetragen werden solle, wodurch es für gesetzwidrig und nichtig erklärt würde. Die sämmtlichen Räthe des

Parlaments mußten im Louvre erscheinen, vor dem Könige niederknien, und von dem Siegelbewahrer einen scharfen Verweis anhören, daß sie sich unterständen, Staatssachen ohne königliche Erlaubniß zu untersuchen, da sie doch nur dazu bestellt wären, Privatpersonen Recht zu verschaffen. Der König ließ sich hierauf das Buch geben, worin das Protocoll der Berathschlagung vom 25. April eingetragen war, riß das Blatt heraus, vernichtete es vor Aller Augen, und befahl, den Ausspruch des Staatsraths dafür hinzuschreiben. Doch waren die Parlamentsräthe beherzt genug, nach einigen Tagen eine schriftliche Vertheidigung ihrer alten Rechte einzureichen, wofür aber die beiden Präsidenten und ein besonders dabei geschäftig gewesener Rath sogleich aus Paris verwiesen wurden. Noch immer ergaben sie sich nicht, vielmehr suchten sie um die Zurückberufung der drei Verwiesenen an, und erhielten sie wirklich, da der vorsichtige Richelieu Bedenken trug, den Bogen allzu stark zu spannen.

Bald nachher entkam die Königin Mutter aus Compiegne nach Brüssel, und fand hier Schutz bei der Erzherzogin Isabella, ihrer Tante, der damaligen Regentin der Spanischen Niederlande (Th. VIII. S. 511). Auch ihr jüngerer Sohn, der Herzog von Orleans, fand sich im folgenden Jahre daselbst ein, um Anstalten zu einem Kriege wider seinen Bruder oder vielmehr wider Richelieu zu machen. Dieser ließ allen Anhängern und Rathgebern der Entflohenen durch richterlichen Ausspruch ihre Güter und Ehrenstellen entziehen. Viele erledigte Statthalterschaften und Pairien wurden nun mit Richelieu's Anhängern besetzt; sich selber legte er bei dieser Gelegenheit die Statthalterschaft von Bretagne und die Würde eines Herzogs und Pairs zu, und ließ sich von dieser Zeit an Cardi-

nal=Herzog nennen. Da Viele unter dem Vorwande, der Königin und dem Herzoge von Orleans zu dienen, Alles wagen zu dürfen glaubten, ließ er an dem Marschall von Marillac, der schon früher als ein Anhänger derselben eingezogen worden war, ein blutiges Beispiel aufstellen. Ihm ward wegen Erpressungen, unerlaubter Steuererhebung und rechtswidriger Bedrückung der Unterthanen der Proceß gemacht, und er mußte den Tod auf dem Blutgerüste sterben (10. Mai 1632).

Gegen eine so kräftige Regierung konnten freilich die planlosen Versuche eines so ohnmächtigen Hauptes, als der Herzog von Orleans war, nicht gelingen. Aber dennoch hörte dieser Prinz nicht auf, Versuche zum Sturze des Cardinals zu machen. Freilich konnte er wol auf viele Unzufriedne rechnen, allein er hätte bedenken sollen, daß auch diese sich nicht eher rühren würden, als bis sie von einem Haupte angeführt würden, zu dem sie volles Vertrauen fassen konnten. Ihm genügte es, sich von der Erzherzogin zu Brüssel und von dem Herzoge von Lothringen, Karl IV., dessen Schwester Margarete er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin heimlich geheirathet hatte, mit Gelde und einigen Truppen unterstützt zu sehen, und sich den Herzog von Montmorency, Statthalter von Languedoc, zugethan zu wissen; und so fiel er mit bewaffneter Macht in Burgund ein (13. Jun. 1632), schickte pomphafte Erklärungen aus, in denen er sich „den Generalstatthalter des Königs zur Abschaffung der vom Cardinal Richelieu gestifteten Mißbräuche" nannte, und erklärte, er sey bloß gekommen, das Land von diesem Feinde des Königs und des Volks zu befreien. Zu seiner Verwunderung wirkte jedoch dies Manifest nicht das mindeste; Alles blieb ruhig, und die Städte, die er um den Durch=

zug bat, schlossen ihre Thore vor ihm zu. Unter Mordthaten und Plünderungen erreichte der wilde Söldnerschwarm indeß wirklich Languedoc. Dies war kein unbedeutender Gewinn, denn der Herzog von Montmorency war ein trefflicher Feldherr, und auch sonst ein wackrer Mann, der der Partei des Prinzen wol ein Gewicht geben konnte. Er war früher mit dem Cardinal im besten Vernehmen gewesen, jetzt aber glaubte er sich für seine Verdienste nicht genug von ihm belohnt, und seine Gemahlin, eine Verwandte der Königin Mutter, bestürmte ihn mit Bitten, sein Vaterland und die königliche Familie von der Tyrannei eines hochmüthigen Priesters zu befreien. So sagte er denn dem Herzoge von Orleans seine Unterstützung zu, und im Vertrauen darauf hatte dieser den gefährlichen Marsch durch halb Frankreich nach Languedoc unternommen. Zwar hatte Montmorency, als er vorläufig sein Wort gegeben, diesen Marsch nicht so nahe geglaubt, sondern vielmehr gehofft, es werde noch eine gütliche Vermittelung zwischen dem Könige und seinem Bruder getroffen werden; allein jetzt sah er sich überrascht, und in der traurigen Nothwendigkeit, entweder an dem Könige oder an dem Prinzen zum Verräther zu werden; endlich gab die Unzufriedenheit mit Richelieu den Ausschlag. Im August 1632 vereinigte er sich mit dem Prinzen, so wenig zweckmäßige Anstalten er auch bis jetzt zur Führung eines Krieges hatte treffen können, und so wahrscheinlich ihm selbst das Mißlingen des Unternehmens war.

Wie gegründet diese Besorgniß sey, sah er mit voller Überzeugung schon bei seiner ersten Zusammenkunft mit den Günstlingen des Prinzen. Sie stritten um die Befehlshaberstellen, und keiner hatte Ohren für des an-

dern Rath. Unterdessen gingen einige tausend Mann königlicher Truppen unter den Marschällen Schomberg und La Force nach Languedoc, und der König selber, nebst seiner Gemahlin und dem Cardinal, begab sich nach Lyon. Die Truppen des Herzogs von Orleans standen bei Beziers, und wollten von da aus das Städtchen Castelnaudari besetzen, als Schomberg sich in der Ferne zeigte. Beide Heere stellten sich in Schlachtordnung, und der Graf Moret, der des Herzogs linken Flügel führte, that den Angriff mit großer Heftigkeit. Montmorency folgte mit dem rechten. Der Mittelpunct des Heeres, in dem sich der Prinz selbst befand, blieb auf eine ganz unbegreifliche Weise unthätig, wahrscheinlich, weil seine Rathgeber das Verderben jener ihnen so lästigen Feldherren wollten. Nur zu gut erreichte ihre neidische Bosheit diesen Zweck. Der Graf ward tödtlich verwundet, und Montmorency, der wie ein gemeiner Soldat um sein Leben focht, sank, von siebzehn Wunden entkräftet, unter sein Pferd, auf welches noch ein anderes, auch schwer verwundetes, stürzte, und wurde gefangen nach Castelnaudari gebracht. Diese Gefangennehmung rechnete Schomberg für einen Sieg, und ließ das übrige Häuflein des Prinzen auf dem Schlachtfelde ruhig stehen, (1. September 1632).

Offenbar war nun auch das Schicksal des Letztern hinreichend entschieden. Ihm blieb nichts übrig, als des Königs Gnade anzuflehen, und diese erhielt er gegen das Versprechen, von jetzt an ruhig zu bleiben, und dem Könige die Bestrafung seiner Anhänger zu überlassen. Am 29. September ward dieser Vertrag zu Beziers unterzeichnet, der den beklagenswerthen Montmorency seinem Schicksale Preis gab. Vergebens erinnerte die Gemahlin

dieses unglücklichen Mannes den Prinzen an seine ihr oft wiederholten Schwüre, ohne ihren Gemahl keinen Frieden zu schließen. Sie lernte jetzt, daß niemand seiner Schwüre und Versprechungen Meister ist, dem es an Kraft fehlt, kühne Plane auch männlich auszuführen.

Die Provinz Languedoc ward nun schnell beruhigt. Montmorency wurde nach Toulouse gebracht, dessen Parlament ihm den Proceß machen mußte. Da man ihn in den Waffen gefangen genommen hatte, so fand freilich eine Entschuldigung gar nicht Statt; allein Viele, und seine Richter selbst, verließen sich auf die Gnade des Königs, der nicht zugeben würde, daß der letzte Sprößling eines so edlen und um das Reich so verdienten Hauses sein Leben auf dem Blutgerüste endige. Aber Richelieu stellte vor, wie sehr die Lage der Dinge ein großes, abschreckendes Beispiel erfordere. Ohne ein solches würde sich immer wieder Aufruhr erheben, da Orleans sich doch nur aus Noth unterwürfe. Würde Montmorency aber hingerichtet, so könne der Prinz nie wieder Anhänger von Bedeutung finden. Diese Vorstellungen wirkten auf Ludwig so, daß er entschlossen war, sich durch nichts erbitten zu lassen. So wurden demnach die beiden Schwestern des unglücklichen Herzogs, nebst vielen anderen Freunden, die nach Toulouse gekommen waren, um vor dem Könige einen Fußfall zu thun, an der Thür abgewiesen. Selbst der königliche Liebling St. Simon und die Herzoge von Cheuvreuse und Epernon konnten das Herz des Monarchen nicht erweichen. Vergebens erzählte man ihm, die Richter selber hätten dem Herzoge sein Todesurtheil weinend verkündigt, in ganz Toulouse herrsche eine tiefe Trauer, das Volk bete in den Kirchen und schreie auf den Gassen um Barmherzigkeit für den Un=

glücklichen. Umsonst sagte der Marschall von Chatillon, der König würde unzähligen Personen durch die Begnadigung des Herzogs eine Freude machen. Ludwig antwortete: „Ich würde nicht König seyn, wenn ich den verschiedenen Meinungen einzelner Personen folgen wollte." Darauf kam der Graf von Charlus, und überreichte ihm den dem Herzog abgeforderten Marschallsstab und Orden. Er konnte sich nicht enthalten, dem König, der am Schachbrett saß, zu Füßen zu fallen, und ihn weinend um Gnade zu bitten. Alle die im Zimmer waren, warfen sich mit ihm auf die Knie, und unterstützten seine Bitte. Dennoch sagte der König: „Nein, er muß sterben! Man darf sich über den Tod eines Mannes, der ihn so sehr verdient hat, nicht beschweren; man kann ihn nur über das Unglück beklagen, in das er gefallen ist." Die Hinrichtung geschah am 30. October 1632 im Hofe des Rathhauses zu Toulouse. Der Herzog bereitete sich durch Gebete und geistliche Werke ächt christlich zum Tode vor, ließ den König um Vergebung bitten, und verzieh selbst dem Cardinal Richelieu, dem er sogar zum Zeichen seiner Versöhnung ein kostbares Gemälde, ein Meisterwerk des großen Raphael, vermachte. Als er mit entblößtem Halse in den Hof des Rathhauses geführt ward, grüßte er freundlich nach seiner Gewohnheit alle Anwesende, knieete nieder, und versuchte es, sein Haupt auf den Block zu legen, welches ihm wegen einer Wunde am Halse sehr schwer fiel. Als er endlich die bequemste Lage aufgefunden hatte, rief er: „Nun haut beherzt zu! Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" — Er starb im acht und dreißigsten Jahre seines Alters. Seine trostlose Wittwe ging in ein Kloster. Erst nach Richelieu's Tode

konnte sie die Erlaubniß erhalten, ihrem theuren Gemahl ein öffentliches Denkmal zu setzen.

Bei der Zurückkunft des Hofes nach Paris fand sich schon wieder Stoff zu neuen Unruhen. Der mißvergnügte Kronerbe, der Herzog von Orleans, war abermals nach Brüssel entwichen, und suchte Spanische Hülfe gegen den Hof nach. Jetzt erst erfuhr man das Geheimniß seiner Vermählung mit der Lothringischen Prinzessin Margarete, und diesen Umstand nahm Richelieu zum Anlaß, den Herzog Karl IV. von Lothringen zu züchtigen. Französische Soldaten besetzten sein Land, und zwangen ihn, unter den schimpflichsten Bedingungen Frieden zu machen. Die drückendste davon war die, daß seine Hauptstadt Nancy bis nach ausgemachter Sache des Herzogs von Orleans in Französischen Händen bleiben solle. Der König selber hielt am 25. September 1633 einen triumphirenden Einzug in dieselbe und behandelte den überwundenen Herzog ziemlich verächtlich. Dieser wollte lieber gar kein Land haben, als so gefesselt seyn; er legte daher den 19. Januar 1634 feierlich die Regierung in die Hände seines Bruders, des Cardinals Franz von Lothringen, nieder, und ging mit zweitausend fünfhundert seiner Unterthanen in kaiserliche Dienste. Der neue Herzog Franz schickte nun dem Papst seinen Cardinalshut zurück, um sich vermählen zu können. Allein seine Regierung dauerte nicht lange. Richelieu erkannte die Rechtmäßigkeit derselben nicht an, und ließ das ganze Land erobern. Der Herzog, welcher nächstens selber aufgehoben zu werden besorgte, dachte auf schleunige Flucht. Allein wie sollte er durch die Französischen Wachen kommen, von denen die Stadtthore und sein ganzes Schloß besetzt waren? Hiezu ward mit einem Herrn von Bor-

net eine List verabredet. Dieser mußte den Herzog am 31. März auf seinem Schlosse besuchen, und als er spät am Abend wieder nach Hause ging, begleiteten ihn der Herzog und die Herzogin verkleidet, jener als Diener, diese als Edelknabe mit der Fackel, nach Hause. Hier blieben sie die Nacht versteckt, und am andern Morgen wanderten sie in einer neuen Verkleidung, als Bauersleute nämlich, Körbe voll Mist auf dem Rücken tragend, zum Thor hinaus. Eine nach der Stadt gehende Bäuerin erkannte sie, und zeigte ihre Entdeckung der Thorwache an; allein da gerade der erste April war, so glaubten die Soldaten, es sey Scherz. Unter fortwährender Angst und großer Beschwerde, zumal für die Herzogin, die einen so weiten Gang zu Fuße, mit einer solchen Last und auf so schlechtem Wege noch nicht gemacht hatte, kamen sie endlich nach einer Stunde an den Ort, wo ein Vertrauter mit einem Wagen hielt, der sie glücklich nach Besançon brachte. Von hier traten sie die größere Reise nach Florenz zu ihrer Tante, der verwittweten Großherzogin, an, wo sie drei Jahre blieben, nach welchen sie zu Wien ihren Aufenthalt nahmen.

Der Herzog von Orleans befand sich zu Brüssel auch nicht in der besten Lage. Er hätte gern die ihm von Richelieu angebotene Versöhnung wieder angenommen, wenn der Hof nur seine Ehe mit der Prinzessin von Lothringen hätte genehmigen wollen. Nach einigen Schwierigkeiten ward dies endlich auch bewilligt, und der Herzog begab sich im October 1634 nach Frankreich zurück. Aber bitterer Haß gegen den Cardinal blieb fortwährend in seinem Herzen zurück, obgleich dieser ihn zum Mitanführer eines Heeres gemacht hatte, das in den Niederlanden gegen die Spanier fechten sollte. Bei die-

ser Gelegenheit war es, wo der Prinz mit dem königlichen Hause verwandten Grafen von Soissons, einem jungen feurigen Manne und Richelieu's Todfeinde, eine so vertraute Verbindung errichtete, daß zwischen ihnen und einigen ihrer treuesten Anhänger sogar von der Ermordung des Cardinals die Rede war. Die Gelegenheit dazu war günstig, als der König im September 1636 selbst mit seinem Minister nach Amiens kam, um sich mit den Anführern des Heeres über die nächsten Unternehmungen zu berathen. Da verabredeten nun die Verschwornen, man wolle das nächste Mal, wenn die Rathsversammlung im Schlosse auseinanderginge, den Cardinal zurückzuhalten suchen, und während des Gesprächs sollten der Graf von Montresor und sein Vetter, der Herr von Saint Ibal, ihn auf einen Wink des Herzogs oder des Grafen niederstoßen. Alles ging erwünscht, der König fuhr gleich nach geendigter Sitzung nach Hause, und der Cardinal blieb ohne Begleitung der Seinen mitten unter seinen Feinden zurück, von deren Vorhaben er gar keine Ahnung hatte. Er ging lange mit ihnen im vertraulichen Gespräche im Hofe des Palastes auf und ab, während Montresor kein Auge von dem Herzog von Orleans abwandte, um ihm das besprochene Zeichen abzumerken. Aber so groß waren die Furcht und Unentschlossenheit des Herzogs, der wol auch vor einem Meuchelmorde zurückbeben mochte, daß er kein Auge aufzuschlagen wagte, und zuletzt außer aller Fassung davon lief. Montresor eilte ihm nach, und erhaschte ihn auf der Treppe beim Rocke. „Wollen Sie Sich unglücklich machen? rief er ihm zu. Der Feind ist völlig in Ihrer Gewalt, und bald werden Sie in der seinigen seyn. Soll ichs noch vollführen? Noch ist es

Zeit!" — Nein, nein, stammelte der Prinz, und lief wie ein Wahnsinniger umher. Dieselbe Gemüthsbewegung theilte der Graf von Soissons. Auch ihm sah sein Vertrauter Saint Ibal unaufhörlich nach den Augen, allein er konnte sich nicht entschließen. Unterdessen empfahl sich der Cardinal mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, ohne zu wissen, welcher Gefahr er entgangen.

Der empfindlichste Schlag traf den Herzog von Orleans, der der Nachfolge im Reiche schon gewiß zu seyn glaubte, nach einigen Jahren durch die unvermuthete Geburt eines Dauphins. Die Königin, Anna von Österreich, eine Tochter König Philipps III. von Spanien, war ungeachtet ihrer zwei und zwanzigjährigen Ehe kinderlos geblieben, und lebte nicht in der geringsten Gemeinschaft mit ihrem Gemahl. Nach langer Trennung bemühten sich plötzlich ihre Freunde, sie dem Könige wieder näher zu bringen. Es geschah, daß dieser zu Paris in einem Kloster einen Besuch abgestattet hatte, als ein so böses Wetter einfiel, daß er nicht nach Versailles kommen konnte. Er ließ sich überreden, die Nacht im Louvre bei der Königin zuzubringen, und neun Monate nachher erscholl die Nachricht, es sey ein Kronprinz geboren *) (5. Sept. 1638). Richelieu war der Erste, der

*) Der nachher so berühmt gewordene Ludwig XIV. Er brachte drei Zähne mit auf die Welt, womit er seinen Ammen so beschwerlich fiel, daß man zuletzt eine Bäuerin zu dem Geschäft nahm, die ihm in der Angst durch Zuschlagen das Beißen abgewöhnte. Hugo Grotius gab dies scherzhaft in einem Briefe an Oxenstierna für eine Vorbedeutung künftiger Raubgier aus, welches nur zu sehr eintraf. — Die in den Text aufgenommene Erzählung, wie es mit Ludwigs Erzeugung zugegangen, ist die einfachste und wahrscheinlichste, und findet sich in den Mémoires de Madame de Motteville, T. I. p. 82.

dem selbst verwunderten Könige zu dieser unerwarteten Gabe Gottes Glück wünschte.

So gelang es Richelieu durch unwandelbare Festigkeit des Willens und der Grundsätze, aller Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellten, Meister zu werden. Überall ging er darauf aus, das Werk Ludwigs XI. zu vollenden, und die königliche Gewalt von hemmenden Fesseln zu befreien. Daher sein Kampf gegen die Großen und Parlamente, in welchem ihm die Überlegenheit seines Geistes den Sieg verschaffte. Die Reichsstände rief er gar nicht zusammen, da die große Wichtigkeit ihrer Einwirkung in die Regierung des Staats von jener Zeit, der Unruhen wegen, zu denen der Adel noch stets geneigt war, übersehen wurde. Für Vermehrung der Seemacht, Erweiterung des Handels, Unterstützung der Colonien, Anlage von Canälen u. s. w. sorgte er mit großer Thätigkeit. Daß er im Unwillen über die kleinlichen Ränke, die ihn bei der Verfolgung seiner großen Zwecke störten, zuweilen überstrenge Maßregeln ergriff, zu denen ihn seine herbe Gemüthsart ohnehin geneigt machte, hat ihn bei den meisten Geschichtschreibern in das falsche Licht eines willkührlich herrschenden Despoten gerückt *).

Nach Außen folgte er der Politik Heinrichs IV., die Habsburgsche Macht in Österreich und Spanien zu schwächen, um Frankreich zu erheben. Ob bei dieser Bemühung die Ausbeute mit den aufgewandten Kräften im Verhältniß gestanden habe, möchte zweifelhaft seyn. Wenigstens erndtete Richelieu die Früchte dieser Saaten

*) Gegen diese Anklagen ist Richelieu neuerlich kräftig vertheidigt worden v. Fr. v. Raumer im historischen Taschenbuch, Jahrg. I.

noch nicht. Die Nation mußte sehr oft hohe Steuern zahlen, denn die Summen, deren er bedurfte, um die Heere zu unterhalten, welche seine politischen Pläne ausführen sollten, waren nicht gering. Während seiner achtzehnjährigen Ministerschaft war kein Jahr ohne Krieg. Gleich im Anfange seiner Verwaltung nöthigte er die Spanier, das Veltlin, ein zu Graubündten gehöriges Ländchen, welches diese besetzt hatten, weil es Mailand mit Tyrol verband, wieder zu räumen. Dann ergriff er, wie schon oben erzählt ist, in dem Mantuanischen Erbfolgestreit die Waffen, und brachte es in dem Frieden von Chierasco (1631) dahin, daß der Kaiser und Spanien Karl von Nevers als Herzog von Mantua anerkannten und die wichtige Festung Pignerol an Frankreich abgetreten wurde. Ferner beschäftigten ihn die Händel mit den Hugenotten; dann mischte er sich, wie wir wissen, in den Deutschen (dreißigjährigen) Krieg, anfangs nur durch Geldbeiträge, die er laut dem Vertrage von Bärwalde den Schweden zahlte, nach dem Prager Frieden aber (1635) durch Sendung eigener Heere gegen Spanien und den Kaiser. Von dieser Zeit an hatte Frankreich, so lange Richelieu Minister war, wenigstens fünf, auch wol sieben Heere im Felde, um Spanien und Österreich zugleich in den Niederlanden, am Rheine, an den Pyrenäen und in Italien zu bekriegen. Der tapfere Herzog Bernhard von Weimar übernahm es, dem Könige von Frankreich ein Heer von achtzehntausend Mann zu unterhalten und anzuführen, gegen Zahlung von vier Millionen Livres jährlich, und gegen das Versprechen, daß ihm im Frieden der Elsaß zugesichert würde. Er machte deshalb im Anfange des Jahres 1636 persönlich eine Reise nach Paris, um die Absichten des Cardinals

deutlicher zu vernehmen. Trefflich und eines Deutschen Helden würdig war sein Benehmen gegen die eingebildeten Pariser Hofschranzen. Unter Anderen traf er auch den Herzog von Parma in Paris, dem man viel Aufmerksamkeit erwies und vor dem Könige mit bedecktem Haupt zu reden erlaubte. Bernhard verlangte dasselbe Vorrecht, allein man schlug es ihm ab, weil er ein länderloser Herr sey. Daran aber kehrte er sich nicht, sondern als bei der ersten Zusammenkunft der König sich bedeckte, setzte auch er seinen Hut auf. Dadurch ward der König genöthigt, den seinigen wieder abzunehmen, damit der Herzog es auch thun mußte, und so blieb es bei allen folgenden Zusammenkünften. Als in Richelieu's Zimmer dessen Vertrauter, der Pater Joseph, ein kluger Capuziner, ihm auf einer Landkarte die Plätze vorzeichnen wollte, welche er erobern müsse, erwiederte er, solches Vorschreibens überdrüssig: „Ja ja, Herr Pater, das wäre recht gut, wenn man nur die Städte so mit der Fingerspitze erobern könnte." Der Erfolg dieser Feldzüge und das Ende des Herzogs sind oben schon erzählt.

Noch zwei Stürme erhoben sich gegen Richelieu, aber nach beider Übergang stand er, wie gewöhnlich, nur furchtbarer da. Den ersten bereitete ihm der schon erwähnte Graf von Soissons, der sich eine Zeitlang in der Grafschaft Sedan bei dem Herzog von Bouillon aufgehalten hatte, und nun (1641) mit diesem vereinigt, und von den Spaniern unterstützt, die Verwegenheit hatte, mit bewaffneter Hand in Frankreich einzufallen. Bouillon war ein tapferer und kriegsverständiger Mann, und nahm seine Maßregeln so gut, daß der gegen ihn abgeschickte Marschall von Chatillon am 6. Julius unweit Sedan völlig geschlagen wurde. Aber nach schon geen-

digter Schlacht wurde der Graf von Soissons — man weiß nicht von wem — plötzlich erschossen, und da der Herzog von Bouillon sich von den Spaniern verlassen sah, eilte er, sich dem Könige zu unterwerfen, und erhielt Verzeihung.

Die andere Gefahr für den Cardinal entspann sich fast unter seinen Augen. Ein junger Edelmann, Herr von Cinqmars, genannt le Grand, gehörte seit einigen Jahren zu den liebsten Gesellschaftern des Königs, und war durch Richelieu selbst zu dieser Ehre gekommen. Sein flacher Geist ließ nämlich diesen Menschenkenner nichts von ihm befürchten, indeß sein lebhaftes, einschmeichelndes Wesen ihn geschickt machte, dem Könige die Langeweile zu vertreiben. Der Letztere fühlte sich auch durch seine Unterhaltung sehr angezogen, und machte ihn zu seinem Garderobe= und dann zu seinem Oberstallmeister. Dies flößte dem jungen Manne einen gewissen Dünkel ein, der ihn so kühn machte, daß er von Richelieu verlangte, man solle ihn zum Herzoge und Pair erheben, seine Heirath mit der Prinzessin Maria von Mantua befördern, ihm den Oberbefehl über ein Heer anvertrauen und Sitz und Stimme im höchsten Rathe bewilligen. Als der Cardinal ihn dieser lächerlichen Forderungen wegen in seine Schranken zurückwies, faßte er Rachegedanken wider ihn, und es fehlte ihm nicht an Freunden, die ihm ihre treueste Unterstützung zusagten. Am meisten hoffte er durch den König selbst auszurichten, über den er wirklich viel vermochte, und der seine bitteren Reden über Richelieu's Herrschsucht und über das große Elend, das er durch die vielen Kriege über Frankreich verbreite, in Augenblicken der Verstimmung mit sichtbarem Beifall anhörte. Cinqmars ging darauf all=

mählig weiter, und stellte ihm vor, daß der Cardinal ihn selbst in einer wahren Sklaverei erhalte, und ihm nichts als den königlichen Titel lasse, und daß die ganze Nation seine Entfernung sehnlich wünsche. Aber auch dabei blieb es nicht. Der Günstling wagte zuletzt sogar von Ermordung des Cardinals zu sprechen, worauf Ludwig nun erwiederte, daß dieses den Bann nach sich ziehen würde, den Gedanken aber keinesweges mit dem Unwillen und der Verachtung von sich wies, die eines Königs allein würdig gewesen wären. In manchen Stunden schien es ihm wünschenswerth, der drückenden Abhängigkeit vom Cardinal entledigt zu seyn, obgleich sein besserer Sinn ihm sagte, wie sehr das Reich dieses Mannes bedürfe.

Cinqmars glaubte indeß nun Alles wagen zu können und zog mit großer Unbedachtsamkeit mehrere Officiere an sich, konnte aber keinen finden, der das Wagstück ohne höhere Bewilligung auf sich nehmen wollte. Dagegen gelang es ihm, die Herzoge von Orleans und Bouillon für seinen Plan zum Sturze Richelieu's zu gewinnen. Sie wandten sich gemeinschaftlich an die Spanische Regierung, und diese, in der frohen Hoffnung, ihren gefährlichsten Feind beseitigen zu können, schloß mit ihnen am 13. März 1642 einen Vertrag folgenden Inhalts: Der König von Spanien bewilligt den Unzufriednen zum Besten der Christenheit siebzehntausend Mann Hülfstruppen und bedeutende Jahrgelder. Dafür giebt Frankreich alle seine Eroberungen zurück, und erklärt sich für einen Feind der Schweden und aller Feinde Österreichs und Spaniens. Dies geschah, während der König sich mit seinem Hofe wegen des Krieges in Roussillon zu Lyon aufhielt. Zum Unglück wurde der Cardi-

nal in Carcassone krank, und mußte sich auf den Rath der Ärzte nach Tarascon in Foix begeben, um den dortigen Brunnen zu brauchen. Jetzt triumphirte Cinqmars vollends, denn bisher hatte Richelieu den König nie verlassen. Aber vielleicht gereichte diese Abwesenheit dem Cardinal zum Glück. Der König fand nämlich jetzt die plumpe Herrschaft eines übermüthigen Gecken weit lästiger, als die feinere eines wahrhaft klugen Mannes, der wenigstens den Titel in ihm ehrte, und bei seinem herrischen Sinn doch Alles, was er that, nur als Diener und im Namen des Monarchen zu thun begehrte. Und nun erhielt der Cardinal zur rechten Zeit auch eine Abschrift jenes Vertrages mit Spanien, der ihm über die Pläne der Verschwornen vollständigen Aufschluß gab. Indem er dem Könige diese wichtige Schrift durch einen seiner Freunde, dem Herrn von Chavigny, vorlegen ließ, konnte er den überzeugendsten Beweis geben, daß diejenigen, die an seinem Sturze arbeiteten, ihn erkaufen wollten mit der Erniedrigung Frankreichs. Hierauf wurden Cinqmars und seine Freunde verhaftet. Damit der Herzog von Orleans nicht entwischen möchte, war ihm zum Schein der Befehl über ein Heer für das künftige Jahr aufgetragen, woraus er schließen mußte, daß von seiner Theilnahme an Cinqmars Verrath nichts bekannt geworden sey. Man bemächtigte sich aber seines Botschafters, des Abbé la Riviere, und brachte durch Drohungen und List soviel von ihm heraus, als man wissen wollte. Damit überraschte man nachher den Herzog, der sich nun in Ausflüchte und Widersprüche verwickelte, und seinen Richtern leichtes Spiel gab. Man entsetzte ihn sogleich auf unbestimmte Zeit von seiner Statthalterschaft Auvergne, nahm ihm sein Regiment,

und berief ihn, daß er verhört und den übrigen Verbrechern gegenübergestellt werde. Da er selbst durch die kriechendsten Briefe an den Cardinal diesen Schimpf nicht abwenden konnte, so bat er um die Erlaubniß, das Reich verlassen zu dürfen, welches ihm gern bewilligt ward. Er ging nach Annecy in Savoyen. Der Herzog von Bouillon war gleich anfangs verhaftet worden, und bekannte ohne Umstände, was man zu wissen verlangte.

Der König, der über die Verbindung der Verschwornen mit den Reichsfeinden und über die neue Treulosigkeit seines Bruders großen Kummer empfand, fühlte sich selbst gegen seinen Minister in einer peinlichen Lage, da er sich von der Schuld nicht freisprechen konnte, Cinqmars durch die mit ihm gepflogenen Gespräche in seinen schlimmen Vorsätzen bestärkt zu haben. Um diese Spannung zu lösen, fuhr er selbst nach Tarascon, und unterredete sich mit ihm an seinem Bette. Unter Thränen, die von beiden Seiten vergossen wurden, kam es zu Erklärungen und zu völliger Aussöhnung. Der Cardinal begab sich darauf von Tarascon nach Lyon, wo das Gericht niedergesetzt war, welches das Urtheil über die Angeklagten sprechen sollte. Cinqmars Hochverrath lag klar am Tage, und es konnte über die Strafe, die er dafür verdiente, kein Zweifel obwalten; es wurde in sein Schicksal aber auch sein Freund, der Parlamentsrath de Thou *) verwickelt, obgleich dieser keinen Antheil an der Verschwörung genommen, sondern nur darum gewußt und sie nicht angezeigt hatte. Das Urtheil, welches ihm das

*) Der Sohn des berühmten Geschichtschreibers dieses Namens, den wir im vorigen Bande mehreremal unter seinem latinisirten Namen Thuanus anführten.

Leben absprach, war allerdings einem bestehenden Gesetze gemäß gefällt, die Vollziehung desselben indeß übermäßige Strenge und Härte. Milde aber lag so wenig in des Ministers als in seines Königs Gemüthsart. Der Letztere zeigte bei dieser Gelegenheit die Kälte seines Herzens unter andern dadurch, daß er in der Stunde, zu welcher Cinqmars und de Thou's Hinrichtung angesetzt war, schläfrig nach der Uhr sah, und nach seiner Art spaßend sagte: „jetzt wird dem Monsieur le Grand übel zu Muthe seyn." De Thou starb im sieben und dreißigsten, Cinqmars im zwei und zwanzigsten Jahre seines Alters (12. Sept. 1642); jener von allen rechtschaffenen Männern, dieser von vielen Damen betrauert.

Der Herzog von Bouillon bot für seine Freiheit und sein Leben seine Herrschaft und Festung Sedan an, und erhielt dafür wirklich Begnadigung. Der Herzog von Orleans ward auf den Rang einer bloßen Privatperson gesetzt, mußte seine Statthalterschaft, seine Gensdarmen und seine Leibwache abgeben, und sich sogar die Zahl der Bedienten vorschreiben lassen, die er nur halten dürfe.

Dies war Richelieu's letzter Triumph. Ein hitziges Fieber, mit heftigem Seitenstechen verbunden, warf ihn am 28. November 1642 von Neuem aufs Krankenlager, und ein hinzukommender Blutsturz, auf welchen große Engbrüstigkeit folgte, verrieth den Ärzten sein nahes Ende. Auf die Nachricht davon eilte der König zu ihm. Der schwache Cardinal dankte ihm für diese Ehre, und sagte: „Sire, dies ist der letzte Abschied, den ich von Ihnen nehme. Ich habe dabei den Trost, daß ich Ihr Königreich auf dem höchsten Puncte des Ruhmes, auf dem es je gestanden, hinterlasse." Er bat darauf noch

für seine Verwandte, und empfahl den Cardinal Mazarin (eigentlich Mazarini), bisherigen päpstlichen Geschäftsträger am Französischen Hofe, zu seinem Nachfolger; rühmte auch die Geschicklichkeit der beiden Staatssecretaire Chavigny und Desnoyers und des Kanzlers Seguier. Als der König fortgegangen war, reichte man ihm das Abendmahl, vor dessen Genuß er betheuerte, daß er bei seiner Staatsverwaltung nie etwas anders als das Beste der Religion und des Staats zur Absicht gehabt habe. Er starb am 4. December 1642 im acht und funfzigsten Jahre seines Alters.

Der König hörte die Nachricht von seinem Tode ziemlich kalt an, und sagte mit seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit: „Es ist ein großer Staatsmann in ihm gestorben." Er zog darauf, wie ihm der Sterbende gerathen, den Cardinal Mazarin in den Staatsrath, und erklärte, daß in der Staatsverwaltung nichts verändert werden solle. Da indessen jetzt ein entschiedener Premierminister fehlte, so konnte es ohne vielfache geheime Reibungen nicht abgehen. Mazarin, bei weitem nicht so großartig als Richelieu, und auch darin von ihm unterschieden, daß er mit schlauer Gewandtheit durch Milde und Gelindigkeit zu erlangen suchte, was jener durch Kraft und herrisches Benehmen bewirkt hatte, mußte besonders im Anfange seines Ministeriums leise auftreten, und sich erst Liebe zu gewinnen suchen, ehe er herrschen konnte. Zu dem Ende verband er sich zuvörderst mit seinem ersten Collegen Chavigny gegen den zweiten, Desnoyers, der zur Freude jener Beiden bald in Ungnade fiel, und sandte wenigstens zum Schein, als wünsche auch er den allgewünschten Frieden, Gesandte nach Deutschland. Alle Mittel der Staatskunst aber wurden am Hofe

in Bewegung gesetzt, als der König im Februar 1643 ernstlich erkrankte, und durch sein Ende einen neuen Schauplatz wichtiger Auftritte zu eröffnen versprach. Jedermann drängte sich schon im voraus zur neuen Regentschaft hinzu, und es entstanden darüber noch zu des Königs Lebzeiten die feindseligsten Parteien. Der Klügste gewann auch hier das Spiel, und das war Mazarin. Er beredete den König, selber noch vor seinem Ende einen Regentschaftsrath anzuordnen, und der Königin, seiner Gemahlin, den Titel einer Regentin, doch mit großer Beschränkung ihrer Macht, zu lassen. Dann ging er selbst zur Königin, bewog sie, sich dies ruhig gefallen zu lassen, und versprach ihr, sie nach des Königs Tode auch wol in den Besitz der Macht zu setzen. Sie gab seinen Vorstellungen Beifall, und erwählte ihn, wie ehemals Maria von Medici Richelieu, zu ihrem Vertrauten. Bald darauf starb Ludwig XIII. (14. Mai 1643) in derselben Art, wie er gelebt hatte. Bei seinen Gebeten mußte der anwesende Marschall von Chatillon entfernt werden, weil er ein Protestant war. Nachdem er alle Sprüche, die er wußte, selbst hergesagt hatte, sagte er zu dem Bischof von Meaux: „Nun betet doch weiter; hier ist eins meiner Bücher, worin die Sterbegebete gezeichnet sind." Nachmittags verging ihm die Sprache, und um zwei Uhr starb er, zwei und vierzig Jahre alt, nach einem drei und dreißigjährigen Thronbesitz. Seine unruhige Mutter, Maria von Medici, die sich eine Zeitlang zu Brüssel, dann in England, und zuletzt in Köln aufgehalten hatte, war an dem letztern Orte, ein Jahr vor ihm (3. Jul. 1642, drei und sechzig Jahre alt), beinahe in Dürftigkeit, gestorben.

---

3. Der Cardinal Mazarin und die Fronde.

(1643 — 1651.)

Das Parlament zu Paris, welches Richelieu zum Range eines bloßen Gerichtshofes herabgedrückt hatte, versuchte jetzt, sein altes Ansehen in allgemeinen Reichsangelegenheiten wieder herzustellen. Zu dem Ende übte es eine Machthandlung, durch welche es die Königin Mutter nothwendig verpflichten mußte: es stieß das Testament Ludwigs XIII. um, und erklärte dessen Wittwe zur unumschränkten und einzigen Regentin. Es ist leicht zu erachten, wie lebhaft jetzt das Gedränge der Großen um sie ward, von denen jeder sein Glück durch sie befördert wissen, ja wol gar einen Antheil an der Regierung erhaschen wollte. Allein die Königin beobachtete so viel Kälte und Festigkeit gegen die Minister, daß man wol sahe, wie viel Mazarins Lehren bereits bei ihr gefruchtet hatten. Sie fuhr fort, diesen schlauen Italiener um jeden Schritt zu befragen, und dieser, der als Ausländer doppelt gehaßt wurde, stellte sich immer, als sehne er sich eifrigst nach Italien zurück, und als halte ihn blos noch die Pflicht, die Königin in den Geheimnissen der auswärtigen Angelegenheiten zu unterrichten, die er seit Richelieu's Tode allein besorgt hatte.

So ließ sich demnach der Anfang der neuen Regentschaft nicht so unruhig an, als Viele gefürchtet hatten. Die Freude der Franzosen ward noch erhöht durch die glücklichen Nachrichten, welche von den Heeren, besonders in den Niederlanden, einliefen. Der junge Herzog von Enghien, Sohn des alten Condé, gewann unter andern einen herrlichen Sieg bei Rocroy, an der

Gränze von Champagne, am 19. Mai 1643. Zwar starb dafür auch in demselben Jahre (24. Nov.) der Marschall von Guebriant in Deutschland, allein da seine Stelle durch den aus Italien abgerufenen Turenne (der jetzt Marschall und Anführer der Armee in Deutschland wurde) besetzt ward, so war dadurch mehr gewonnen als verloren.

Daß der 1648 abgeschlossene Westphälische Friede, in welchem Frankreich soviel gewann, hauptsächlich das Werk Mazarins und seiner Unterhändler war, ist in der Deutschen Geschichte schon gesagt worden. Frankreich genoß jedoch dadurch noch nicht des Friedens; vielmehr währte der Krieg mit Spanien, der in den Niederlanden, in Italien und in Catalonien geführt ward, noch ganzer elf Jahre fort, und die dazu erforderlichen Heere kosteten jährlich dem Reiche unermeßliche Summen. Diese herbeizuschaffen, wurden dem schon so hart gedrückten Volke immer neue Steuern aufgelegt, und der Finanzminister Emery, ein Italiäner, der für die Gefühle der Menschlichkeit ganz unempfänglich schien, besaß ein ganz eigenes Talent, immer neue Namen und Vorwände für bisher unerhörte Abgaben zu erfinden. Schon 1644 entstand zu Paris ein Auflauf über eine dieser Steuern, die auf alle neuerbaute Häuser gelegt worden war. Das Parlament, bei welchem man den Finanzrath verklagte, nahm die Klage an, und that ernsthafte Vorstellungen darüber bei der Königin. Dies hatte die willkührliche Verfügung zur Folge, daß zwei Präsidenten und zwei Räthe des Parlaments gefangen genommen, und aus Paris weggebracht wurden. Sogleich machte das Parlament einen Stillstand in allen gerichtlichen Geschäften, um sich eine Zeitlang bloß mit Abfassung schriftlicher Vorstellungen an den Staatsrath beschäftigen zu können. Der darüber

empörte Hof wollte diese Vorstellungen lange nicht annehmen, that es aber endlich doch, drohte indessen nachdrücklich, und nahm keine seiner Verordnungen zurück; vielmehr ward auf den 7. September 1645 ein Lit de Justice *), das erste des jungen Königs, anberaumt, bei welchem schon wieder neunzehn neue Steuerbefehle registrirt werden sollten. Die Königin Mutter begab sich mit ihrem Sohne, mit dem Prinzen von Condé, dem Herzoge von Orleans, und vielen anderen Großen dahin, und der siebenjährige König sagte ganz ernsthaft: „Meine Herren, ich bin gekommen, mit Ihnen von meinen Angelegenheiten zu sprechen; mein Canzler wird Ihnen meine Meinung sagen." Der Canzler stellte hierauf die Nothwendigkeit der neuen Auflagen sehr beredt vor, die sodann selbst einzeln vorgelesen wurden, mußte sich aber im Angesicht des ganzen Hofes von dem eben so beredten als freimüthigen Generaladvocaten Talon Dinge zur Antwort sagen lassen, welche die Königin von ihren Schmeichlern nie gehört hatte. Dennoch wurden die Befehle registrirt; ja es erschienen von Zeit zu Zeit immer neue und härtere, welche die geheime Gährung vermehrten, bis endlich der verwegene Emery gar Hand an die Besoldungen der Beamten mehrerer Behörden legte, erst Abzüge davon verlangte, dann sie auf vier Jahre gänzlich einziehen wollte, wofür er das Versprechen gab, diese Ämter erblich zu machen. Dies brachte jene Behörden aufs äußerste; sie beschlossen, sich mit dem Parlament zu vereinigen, und über diese Handlung ward am 17.

---

*) So hießen die feierlichen Parlamentsversammlungen in Gegenwart aller Großen, wo der König erschien, um ohne weitere Berathung Gehorsam für seine Befehle zu verlangen.

Mai 1648 ein förmlicher Parlamentsschluß zu Stande gebracht.

Dies war für alle Mißvergnügte das Zeichen zum Aufstand. Und wer war nicht mißvergnügt? Aus allen Ständen brachte das Volk Klagen vor das Parlament, und verlangte Hülfe und Erbarmen. Schreckliche Geschichten von der Barbarei der Steuerpächter und ihrer Unterbedienten wurden an das Licht gebracht. Emery und sein verhaßter Beschützer, der unersättliche Mazarin, wurden bis in den Abgrund der Hölle verflucht. Das Parlament versammelte sich von nun an alle Tage, so sehr auch der Hof dies durch Drohungen zu verhindern suchte, und trotzte der Regentin so kühn, daß diese sich wenigstens gezwungen sah, Emery zu entlassen; wiewol dadurch dem Übel nicht abgeholfen ward, denn der an seine Stelle gesetzte Marschall de la Meilleraye, ein Verwandter Richelieu's, war nicht minder herrschsüchtig und hart als jener. Auch war man auf Mazarin fast mehr als auf Emery erbittert, weil man Nachricht haben wollte, daß derselbe nicht nur mit dem Finanzminister getheilt habe, sondern auch noch immer große Summen nach Italien schicke, um im Nothfall gedeckt zu seyn.

Die Regentin wollte es noch einmal mit der Gewalt versuchen, und ließ die beiden eifrigsten Sprecher für das Volk, den Parlamentsrath Broussel und den Präsidenten Blancmesnil verhaften, und jenen nach Saint Germain, diesen nach Vincennes bringen. Drei andere Räthe wurden aus Paris verwiesen (26. Aug. 1648). Das hieß die Mine entzünden. Denn kaum erhielt das Volk die Nachricht, als es besonders über Broussels Gefangenschaft, eines siebzigjährigen Greises, den seine Redlichkeit und Leutseligkeit zum Abgott der Pariser gemacht

hatten, in Wuth gerieth, zu den Waffen griff, die Eingänge der Straßen durch Ketten versperrte, und Alles in Flammen zu setzen drohte, wenn die Gefangenen nicht losgelassen würden. Vergebens ritten die Marschälle de la Meilleraye und l'Hopital durch die Straßen, und suchten das Volk zu besänftigen; sie mußten zurück, um sich nicht der Beschimpfung, ja der Lebensgefahr auszusetzen.

Diesen Bewegungen diente das öffentliche Wohl nur zum Vorwande; am meisten wurde die Flamme angeschürt und unterhalten durch die Ränke Derjenigen, die sich bei dieser Gelegenheit hervordrängen wollten. Unter diesen war besonders ausgezeichnet Johann Franz Paul von Gondi, Neffe und Coadjutor des Erzbischofs von Paris, ein Mann von unruhiger Ränkesucht, von den verdorbensten Sitten, und den Ausschweifungen ergeben, wiewol nicht ohne Kraft zum Handeln. Als Geistlicher war ihm nichts Höheres mehr zu erreichen übrig, als der Cardinalspurpur; außer diesem fühlte er sich aber auch noch zu derselben Gattung des Ruhmes berufen, den zwei Cardinäle unlängst in seinem Vaterlande errungen hatten. Die Neigung des Volks hatte er sich bereits zu erwerben gewußt; jetzt kam es darauf an, ob er auch dem Hofe ein Vertrauen werde abgewinnen können. Er bot der Königin seine Dienste zur Besänftigung des Aufruhrs an. Aber wie hätten zwei Priester unter solchen Umständen Freunde seyn können? Mazarin sprach gegen die Regentin auf das verächtlichste von ihm, und diese nahm daher sein Anerbieten sehr kalt auf. Dennoch ging der Coadjutor hinaus, beruhigte wirklich das tobende Volk, und kam stolz zurück, von dem Erfolge seiner Beredtsamkeit Bericht abzustatten. Auch das ließ die Königin gleichgültig, ja die Hofleute bespöttelten seine Eitelkeit sogar.

Tief gekränkt und fest entschlossen, sich zu rächen, verließ er das Louvre *).

Noch die Nacht wandte er dazu an, seine zahlreichen Freunde und Anhänger unter der Bürgerschaft mit seiner Wuth gegen den Hof und den Minister anzustecken, und sie in die Waffen zu rufen, so daß der Canzler Seguier, als er am andern Morgen ins Parlament gehen wollte, alle Straßen besetzt fand, und sich in einen benachbarten Palast flüchten mußte, wo er sich in einen Wandschrank verbarg, um von den Nachsuchern nicht entdeckt zu werden. Als aber auf den darüber entstandenen Lärm der Marschall von la Meilleraye mit den königlichen Haustruppen ausrückte, und gar auf die Bürger Feuer geben ließ, gerieth die ganze Stadt in Aufruhr, die Ketten wurden sogleich wieder vor alle Straßen gezogen, hinter dieselben wurden mit Erde oder Mist gefüllte Fässer gewälzt, und hinter diese Barricaden stellten sich die Bürger mit geladenen Flinten, wie hinter Brustwehren, und feuerten auf die Soldaten. Ein Weib warf sogar dem Marschall la Meilleraye einen Stein an den Kopf, und

*) Wie sehr es ihm an aller innern Haltung und Tüchtigkeit der Gesinnung mangelte, und wie schlechte Beweggründe ihn leiteten, geht aus seinen eigenen Worten hervor, indem er die Betrachtungen erzählt, welche er in dieser Nacht anstellte: Je permis à mes sens de se laisser chatouiller par le titre de chef de parti que j'avois toujours honoré dans les vies de Plutarque. Mais ce qui acheva d'étouffer tous mes scrupules, fut l'avantage que je m'imaginai à me distinguer de ceux de ma profession par un état de vie qui les confond toutes. Le déréglement des moeurs très-peu convenable à la mienne me faisoit peur . . . . . Les affaires brouillent les espèces, elles honorent même ce qu'elles ne justifient pas, et les vices d'un archevêque peuvent être dans une infinité de rencontres les vertus d'un chef de parti. Mémoires du Cardinal de Retz, Ed. d'Amst. 1718. T. I. p. 132.

ward dafür von ihm mit einem Pistol erschossen. Überall blieben die Bürger im Vortheil, denn die Soldaten selber riefen laut, sie würden gegen sie nicht fechten, und die Officiere ermahnten das Volk sogar, in seinem gerechten Trotze standhaft zu beharren.

Unterdeß ging das ganze Parlament in einem feierlichen Aufzuge ins Louvre, die Königin um die Befreiung der beiden Verhafteten zu bitten. Sie blieb unbeweglich, und nöthigte die Gesellschaft, unverrichteter Sache wieder zurück zu gehen. Neugierig erwartete das Volk sie unten auf der Straße, aber in ihren Mienen konnte schon jeder lesen, was sie ausgerichtet hatten. Doch vertröstete der erste Präsident die Bürger so gut er konnte, und suchte sie zur Ruhe zu bewegen. Umsonst. Ein kecker Eisenkrämer hielt ihm bei der dritten Straßensperre die Pike vor den Leib, und schrie ihn an: „Zurück, Verräther, und wenn dir dein Leben lieb ist, so schaff' uns Broussel, oder bring uns Mazarin und den Canzler als Geiseln!" In der Angst kehrte der Präsident mit allen Räthen wieder um, und ward von dem Pöbel mit Gewalt in den königlichen Palast zurückgedrängt. Die Verzweiflung gab jetzt seiner Sprache einen furchtbaren Nachdruck, worüber die Königin selber die Fassung verlor. Nun rieth auch Mazarin zum Nachgeben. Mit heiterm Gesichte verließen die Räthe diesmal den Palast. Das Volk brach in ein Jubelgeschrei aus, allein die Straßen verließ es nicht eher, als am folgenden Tage, da man Broussel und Blancmesnil wirklich ankommen sah. Der erste, als der geliebtere, ward mit einer Abfeuerung der Gewehre empfangen, und wie ein Triumphator in sein Haus begleitet. W. enige Stunden darauf waren die Straßen wieder frei und alle Läden offen.

Nicht wenig betreten über den Ernst dieser Volkspartei, die ihre Höflinge ihr bis dahin nur unter dem Spottnamen der Frondeurs *) vorgestellt hatten, verließ die Königin Paris, und begab sich mit ihren Prinzen nach Saint Germain. Das Parlament, stolz auf seinen Sieg, glaubte seine Vortheile verfolgen zu müssen, und verlangte durch eine Gesandtschaft die Abstellung aller vom Volke geführten Beschwerden. Die Gesandten bestanden sogar auf der Ausschließung Mazarins von den Unterhandlungen. Man ehrte die Nothwendigkeit, und bewilligte das Verlangen; ja man nahm eine beträchtliche Anzahl von Steuerbefehlen zurück, erneuerte alle alte Parlamentsbeschlüsse, und setzte verschiedene durch Mazarin verhaftete Personen in Freiheit. Dafür stellte nun auch das Parlament seine eigenmächtigen Versammlungen ein, und der Hof kehrte nach Paris zurück.

Um diese Zeit war der Herzog von Enghien, seit seines Vaters Tode (1646) der Prinz von Condé genannt **), nebst seinem Bruder, dem Prinzen von Conti, und mehreren anderen Herren aus dem Felde zurückgekommen. Jede der beiden Parteien war eifrig darauf bedacht, den Sieger bei Rocroy auf ihre Seite zu ziehen. Er aber verachtete sie beide, denn Mazarin wie Gondi, die Häupter derselben, waren ihm Beide gleich stark verhaßt. Dafür aber gelang es dem Coadjutor, den Prin-

*) Schleuderer. So nannte man die Straßenjungen, wenn sie nach einer damaligen Sitte kleine Kriege mit Schleudern gegen einander führten.

**) Sein ganzer Name war jetzt: Ludwig II. von Bourbon, Prinz von Condé. Bei den Französischen Schriftstellern heißt er mit einer ihnen gewöhnlichen ruhmsüchtigen Übertreibung der große Condé.

zen von Conti, und dessen Schwester, die Herzogin von Longueville, für die Fronde zu gewinnen, welche Beide von dem Stolze ihres ältern Bruders gleich empfindlich gedrückt wurden. Diese bedeutende Verstärkung der Gegenpartei machte den Hof immer unruhiger, und man versuchte Alles, um wenigstens den allverehrten Condé zu gewinnen. Die Königin nannte ihn weinend und liebkosend ihren dritten Sohn *), der junge König umarmte ihn, und sogar Mazarin versprach, ihm lebenslang ergeben zu seyn. Einige Freunde des Hofes stellten ihm die Gefahr vor, die dem Staate und jedem Zweige der Verwaltung drohe, wenn das Parlament alle Gewalt an sich reiße, und das Ansehen des Hofes ungestraft mit Füßen trete, ja wenn selbst die Unternehmungen der Feldherren durch die Vorschriften einer Gesellschaft von Rechtsgelehrten beschränkt würden, die nie einen Fuß ins Lager gesetzt hätten. Diese Vorstellungen fruchteten. Condé gab sein Wort, dem Unwesen der Fronde bald ein Ende zu machen und nicht lange ließ er die Pariser über seine neuesten Entschlüsse in Ungewißheit. Als nämlich das Parlament seine Sitzungen eigenmächtig wieder anfing, und darin die Staatssachen aufs Neue vornahm, erschien er nebst dem Herzog von Orleans in einer Sitzung desselben, und fuhr bei der ersten Schmähung, welche der Präsident Viole sich gegen Mazarin erlaubte, so heftig auf ihn ein, daß Alle erschraken; ja er erlaubte sich eine Bewegung mit der Hand, die lautes Murren verursachte (Dec. 1648). Von diesem Tage an hatte er die Volksgunst auf lange Zeit verscherzt, und jetzt sahen die Bürger zuerst mit Furcht der Zukunft entgegen.

---

*) Sie hatte 1640 einen zweiten Prinzen geboren.

In der That waren auch seine Anschläge gewaltsam genug. Er wollte sich der Stadtthore, der Bastille und des Zeughauses bemächtigen, und die Straßen der Stadt in ein Schlachtfeld verwandeln. Allein diesem Vorhaben widersetzte sich der furchtsame Hof aus aller Macht. Sicherer ward es befunden, erst den König aus der Stadt zu schaffen, und dann die letztere förmlich zu belagern. Dieser Entschluß ward so rasch und heimlich ausgeführt, daß die Abreise des Hofes einer Flucht ähnlich sah (6. Jan. 1649). Um Mitternacht verließ er die Stadt, und so wenig Anstalten hatte man vorher in Saint Germain treffen können, daß die Herzogin von Orleans und ihre Stieftochter, die Prinzessin von Montpensier, aus Mangel an Betten auf dem Stroh schlafen mußten, ja daß der König selbst und seine Mutter an dem Nothdürftigsten Mangel litten. Diese schimpfliche Art der Entweichung gab dem Pöbel Stoff zu den zügellosesten Spöttereien. Besonders trug die Königin den allgemeinen Haß davon. Im mündlichen Gespräche, wie in öffentlich feilgebotenen Spottgedichten, ward ihr Name nie ohne einen beschimpfenden Zusatz genannt, und ihr Interesse für den Cardinal in ein häßlich zweideutiges Licht gestellt. Das Parlament dagegen, welches weiter sah, gab sich alle Mühe, sie durch demüthige Erbietungen wieder nach Paris zurück zu locken, welches aber mit Hohn und Stolz abgeschlagen ward.

Da man nun sah, daß Condé Truppen zusammenzog, so blieb nichts anders übrig, als auf Vertheidigungsanstalten zu denken. Der Coadjutor ward nun wieder die Seele der Fronde. Er warb auf seine Kosten allein ein ganzes Regiment Reiter, meist aus Kutschern und Reitknechten *),

*) Als dieses Regiment späterhin bei einem Ausfalle mit Ver-

und das Parlament schoß eine Summe von beinahe zehn Millionen aus seinen Mitteln zusammen, um zwölftausend Fußsoldaten davon zu besolden. An der Spitze dieser in Eil zusammengerafften Truppen standen angesehene Häupter, verlockt durch die Hoffnung, auf den Trümmern der gegenwärtigen Regentschaft ihre eigene Größe zu gründen: die Prinzen von Conti und Marsillac *), die Herzoge von Longueville, Elbeuf, Bouillon **) und Brissac, der Marschall von la Motte und die Marquis von la Boulaye und Noirmoutier. Zu eben der Zeit kam auch der Herzog von Beaufort in Paris an, ein Sohn Heinrichs IV. und der schönen Gabriele von Estrees, der wegen seines athletenmäßigen Ansehens und seiner dem entsprechenden Sitten bei dem Pariser Pöbel sehr beliebt war.

Unterdessen schloß Condé mit den sechs oder siebentausend Mann, die er von seinem letzten Feldzuge noch übrig hatte, Paris ein und suchte den Bürgern die Zufuhr abzuschneiden. Es kam zu einigen Scharmützeln, in denen der Herzog von Chatillon, Condé's Freund (8. Febr.) und bald darauf der junge hoffnungsvolle Herzog von Rohan das Leben verloren. Übrigens ward der Krieg ziemlich lässig betrieben, von der Fronde, weil ihre vielen Häupter wie gewöhnlich unter einander uneins waren; von Condé, weil er sich dessen schämte. Er nannte diese Händel nur la guerre aux pots de chambre.

lust zurückgeschlagen ward, nannte man diese Niederlage la première aux Corinthiens, weil der Coadjutor Titular-Erzbischof von Korinth war. So wurde in diesen kleinlichen Bewegungen Alles ins Lächerliche gezogen.

*) Seit seines Vaters Tode (1650) Herzog von la Rochefoucault, auch als Schriftsteller bekannt.

**) Bruder des Marschalls Turenne.

Da indessen mehrere Statthalter in den Provinzen sich für die Fronde erklärten, und Truppen zu deren Unterstützung sammelten, da ferner der Erzherzog Leopold von Österreich, Statthalter in den Spanischen Niederlanden, sich erbot, mit funfzehntausend Mann in Frankreich einzudringen, ja da Turenne selbst mit seinem Heere zurückzukehren und die Partei der Fronde und das Parlament zu unterstützen Anstalt machte, da hielt der Hof selbst es für rathsam, Friedensunterhandlungen einzuleiten. Die Boten gingen deshalb hin und her, in Paris und in Saint Germain wurden täglich Versammlungen gehalten, und im Parlament ging es nicht ohne heftige Kämpfe ab. Endlich kam am 11. März (1649) ganz unerwartet ein Friede zu Stande, mit dem aber in Paris Niemand zufrieden war. Alles was der Fronde darin Gutes zugedacht ward, bestand in einer allgemeinen Verzeihung, übrigens solle Mazarin Minister bleiben, und alle seit dem 6. Januar bekannt gemachten Parlamentsbeschlüsse sollten für null und nichtig erklärt werden. Darin fand die Unruhe neue Nahrung. Viele schrien, man müsse diesen elenden Frieden verwerfen. Conti und die übrigen Heerführer beschwerten sich, daß man denselben ganz ohne ihre Zustimmung abgeschlossen habe. Der Herzog von Bouillon, Vater von sechs Kindern, die er zärtlich liebte, erklärte, daß er, wenn Mazarin Minister bliebe, das Parlament um die einzige Gefälligkeit bitten müsse, ihm einen Paß zu verschaffen, der ihn sicher über die Grenzen des Königreichs führen könne. Vor dem Rathhause erhob das von den Parteimännern auf alle Weise aufgehetzte und verleitete Volk einen furchtbaren Lärm. Der Präsident Novion kam herunter, die Gemüther zu beruhigen. Ein Bürger packte ihn beim Kleide, und rief: „Her mit den

Friedensartikeln, daß des Henkers Hand sie verbrenne! An den Galgen mit den Deputirten, die diesen Frieden unterzeichnet haben!" Andere Stimmen riefen: „Keinen Frieden! Keinen Mazarin! Fort mit allen Mazarinern in die Seine!" Der Tumult wuchs, und erst als der Coadjutor erschien, wurde es ruhiger. Man beschloß, neue Abgeordnete nach Saint Germain zu schicken, und auf des Cardinals Entfernung zu dringen. Allein zwei üble Nachrichten stimmten jetzt den Muth der Fronde herab. Turenne, der sich bereits in Marsch gesetzt hatte, war plötzlich von allen seinen Officieren verlassen worden. Dies war das Werk Mazarins, der zu rechter Zeit eine Summe von 800,000 Livres auf einem geheimen Wege an diese Herren hatte gelangen lassen. Von Rouen hatte der Herzog von Longueville mit sechstausend Mann herbeieilen wollen, allein auch von ihm erfuhr man, daß er bereits mit dem Hofe in Unterhandlungen stehe. Da nun vollends einigen Mißvergnügten unter den Häuptern der Fronde bedeutende Geschenke versprochen wurden, so bequemte sich einer nach dem andern zur Annahme des Vergleichs, und der innere Krieg war zu Ende, ehe man es selbst recht gewollt hatte.

So viel sah indeß Mazarin wol, daß er alle Ursach habe, sich Freunde bei der Fronde zu machen, und zu dem Ende sparte er weder Schmeicheleien noch Versprechungen, um theils die Prinzen, theils die angesehensten unter den Parlamentsräthen für sich zu gewinnen. Selbst unter die Handwerkszünfte und Schiffsknechte ließ er Wein und Geld austheilen, um bei seinem Einzug in Paris vor ihrer Beschimpfung sicher zu seyn. Auch verzögerte er seine Rückkehr absichtlich, um auch die Zeit zur Beruhigung der Gemüther mitwirken zu lassen. Der

Hof brachte zu dem Ende den Sommer in Compiegne zu. Erst am 18. August hielt er seinen Einzug in Paris, und — so ist der Pöbel! — Alle jauchzten nun, lobten den Cardinal, und nannten ihn einen schönen, einen guten Mann, weil er ihnen ihren König wieder zugeführt habe. Die Häupter der Fronde, und vor Allen der Coadjutor, bezeugten der Königin ihre Hochachtung und Unterwerfung, so wie sie selbst dem Prinzen von Condé öffentlich als ihrem Erretter dankte.

Allein der bloße Dank genügte diesem hochstrebenden Manne nicht; er wollte im Cabinette herrschen, und vor allen Dingen von einem Minister nicht länger abhängig seyn, dessen zaghaftes, schleichendes Wesen der Geradheit und Offenheit des Kriegers doppelt verhaßt seyn mußte. Mazarin gab lange nach; da indessen der Trotz des Prinzen, auch gegen die Königin, immer weiter ging, so dachte er auf ernsthafte Mittel, sich seiner zu entledigen. Der Herzog von Orleans, der den Prinzen längst beneidete, ward leicht gewonnen, und selbst der Coadjutor ging in die Schlinge, die ihm von einigen buhlerischen Frauen gelegt ward, zumal da man ihn mit der Aussicht auf einen Cardinalshut körnte. Der Zweck dieses neuen Anschlags war kein geringerer, als den Prinzen von Condé nebst seinem Bruder und Schwager (Conti und Longueville) gefangen zu nehmen. Mazarin war um diese Zeit freundlicher als jemals gegen diese Herren, und alle Zurüstungen wurden so geheim gemacht, daß niemand etwas merkte. Als Alles fertig war, ließ er ihnen am 18. Januar (1650) spät Nachmittags melden, es seyen wichtige Nachrichten eingelaufen, weshalb die Königin sie noch diesen Abend zu einer Rathsversammlung einladen lasse. Als sie in den Ver=

sammlungssaal eintraten, ward ihnen der Verhaftsbefehl vorgezeigt, worauf sogleich die Wache erschien, und eine Kutsche vorfuhr, die sie noch in derselben Nacht nach Vincennes brachte.

Das Volk, das ehemals den Sieger bei Rocroy vergöttert hatte, empfing am andern Tage die Nachricht mit lautem Jubelgeschrei. Aber in den Provinzen regten sich desto mehr Unzufriedene. Guienne, seine Statthalterschaft, empörte sich zuerst, und alle Bürger von Bordeaux versprachen seinen Freunden, den Herzogen von Bouillon und von La Rochefoucault, sich bis aufs Äußerste gegen Mazarin zu vertheidigen. Der Marschall von la Meilleraye führte darauf ein königliches Heer nach Guienne und belagerte Bordeaux. Die Einwohner leisteten herzhaften Widerstand, und ergaben sich erst am 1. October und unter den rühmlichsten Bedingungen. Weil aber der Hof bei dieser Gelegenheit die Prinzen noch nicht freilassen wollte, so machte sich der furchtbare Turenne zu ihrem Beistande auf, und rückte wirklich mit seinem Heere in Champagne ein. Aber schnell beredeten die Frondeurs den Herzog von Orleans, die Gefangenen von Vincennes nach Marcoussis bringen zu lassen, wodurch Turenne's Anschlag vor der Hand vereitelt ward. Mazarin, der noch sicher gehen wollte, ließ sie am 25. November nach Havre de Grace abführen, und sandte den Marschall du Plessis nach Champagne, um Turenne die eroberten Plätze wieder abzunehmen. Es kam darüber zu einer Schlacht, bei der er zugegen war (bei Rethel, 15. Dec. 1650) und in welcher Turenne den Kürzern zog. Dies machte den Cardinal, der sich den Sieg zuschrieb, so übermüthig, daß er nun alle Verstellung ablegte, auf Gondi und Beaufort ohne Scheu loszog, vom

Parlament verächtlich sprach, und selbst dem Herzog von Orleans in Gegenwart der Königin Vorwürfe zu machen wagte.

Dies erbitterte Alle, und ohne die beispiellose Anhänglichkeit der Königin an ihn wäre er jetzt gewiß verloren gewesen. Der Herzog von Orleans ließ dem Parlament laut durch den Coadjutor sagen, er wolle von nun an gemeinschaftlich mit ihnen auf einen Zweck losarbeiten. Dieser neue Anschlag verkündigte so viel Einheit und Standhaftigkeit, daß Mazarin jetzt zum ersten Mal für seine Sicherheit besorgt ward. Verkleidet, und nur von zwei Personen begleitet, entwich er in der Nacht nach Saint Germain (6. Febr. 1651). Ihm folgte ein Schluß des beherzten Parlaments, der ihn aus allen Ländern des Königreichs verbannte, mit dem Zusatz, er solle vogelfrei seyn, wenn er sie in vierzehn Tagen nicht geräumt haben werde. Die Königin, jetzt aufs äußerste gebracht, wollte ihm mit ihren Söhnen heimlich nach, allein kaum merkte dies der Coadjutor, so brachte er auf einen Wink alle Bürger in die Waffen. Erschreckt und beschämt, erklärte sie jetzt, es sey nie ihr Wille gewesen, zu entfliehen, vielmehr wolle sie gern Alles thun, was die Ruhe herstellen könne. Hierauf drang man ihr sogleich einen Freiheitsbrief für die Prinzen ab, mit welchem ein Staatssecretair auf der Stelle nach Havre de Grace abging. Aber noch eher als dieser, kam Mazarin daselbst an, denn er wollte sich in seiner Noth durch die frohe Botschaft bei Condé einschmeicheln. Aber Condé war der Mann nicht, der so schnell vergessen konnte. Auch mit seinen Versicherungen, daß Orleans und Gondi die Haupturheber der Verhaftung gewesen wären, fand der Cardinal wenig Glauben. Ohne Hoffnung, unter

dieses Adlers Flügeln Schutz gegen seine Feinde zu finden, ließ er die Prinzen allein nach Paris abreisen, und begab sich mißmuthig nach Lüttich, und von da nach Köln, um wenigstens den ersten Sturm vorübergehen zu lassen.

Aber so fern er auch von dem Schauplatze seiner Wirksamkeit war, so gegenwärtig blieb doch sein Geist im Staatsrathe, theils in so fern seine Geschöpfe, die Staatssecretaire Le Tellier, Servien und Lionne noch immer um die Königin blieben, theils in so fern die Letztere nichts von Bedeutung unternahm, ohne erst durch geheime Eilboten seinen Rath darüber einholen zu lassen. Wirklich war diese Regentin jetzt in einer peinlichen Lage. War schon die Fronde ihr verhaßt, so war es dieser stolze Condé noch mehr, dem jetzt Alles wieder anhing, und der selbst mit dem Herzog von Orleans und dem Coadjutor in dem besten Vernehmen stand. Diese Eintracht zu zerreißen, war jetzt die nächste Aufgabe für ihre Staatskunst. Alle Künste der List und der Verstellung wurden dazu aufgeboten. Sie machte ihm zuerst die glänzendsten Versprechungen, warf dann den Saamen des Mißtrauens in die Herzen der Fronde, hetzte heimlich Einen gegen den Andern auf, und brachte es durch die wunderbarsten Ränke dahin, daß Einer an dem Andern seinen offenbarsten Feind zu sehen glaubte. Alles ging nach Wunsch, die Zwietracht brach offen aus, doch haßte niemand die Königin, weil sich jeder von ihr begünstigt glaubte. Jetzt aber that sie den letzten entscheidenden Streich, sie sagte sich von allen dem Prinzen gemachten Versprechungen los, ließ ihn im Stich, und verband sich mit der Fronde. Dem Coadjutor versprach sie nun bestimmt den Cardinalshut, und dafür gab er sein Wort,

in acht Tagen sollte Condé nicht mehr in Paris seyn. Dies traf ein, denn der in solchen Listgeweben wenig erfahrne Feldherr war über alle diese ihm so unerwartet gespielten Ränke so bestürzt, daß er aus Furcht vor einer zweiten Verhaftung eiligst entfloh, und sich auf sein Landgut Saint Maur zurückzog (6. Jul. 1651).

Um ihn indeß zurückzulocken, stellte sich die Königin über seine Entweichung sehr betreten, schickte zu ihm, um sich nach der Ursache derselben zu erkundigen, und entließ zum Schein, mit Mazarins Erlaubniß, die drei obengenannten Staatssecretaire. Condé kam wirklich einigemal von dem nahen Landhause nach der Hauptstadt und wohnte den Parlamentsversammlungen bei, empörte aber durch seinen Trotz den Hof heftiger als jemals. Einmal fuhr er rasch vor dem Könige vorbei, ohne ihn zu grüßen; wenn er durch die Straßen ritt, war sein Gefolge prächtiger als das des Königs, und wenn er fuhr, umringten bezahlte Schreier seinen Wagen, die unaufhörlich riefen: „Es leben die Prinzen, aber kein Mazarin!" Ihm zum Trotz, und zum Theil auch wol zu eigner Sicherheit, schleppte der Coadjutor ein ähnliches Gefolge mit sich herum, das oft aus vierhundert Personen bestand, worunter viele Edelleute und Geistliche waren, ja er besetzte, wenn Condé im Parlament erwartet wurde, alle Thüren und Säle mit seinen Schaaren. Die Spannung Beider hatte den äußersten Grad erreicht, als der Prinz am 19. August in der Sizzung erschien. Feurig wie er war, griff er seinen Feind mit den heftigsten Worten an. Gondi blieb ihm nichts schuldig, und vergebens bemühte sich der erste Präsident, den Wortwechsel in Güte beizulegen. Einige Begleiter des Prinzen vergaßen sich bis zu Schimpfworten, und

nun waren in einem Augenblicke alle Degen entblößt. Ein schreckliches Blutvergießen würde erfolgt seyn, wenn nicht der Marquis von Crenan, Gardehauptmann des Prinzen, mit männlicher Stimme gerufen hätte: „Ein Schelm, der seinen Degen nicht einsteckt!" Dies einzige Wort, ausgesprochen von einem tapfern Manne, brachte augenblicklich alle Degen in die Scheiden. Aber noch näher war dem Coadjutor eine andere Gefahr. Er war entsprungen, und kam nun wieder zurück. Der Herzog von La Rochefoucault, dem bei seinem Anblick die Galle überlief, sprang zu, klemmte ihn zwischen die Thür, und rief überlaut: „Stoßt ihn nieder! stoßt ihn nieder!" Und schon war ihm ein Dolch nahe, als der Sohn des ersten Präsidenten dem Mörder in den Arm fiel, und jenen befreite. Der Lärm nahm hierauf überhand; der Herzog von La Rochefoucault schalt den Coadjutor einen Verräther, dafür drohte ihm der Herzog von Brissac mit Stockschlägen, worauf der erstere wieder schwur, er wolle ihn mit seinen Sporen zerfleischen. Mit kochendem Blute ging die Versammlung aus einander. Condé verließ darauf Paris, und begab sich nach Montrond, einem festen Platz in Berry.

Am 5. September 1651 trat der junge König sein vierzehntes Jahr an, und damit zugleich, nach Französischen Gesetzen, das Alter der Mündigkeit. Er erschien daher als König Ludwig der Vierzehnte im Parlamente, erklärte in einer Rede, daß er nun nach den Gesetzen des Staats die Regierung selbst übernehmen wolle, in Hoffnung, Gott werde ihn mit den erforderlichen Kräften unterstützen, um als ein frommer und gerechter König herrschen zu können. Hierauf legte auch die Königin die bisher geführte Regentschaft in einer

kurzen Rede nieder, versteht sich, nur zum Schein, denn sie beherrschte den flüchtigen, unerzogenen und noch fast knabenhaften König ganz, so wie sie wiederum von Mazarin, trotz seiner Abwesenheit, noch immer beherrscht ward.

---

4. Condé's Empörung.

(1651—1654.)

Condé hatte dem Hofe und dessen ganzem Anhang tödtlichen Haß geschworen, und er fühlte sich Manns genug, ein ganzes Königreich vor seiner Rache zittern zu machen. Ein Bürgerkrieg sollte sich jetzt erheben, in welchem nicht, wie in jenen Hofgefechten, Weiberlist und Italienerränke, sondern Tapferkeit und Mannskraft den Ausschlag geben sollten. Zwar gelang es ihm diesmal nicht, den wackern Turenne (der sich vielmehr jetzt an den Hof anschloß), und dessen Bruder, den Herzog von Bouillon, in sein Interesse zu ziehen; allein dafür war er der Spanier gewiß, die ihm zahlreichen Beistand versprochen hatten, und seine Provinz Guienne, in die er jetzt mit seinen Freunden (La Rochefoucault, Longueville ꝛc.) eilte, nahm ihn mit offenen Armen auf. In der Hauptstadt Bordeaux, wo Parlament und Bürgerschaft ihm freudig zufielen, bemächtigte er sich aller königlichen Einkünfte, und bestritt davon seine Werbungen. Bald hatte er ein Heer beisammen, mit dem er die königlichen Truppen erwartete. Diese erschienen schon im October, angeführt von dem Grafen von Harcourt, doch begleitete sie auch der junge König selbst mit seiner Mutter und dem ganzen Hofe. Man war eben in Poitiers, als der verbannte Mazarin in päpstlichem Pompe, trotz

aller erneuerten Befehle des Parlaments, erschien, begleitet von einem kleinen Heere, das der Marschall von Hocquincourt anführte, und dessen Officiere sämmtlich grüne Schärpen (die Farbe der Hausbedienten des Cardinals) trugen. Zwei Meilen weit waren ihm der König und sein Bruder an der Spitze der Leibwache entgegengeritten, und so freundlich empfing der erstere ihn, daß ein Fremder nicht errathen haben würde, wer von Beiden der Herr, und wer der Diener sey.

Mit dem Anbruch des Frühlings begannen die kriegerischen Unternehmungen. Condé, der nun öffentlich für einen Majestätsverbrecher erklärt worden war, zeigte sich seines alten Feldherrnruhms nicht unwürdig. Er überfiel einen Theil der königlichen Truppen bei Blenau (6. April 1652) so unerwartet, daß diese Abtheilung fast gänzlich niedergemacht ward, ehe der tapfere Turenne, der die andere befehligte, davon Nachricht erhielt. Allein jetzt mußte er aus Mangel an Mannschaft mehr vertheidigungsweise verfahren. Diese langwierige Art, den Krieg zu führen, behagte ihm nicht; er überließ daher die Truppen seinen Officieren, und ging nach Paris, wo damals weder Hof noch Garnison war, und wo das Volk, seit des verhaßten Mazarin Rückkehr, ihn wieder anbetete. Der Coadjutor, seit Kurzem endlich Cardinal von Retz, verhielt sich jetzt ruhig, und das Parlament, in seinem Innern getheilt, schwankte hierhin und dorthin.

Auch in dieser mißlichen Lage trug Mazarins Schlauheit den Sieg davon. Er fing an, mit dem Prinzen zu unterhandeln, und zog diese Unterhandlungen so in die Länge, daß die Pariser sich über die Unthätigkeit ihres Helden nach gerade eben so sehr langweilten, als sie vor-

her seiner Kühnheit Beifall zugejauchzt hatten. Da man endlich sah, daß es dem Cardinal mit allen seinen Unterhandlungen doch kein Ernst sey, begab sich der Prinz zuletzt wieder zu seinen Truppen, die aber durch Desertionen und Scharmützel sehr zusammengeschmolzen waren, während Turenne die seinigen ansehnlich verstärkt hatte. Gleich das erste Zusammentreffen beider Feindeshaufen, bei Etampes, war dem Prinzen sehr nachtheilig, indem Turenne ihm durch seine unerwartete Überraschung mehr als tausend seiner besten Leute niedermachte, und gegen siebzehnhundert gefangen bekam. In der Eil mußte Condé den Herzog von Lothringen Karl zu Hülfe rufen, der auch mit seinen achttausend Mann, die er Jahr für Jahr an die Spanier zu vermiethen pflegte, bald genug erschien, aber, da ihn Condé nicht regelmäßig genug bezahlen konnte, lieber eine ansehnliche Abkaufungssumme von Mazarin annahm, und dafür wieder umkehrte, nicht ohne die auf seinem Wege gelegenen Örter zu verwüsten.

Nach diesem neuen Verlust blieb dem Prinzen nichts übrig, als sich mit seinen wenigen Truppen in die Hauptstadt selbst zu werfen. Sogleich aber rückte ihm Turenne nach, und erreichte ihn in der Vorstadt Saint Antoine. Condé verschanzte sich in der Eil so gut er konnte; sein Geschütz stellte er am Rande des Grabens zwischen der Stadt und Vorstadt auf; die Eingänge in die drei Straßen, aus denen die Vorstadt bestand, versperrte er durch Barricaden, und die daran stoßenden Häuser besetzte er mit Musketieren. Die Vertheidigung der mittleren Straße hatte er selbst übernommen, in der Straße Charenton (zur rechten Hand) stand der Herzog von Nemours, und in der Straße Charonne (linker

Hand) der Marschall von Tavannes. Turenne wagte es nicht, den Feind in dieser Lage anzugreifen, aber Mazarin, der diesen mißlichen Handel so schnell als möglich entschieden zu sehen wünschte, bestand darauf. Es erhob sich daher in diesen engen Straßen ein erbittertes Gefecht. Dem Prinzen gegenüber stellte sich Turenne, und rechts und links befehligten die Marquis von Navailles und Saint Maigrin. Der letztere überwältigte zuerst die Barricaden von der Straße Charonne, trieb den Feind nach tapfrer Gegenwehr bis an den Platz am Thor der Stadt, wurde aber von dem Prinzen, der den Fliehenden zu Hülfe eilte, wieder durch die lange Straße zurückgejagt, und verlor selbst in dem heftigen Feuer, das allenthalben aus den Fenstern auf seine Leute herabdonnerte, das Leben. Noch hitziger war der Kampf in der Straße Charenton. Hier fochten die Herzoge von Beaufort, Nemours und La Rochefoucault gegen die königlichen Truppen mit unbezwinglicher Tapferkeit. Dreimal wurden sie zurückgeschlagen, dreimal erneuerten sie den Angriff wieder, und jagten durch Blut und Leichen ihre Gegner wieder über die Barricade hinaus. Sogar in der mittleren Straße, wo Turenne einen Haufen nach dem andern anführte, und das Gedränge am wüthendsten ward, konnte das Geschwader des braven Condé selbst nach einer siebenstündigen Arbeit nicht überwältigt werden. Nach einem fürchterlichen Feuer und unzähligen hingestreckten und im Getümmel zertretenen Leichen, beschloß Turenne, sich zurückzuziehen, und die Ankunft des Marschalls la Ferté zu erwarten, der mit einer Verstärkung im Anzuge war. Beide Parteien machten also eine Art von Stillstand, um wieder Athem zu schöpfen, und sich auf einen neuen Kampf vorzubereiten (2. Juli 1652).

Mazarin und der Hof hatten diesem wüthenden Gefecht auf der Anhöhe von Charonne, und die Pariser von den Mauern, Dächern und Thürmen ihrer Stadt zugesehen. Die Rachsucht des Cardinals von Retz war dabei nicht müßig zum Untergange des Prinzen gewesen. Er hielt diese ganze Zeit über das Thor zur innern Stadt fest verschlossen, und tilgte selbst das Mitleid mit dem Prinzen aus den Herzen der Bürger, indem er aussprengte: der ganze Lärmen sey nur ein Spiegelgefecht, Condé habe sie verrathen, und längst vorher einen geheimen Frieden mit dem Hofe gemacht; jener Kampf sey nur darum verabredet, damit es scheinen solle, als habe Condé den Vortheil der Fronde bei der Abschließung des Friedens nicht bedenken können. Selbst der Herzog von Orleans ließ sich durch die Bosheit täuschen, und ging daher nicht aus seinem Palaste.

Seine Tochter, die Prinzessin von Montpensier, ein kluges, entschlossenes, und für Condé sehr theilnehmend gesinntes Fräulein, war von der Wahrheit besser unterrichtet. Uneingedenk ihres Geschlechts und Standes begab sie sich selbst auf das Rathhaus, stimmte Parlament und Volk zu Gunsten Condé's um, eilte dann in die Antonsstraße und ließ das Thor (mit Bewilligung ihres Vaters) öffnen. Dies geschah einen Augenblick vor dem erwähnten Stillstand. Condé war nicht sobald von dem wesentlichen Dienst benachrichtigt, den ihm die Prinzessin erwiesen, als er in die Stadt eilte, um seiner Wohlthäterin zu danken, und zu bitten, daß man sein Feldgeräth hineinlassen möge. Die Prinzessin stellte ihm vor, wie weit sicherer er gehen würde, wenn er lieber sein ganzes Volk hereinzöge. Aber dagegen sträubte er sich lange. „Man soll mir nicht vorwerfen, rief er, daß ich

vor den Mazarinern geflohen sey!" Er eilte hinaus, kam aber nach einigen Stunden wieder, und besprach sich nun auch mit dem Herzog von Orleans. Die Prinzessin dagegen ging in die Bastille, und ließ die Kanonen derselben gegen die königlichen Truppen vor der Vorstadt richten. Von hier aus bemerkte sie zugleich, daß der Marschall la Ferté mit den erwarteten Hülfstruppen sich eben mit Turenne vereinigte. Nun war es hohe Zeit, die Condéschen Truppen in die Stadt zu flüchten. Rasch setzte ihnen Turenne nach, allein jetzt ließ die Prinzessin oben auf der Bastille die Kanonen losbrennen, und dies hielt die Verfolgenden zurück. Die Fliehenden kamen glücklich hinein, worauf das Thor sogleich wieder geschlossen ward. Als das Volk den wahren Zusammenhang aller dieser Ereignisse erfuhr, brach es in die ausgelassensten Lobeserhebungen des Helden aus: jedermann sprach mit Abscheu von Mazarin, und mit Verachtung von dem Könige und seiner Mutter, die jetzt wie Verbannte in der Irre umherschweiften. Das Parlament ernannte sogar den Prinzen zum Generalissimus des Heeres, und den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs, eine gehässige Erinnerung an jene revolutionairen Zeiten, da der Herzog von Mayenne den letzteren Titel geführt hatte.

Mazarin fand diese Umstände sehr bedenklich, zumal da er erfuhr, daß der Herzog von Lothringen und der General Fuensaldagna mit fünf und zwanzigtausend Spaniern aus den Niederlanden in Anmarsch wären, die Partei des Prinzen zu unterstützen. Er ließ sogar schon bei dem Statthalter der Normandie anfragen, ob man wol den König sicher dahin flüchten könne. Allein Turenne verwarf diese schimpfliche Maßregel der Furchtsamkeit.

Auf seinen Rath ward der Hof nach Pontoise gebracht, und er selbst nahm bei Compiegne mit dem Heere eine der vortheilhaftesten Stellungen. Mazarin flößte darauf durch falsche Briefe dem Spanischen General Verdacht gegen Condé's Redlichkeit ein, und so blieb derselbe an der Grenze stehen.

Wahrlich eine seltsame Lage der Dinge! Condé hatte die Stadt inne, und wollte doch nicht Regent seyn; der König wagte sich nicht hinein, und wurde doch von seinem Volke nicht gehaßt. Alle diese Schmach und Unruhe litt er um eines Ministers willen, von dem seine Mutter nun einmal nicht lassen wollte. Er wollte noch einen königlichen Befehl wagen, und verlangte, daß das Parlament sich nach Pontoise begeben solle. Drei Präsidenten, der Siegelbewahrer, der Generalprocurator und elf Räthe gehorchten; die übrigen blieben zurück, so daß man jetzt zwei Gegenparlamente sah, die in nichts übereinkamen, als in ihrem Haß gegen Mazarin. Da dieser Minister endlich selbst einsah, daß seine Gegenwart allein den so nöthigen Frieden verzögerte, so entschloß er sich zu einer zweiten Selbstverbannung, und ging nach Sedan. Doch blieb er nicht nur auch dort in der engsten Gemeinschaft mit dem Hofe, sondern er hatte auch das feste Versprechen des Königs und seiner Mutter, auf das ehrenvollste zurückgerufen zu werden, sobald ihr Ansehn und die öffentliche Ruhe gehörig wiederhergestellt seyn würden (19. Aug. 1652).

Jetzt war dem Prinzen aller Vorwand zum fernern Kriege abgeschnitten. Auch war das Volk, das ohnehin durch die Drangsale des nahen Krieges viel leiden mußte, bereits sehr lau gegen ihn geworden. Eine durch seine Ausschweifungen entstandene Krankheit zwang ihn über-

dies in dem entscheidendsten Zeitpuncte zur Unthätigkeit, und da die Pariser nun vollends dem König für Mazarins Entlassung dankten, und ihn um seine Rückkehr in die Hauptstadt ersuchten, so glaubte sich jener nicht mehr sicher in Paris, und ging mit dem Rest seiner Truppen in die Champagne, wo er sich den Spaniern in die Arme warf. Am 21. October hielt der König wieder seinen Einzug, und ward dankbar und liebreich von seinem Volke empfangen. Die ganze Stadt war nun auf einmal wieder so ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre. Alle Anhänger des Prinzen erhielten Verzeihung; nur mußten die vornehmsten derselben, unter denen auch der Herzog von Orleans und dessen heldenmüthige Tochter waren, Paris verlassen. Am schlimmsten ging es dem Cardinal von Retz. Ihn traf Mazarins Haß am stärksten, weil er seiner Eifersucht der nächste war, und da er die Kühnheit hatte, selbst auf das Louvre zu gehen, und der Königin ohne alle Entschuldigung unter die Augen zu treten, so ward er festgenommen (18. Dec.), und zuerst nach Vincennes, hernach nach Nantes gebracht. Am letztern Orte entkam er zwar aus dem Gefängniß und irrte eine Zeitlang flüchtig umher, starb aber zuletzt doch in der Einsamkeit (1679), weit entfernt von dem glänzenden Ziele, das er sich einst in glücklicheren Jahren vorgesteckt haben mochte.

Seine Entfernung erleichterte Mazarins Rückkunft ungemein. Dieser hatte an den Grenzen viertausend Mann zusammengeworben, und mit denselben den Spaniern einige eroberte Französische Plätze wieder abgenommen. Der Ruf dieser unerwarteten Heldenthat ging vor ihm her, und am 8. Februar 1653 erschien er selbst vor den Thoren von Paris, in einem weit glänzendern Auf=

zuge, als in welchem der König vor drei Monaten zurückgekehrt war. Der junge Monarch fuhr ihm mit vielen Prinzen und Edelleuten, und begleitet von seinen Leibwachen und Gensdarmen entgegen, und da der Cardinal in einiger Entfernung aus dem Wagen stieg, so that Ludwig dasselbe, und bei der Begrüßung umarmte er ihn wie seinen Vater. Er nahm ihn darauf zu sich in seinen eigenen Wagen, und das Volk, das ihn so geehrt von seinem Könige sah, glaubte ihn nun nicht weniger ehren zu müssen, und war unerschöpflich in Jubelausrufen und Schmeichelnamen. Das Parlament, welches noch vor Kurzem einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, gab ihm jetzt ein großes Gastmahl auf dem Rathhause, wobei er Geld unter das Volk werfen ließ, eine Großmuth, die ihm nun vollends die Vergötterung zuwege brachte.

Von nun an erlebte Mazarin nichts als Triumphe. Guienne, welches die Freunde Condé's noch im Aufruhr erhalten hatten, ward durch Waffengewalt beruhigt; der Krieg mit Spanien, der während der inneren Unruhen nur schläfrig war betrieben worden, ward jetzt mit Nachdruck fortgesetzt, und obgleich Condé an der Spitze der Vaterlandsfeinde stand, so konnte er doch gegen den vorsichtigen Turenne nichts ausrichten. In Paris vergaß man den Helden bald, der seine glänzenden Gaben doch nur zur Störung der Ruhe seiner Mitbürger angewendet hatte; seine eigenen Geschwister sagten sich von ihm los, die Herzogin von Longueville ging in ein Kloster, um ihrem auf Buhlereien und Ränke unrühmlich verwendeten Leben wenigstens ein sittsames Ende zu geben, und ihr Bruder Conti söhnte sich mit der Hofpartei so ernstlich aus, daß er sogar eine Nichte Mazarins heira=

thete. Nach solchen Schritten konnte es der Hof wol wagen, dem ältern Bruder den Proceß zu machen. Er ward vom Parlament als Majestätsverbrecher des Todes schuldig erklärt, und einstweilen aller seiner Würden und Güter entsetzt (24. März 1654).

---

5. Ludwigs XIV. Lehrjahre.

(1654 — 1661.)

So darf man wol die letzten Lebensjahre Mazarins nennen, in denen der hochfahrende, herrschsüchtige Geist des jungen Königs gänzlich von dem schlauen Rathe dieses Ministers geleitet ward, der ihn durch Worte und Beispiele lehrte, wie viel ein Herrscher sich erlauben dürfe, der durch Festigkeit und durch strenge Uebereinstimmung seiner Handlungsweise die Unterthanen an den Glauben zu gewöhnen vermöge, daß sein Wille das höchste Gesetz, und sein Vortheil der erste Zweck alles gemeinschaftlichen Strebens seyn müsse. Und nie fand ein Lehrer einen gelehrigern Schüler, denn es zeigte sich schon in Ludwigs ersten Kinderjahren, daß diesem Prinzen eine Gemüthsart beschieden sey, die ihn eben so entzündbar für alle Leidenschaften, als unersättlich in allen Arten von Genüssen machte. Dazu kam, daß Ludwig unter den Unruhen der Fronde groß geworden war, wo ihm die Folgen zügelloser Willkühr und selbstsüchtiger Widerspenstigkeit so stark entgegengetreten waren, daß ihm das entschiedendste und durchgreifendste Verfahren und unbedingter Gehorsam für seine Befehle zur Ruhe des Staats unumgänglich nothwendig schienen. Was aus einer solchen Gemüthsart und einer solchen Ansicht hervorgehen

mußte, hat die Welt, theils mit Schrecken, theils mit Erbitterung, gesehen. Er war noch nicht sechzehn Jahre alt, als er einmal auf die Nachricht, das Parlament habe sich eigenmächtig versammelt, um gegen eine vom Hofe bekannt gemachte Verordnung eine Vorstellung abzufassen, plötzlich von Vincennes nach Paris gesprengt kam, und wie er war, in Jagdkleidern, Stiefeln und Sporen, und die Reitpeitsche in der Hand, in die Rathsversammlung trat, um diese in den derbsten Ausdrücken für ihre Widersetzlichkeit zu züchtigen. Die alten und zum Theil sehr achtungswerthen Männer fühlten sich durch dies außerordentliche Verfahren tief gekränkt, und thaten deshalb bescheidene Vorstellungen, allein die despotische Handlung war doch einmal ausgeübt, und als bei einer andern Gelegenheit das Parlament sich nochmals eine Prüfung königlicher Befehle erlauben wollte, wurden einige Mitglieder desselben sogar ins Elend verwiesen. Seitdem machte diese Behörde nie wieder einen Versuch, sich dem Könige an Ansehn gleich zu stellen, vielmehr bot sie nur zu oft die Hand zur Ausführung seiner despotischen Pläne. Auch Mazarins Anmaßungen fanden jetzt keinen Widerspruch mehr, ungeachtet sie mit seiner Sicherheit zunahmen. Er behandelte die vornehmsten Herren wie seine Diener, ließ sich auf seinem Zimmer während des Bartscherens und Ankleidens, oder während er mit seinen Affen spielte, die Staatssachen vortragen, und erlaubte Niemanden mehr, selbst dem Canzler nicht, in seiner Gegenwart niederzusitzen. Den jungen Monarchen, der schon als Knabe eine ausschweifende Neigung zum weiblichen Geschlechte verrieth, fesselte er dadurch noch mehr an sich, daß er demselben einen ungeziemenden Umgang mit einer seiner Nichten nachsah, und auch

sonst, wo es sich irgend thun ließ, seinen stürmischen Leidenschaften schmeichelte.

Der alte Krieg mit Spanien dauerte indeß noch immer fort. Frankreichs Ansehen und Hülfsquellen zu verstärken, suchte Mazarin jetzt mit großem Eifer ein Bündniß mit England nach. Dort war damals, wie weiter unten ausführlich erzählt werden wird, in einer blutigen Revolution der Königsthron umgestürzt worden, und ein Emporkömmling voller Einsicht und Entschlossenheit, Cromwel, hatte unter dem Titel eines Protectors die oberste Gewalt an sich gerissen. Mit diesem also wurden die Unterhandlungen angeknüpft. Ludwig schickte ihm einen Brief mit der Aufschrift: „An Seine durchlauchtige Hoheit, Oliver Cromwel, Lord Protector von England, Schottland und Irland." Der stolze Anmaßer steckte das Schreiben uneröffnet in die Tasche, und wandte dem Gesandten den Rücken zu. Erstaunt fragte dieser nachher den Staatssecretair um die Ursach dieses seltsamen Betragens. Dieser sagte ihm, der Protector verlange von jedem Könige den Titel Bruder. — „Mein Gott, sagte der junge Ludwig zu Mazarin, wie kann ich solchen Menschen meinen Bruder nennen?" — „Warum nicht? entgegnete dieser. Nennen Sie ihn Vater, wenn es Noth thut, und wenn Sie dadurch das erhalten, was Sie verlangen." — So ward demnach die Aufschrift verändert, Cromwel wurde der gefälligste Mann, und das Bündniß kam schnell zu Stande.

Wie emsig der Cardinal darnach gestrebt habe, seinem jungen, ihn scharf beobachtenden Herrn immer neue Beweise von seiner Weisheit, und eben dadurch von seiner Unentbehrlichkeit zu geben, mag folgende Anekdote zeigen. Der treffliche Turenne hatte um diese Zeit in den

Niederlanden einige bewundernswürdige kriegerische Unternehmungen vollführt, und besonders am **14.** Junius 1658 in den Dünen bei Dünkirchen einen entscheidenden Sieg über die Spanier und seinen ehemaligen Waffenbruder Condé davon getragen, worauf Dünkirchen selbst, eine Stadt von großer militärischer Wichtigkeit, an die Franzosen übergegangen war. Der König selber kam am 25. Junius mit seinem Minister herbei, um die Besazzung ausziehen zu sehen, und hielt darauf selbst seinen Einzug in die Stadt. Mazarin hatte an allen diesen Unternehmungen keinen weitern Antheil, als daß er der Lieferant des Heeres gewesen war, wobei er einen mehr als jüdischen Wucher getrieben hatte, indeß der König selber so arm war, daß er sich während seines Aufenthalts bei dem Heere immer bei Mazarin oder Turenne zu Gaste bitten mußte. Um sich nun aber ein rechtes Ansehn zu geben, ließ Mazarin den Marschall von Turenne durch einen Vertrauten bitten, ihm doch einen Brief zu schreiben, und darin zu bezeugen, daß er die Schlacht in den Dünen einzig auf seinen Befehl, und nach seinen Plänen geliefert habe, für welche Gefälligkeit er ihm gern Alles, was er nur verlangen würde, bezahlen wolle. Turenne hätte aber nicht Turenne seyn müssen, wenn er auf einen solchen Vorschlag hätte eingehen können.

Endlich nach langem Blutvergießen kam der Friede zu Stande. Man nennt ihn den Pyrenäischen, weil die Unterhandlungen auf einer kleinen Insel in dem Flusse Bidassoa, welcher innerhalb der Pyrenäen Frankreich und Spanien scheidet, gepflogen und abgeschlossen wurden. Die Unterhändler waren Mazarin und der Spanische Minister, Graf von Haro. Am 7. November **1659** ward

die Urkunde, die aus hundert vier und zwanzig Artikeln bestand, unterzeichnet. Frankreich gewann in diesem Frieden nicht nur bedeutende Landstriche in Flandern, Hennegau, Luxemburg und zwischen der Sambre und Maas, sondern auch eine baare Summe von fünfhundert tausend Goldkronen, als Brautschatz für die Infantin Maria Theresia, Tochter Philipps IV. von Spanien, die dem jungen König als Unterpfand des ewigen Friedens zur Gemahlin bestimmt worden war. Diesem Artikel lag eine feine politische Berechnung Mazarins zum Grunde. Der Bruder dieser Prinzessin, baldiger Nachfolger seines Vaters (der nachmalige König Karl II. von Spanien), versprach weder ein langes Leben, noch eine Nachkommenschaft, und alsdann sollte Ludwig, als nächster Erbe, wo nicht den Thron von Spanien, doch die Spanischen Niederlande mit Frankreich vereinigen. Ihm diese Aussicht abzuschneiden, bestand Spanien darauf, daß die Infantin im voraus auf jede Art von Erbfolge Verzicht thun solle. Mazarin unterschrieb und beschwor auch diesen Punct unbedenklich, und beschwichtigte auch die Gewissenszweifel des Königs. Einige Puncte des Pyrenäischen Friedens betrafen die Wiedereinsetzung Condé's und des Herzogs von Lothringen in ihre Besitzungen, auf welcher Bedingung Spanien bestanden hatte. Der Letztere mußte mehrere Plätze seines Landes, nebst einer mitten durch dasselbe gehenden Heerstraße, eine halbe Meile breit und dreißig Meilen lang, von Metz nach dem Elsaß, an Frankreich abtreten. Condé kam nach Frankreich zurück, und erhielt seine Güter wieder. Zu Aix stellte er sich dem jungen Könige vor, dankte, und bat um Verzeihung. Mit französischer Höflichkeit antwortete ihm Ludwig: „Mein Vetter, nach den großen Diensten, die

Sie meiner Krone erwiesen haben, erinnere ich mich eines Übels nicht mehr, das nur Ihnen selbst geschadet hat."

Am 9. Junius 1660 empfing der junge Monarch seine neue Gemahlin zu Saint Jean de Luz, und hielt mit ihr einen äußerst glänzenden Einzug in Paris. Einige Monate früher war der Herzog von Orleans, des Königs Oheim, im zwei und funfzigsten Jahre seines Alters gestorben (2. Febr).

Ludwigs XIV. Ehrgeiz und Ländergier kannten bald keine Grenzen; ihnen zu Liebe verachtete er alle Grundsätze der Gerechtigkeit und der wahren Ehre, und spielte mit Verträgen. Fast zu allen Kriegen, die er während seiner zwei und siebzigjährigen Regierung geführt, hat er den Anlaß gegeben. Von dieser Seite verweilt man bei wenigen Charakteren in der Geschichte mit so bitterm Unwillen als bei dem seinigen. Die erste Probe seiner Unverschämtheit legte er 1660 ab, als die Mutter und die Großmutter des jungen Prinzen Wilhelm von Oranien (der in der Folge Statthalter der Vereinigten Niederlande und König von Großbritannien wurde) sich über die Vormundschaft und die Verwaltung der Güter desselben stritten. Obgleich dieser Streit bald beigelegt wurde, so wollte doch Ludwig, als Lehnsherr des Fürstenthums Orange, durchaus Schiedsrichter seyn, und ließ dieses Ländchen auf der Stelle besetzen. Das Ministerium entschied darauf, daß, da die stark befestigte Stadt Orange immer ein Zufluchtsort für Französische Aufrührer und Verbrecher gewesen sey, nichts anders übrig bleibe, als — sie dem Gebiet von Frankreich auf immer einzuverleiben.

Der Cardinal Mazarin hatte von seiner Reise in die Pyrenäen einen äußerst geschwächten Körper zurückgebracht, und ging von der Zeit an langsam dem Tode ent-

gegen. Die ihm noch übrige Zeit benutzte er dazu, seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, und den König in seinen Regierungsgrundsätzen recht zu befestigen. Er rieth ihm, keinen ersten Minister mehr anzunehmen, sondern selbst zu regieren. Den bisherigen Oberaufseher der Finanzen, Marquis von Fouquet, schilderte er ihm als einen eigennützigen und gefährlichen Mann; dagegen empfahl er ihm den Herrn von Colbert als den trefflichsten Kenner dieses Faches, und zu Staatsräthen die beiden gewandten Secretaire le Tellier und Lionne. Außer diesen mündlichen Lehren, denen der junge König sehr aufmerksam zuhörte, hinterließ er ihm noch einen ausführlichen schriftlichen Plan, nach dem er künftig regieren könne.

Nicht ohne Gewissensunruhe konnte der Sterbende an die ungeheuren Schätze denken, die er während seiner Herrschaft zum Schaden des Französischen Staats an sich gerissen hatte. Damit niemand die wahre Größe der ganzen Summe erfahren möchte, verbot er, ein Verzeichniß seiner Verlassenschaft zu machen. Französische Schriftsteller gehen in ihren ungefähren Schätzungen bis auf hundert, ja sogar bis auf zweihundert Millionen Livres! Sein bloßer Juwelenreichthum übertraf den königlichen bei weitem. Er vermachte der Krone achtzehn der schönsten und größten Diamanten, die man noch lange nach ihm die achtzehn Mazarins genannt hat; der Königin Mutter einen Ring mit einem großen Diamant und einige andere seltene Stücke, der jungen Königin einen Strauß von funfzig Diamanten, und dem Bruder des Königs ein und dreißig Smaragde. Dem Papste schenkte er 600,000 Livres zur Führung des Türkenkrieges in Candia, der Prinzessin von Conti 200,000 französische Thaler und eben so viel der Prinzessin von Modena, dem

Herzoge von Vendome, und der Gräfin von Soissons. Seiner Schwester setzte er ein Jahrgeld von 18,000 Livres aus; seinem Neffen vermachte er das Herzogthum Nevers, 900,000 Livres baar, beträchtliche Einkünfte von einigen anderen Gütern, die Hälfte seines Hausgeräths, und sein ganzes Vermögen zu Rom, das sich auf mehrere Millionen belief. An Gnadengeldern für Gelehrte und Künstler, desgleichen an Vermächtnissen für Klöster und milde Stiftungen, ließ er es auch nicht fehlen. Das Collegium der vier Nationen zu Paris ist seine Stiftung; ihm vermachte er auch seine Bibliothek. Die Armen erhielten — funfzehnhundert Thaler. Er starb, nachdem er gebeichtet und die letzte Ölung erhalten hatte, unter langen Gebeten und Crucifixküssen, am 9. März 1661, im neun und funfzigsten Jahre seines Alters. Das ganze Königreich freute sich über seinen Tod. Ludwig selber, obgleich er heuchlerischer Weise seinen ganzen Hof die Trauer, wie um ein fürstliches Haupt, anlegen ließ, war sehr froh, eines lästigen Führers entledigt zu seyn, dessen er jetzt nicht mehr zu bedürfen glaubte. Ganz frei wurde er indessen erst fünf Jahre später, als auch seine Mutter starb (1666, vier und sechzig Jahr alt).

---

6. Ludwigs XIV. Regierungsanfang.

(1661 — 1667.)

Der nunmehr drei und zwanzigjährige König erklärte alsbald im Staatsrathe, daß er nun die Regierung selbst übernehmen wolle. Er befahl den Staatssecretairen, künftig nichts ohne seinen Befehl zu unterzeichnen, und ihm von allen Geschäften Bericht abzustatten. Fouquet wurde

angewiesen, sich von nun an bei den Finanzgeschäften Colberts zu bedienen. Zu Ministern wurden die von Mazarin vorgeschlagenen Räthe befördert. Eine scharfe Untersuchung erging über die bisherige Verwaltung der Finanzen. Das Ende davon war Fouquets Verhaftung und Verurtheilung zu einer lebenswierigen Gefangenschaft auf der Festung Pignerol. Der König war so erbittert auf ihn, daß er ihn gern auf der Blutbühne gesehen hätte, aber der brave Parlamentsrath von Ormesson, der den Vortrag in diesem Processe hatte, und ihn nicht so schuldig fand, als man ihn gern haben wollte, antwortete standhaft: „Ich werde thun, was Ehre und Gewissen mir eingeben werden." Dieselbe Antwort hallte ihm noch zwölf Jahre nachher höhnisch vom Hofe wieder, als der redliche Mann um die Stelle eines Requetenmeisters für seinen Sohn anhielt.

Colbert *), der Nachfolger Fouquets unter dem Titel eines Generalcontroleurs der Finanzen, war für Ludwig XIV. der unschätzbare Mann, dessen Thätigkeit und Uneigennützigkeit ihm die Mittel zu den Unternehmungen verschafften, durch welche seine Regierung so glänzend geworden ist. Er brachte Ordnung in die zerrütteten Finanzen, erhöhte das Staatseinkommen, und belebte und erweiterte den Handel Frankreichs. Er schloß zuerst Handelsverträge mit den Niederländern, Dänen und Schweden, kaufte dem unbedachtsamen König Karl II. von England Dünkirchen für 400,000 Pf. St. ab, machte den Hafen dieser Stadt und den von Marseille zu Freihäfen, und zog dadurch den Levantischen Handel nach diesem,

*) Vollständig: Johann Baptist Colbert, Marquis v. Seignelai, geb. zu Rheims im August 1619, gest. den 6. Sept. 1683.

und den Nordischen nach jenem hin. Die Französischen Erzeugnisse, die bisher von den Engländern und Holländern abgeholt worden waren, wurden fortan von Französischen Schiffern selber ausgeführt. In der bisher wüsten Insel Cayenne in Südamerica und auf Madagascar wurden mit Glück Französische Colonien angelegt (1664), und in West- und Ostindien wurden nach dem Muster der Engländer und Holländer eingerichtete Handelsgesellschaften gegründet. Beiden schoß der König beträchtliche Summen vor, viele Vornehme liehen Geld dazu her, ja die ganze Nation beförderte das Unternehmen. Dreizehn Millionen Livres wurden allmählig aufgewandt, um den sogenannten königlichen Canal in Languedoc zu ziehen, der das Mittelländische mit dem Atlantischen Meere verbindet, und von dem Hafen von Cette in die Garonne unterhalb Toulouse führt (1664). Jener Hafen von Cette, so wie der bei Rochefort, wurden jetzt erst angelegt, und an dem letztern Orte ward zugleich ein Seehospital, ein Zeughaus, und eine Schule zur Erlernung des Seewesens errichtet (1666).

Colberts Hauptaugenmerk aber waren die Manufacturen, und von Jahr zu Jahr wurden deren neue angelegt. Der durch die vielen Bürgerkriege ertödtete Kunstfleiß der Franzosen lebte jetzt herrlich wieder auf, und bald nahmen es die Französischen Fabricanten mit den Englischen und Holländischen auf. Im Jahre 1669 zählte man schon 44,200 Wollenweber in Frankreich. Seidenzeuge, Spiegel, Tapeten, Spitzen, Tuch, Leinwand, Gold- und Silberdraht wurden in Menge verfertigt und ausgeführt, und von den Engländern erkaufte man listig das Geheimniß der unlängst von ihnen erfundenen Strumpfwirkerstühle. Als Beförderer der Künste und Wissenschaften hat

Colbert vorzüglichen Anspruch auf Nachruhm. Im Jahre 1664 wurde durch ihn die Akademie der Maler und Bildhauer, die Akademie der Musik und die der Inschriften (für die historischen Wissenschaften), 1666 die Akademie der Wissenschaften, und 1671 eine Akademie der Baukunst gestiftet *). Ludwigs XIV. Prachtliebe gab den Künstlern aller Art Stoff und Ermunterung.

Für die Verminderung des großen Steuerdrucks in Frankreich würde Colbert weit mehr haben thun können, wenn nicht der Ehrgeiz und die Ländergier Ludwigs einen Krieg nach dem andern erzeugt und die Geldbedürfnisse vervielfältigt hätten. Das Land wurde dadurch um einige Provinzen vergrößert, aber es verarmte. Colbert mußte daher unablässig darauf bedacht seyn, die Einnahmen zu erhöhen, und dies that er mit Geist, Geschick und der Anwendung mancher sehr zweckmäßigen Maaßregeln. Aber das System der Staatswirthschaft, dem er dabei folgte, hat eben so wenig Frankreich wahres Heil gebracht, als die Grundsätze desselben vor einer scharfen Prüfung haben bestehen können, so sehr sie auch ehemals gepriesen und in anderen Ländern nachgeahmt worden sind. Es beruht dieses System auf einer irrigen Vorstellung vom Nationalreichthum, vermöge deren die Fabriken und Manufacturen übermäßig und einseitig begünstigt, die Einfuhr fremder Erzeugnisse und Waaren ganz verboten oder durch hohe Zölle unmöglich gemacht, die vorzüglichste Quelle des Nationalvermögens aber, die Landwirthschaft, und die mit ihr in Verbindung stehenden Ge-

*) Die erste Französische Akademie (für die Redekünste) hatte schon Richelieu 1635 errichtet. Das ganze Akademienwesen, bei dem es auf Mittheilung der gelehrten Arbeiten abgesehen war, schreibt sich aus Italien her.

werbe zum großen Schaden der allgemeinen Wohlfahrt vernachlässigt und gedrückt werden.

Den 1. November 1661 ward dem Könige ein Dauphin geboren, der wegen der außerordentlichen Anstalten merkwürdig ist, welche dazu gemacht wurden, um ein Muster eines weisen und kenntnißreichen Regenten aus ihm zu bilden. Die berühmtesten Gelehrten Frankreichs wurden zu seinen Lehrern bestellt; zu seinem Unterricht ward eine Reihe von Ausgaben Römischer Classiker auf königliche Kosten — man rechnet 200,000 Livres — veranstaltet, die auf dem Titel die Worte in usum Delphini führen, und für ihn zunächst schrieb der Bischof Bossuet seine berühmt gewordene Einleitung in die allgemeine Geschichte. Doch alle diese Bemühungen trugen keine Früchte. Nichts konnte eine lebhafte Neigung zu den Wissenschaften in dem jungen Prinzen erwecken. Auch riß ihn der Tod in der Folge früher als seinen Vater hin (14. April 1711).

Ludwig hielt sich, bei seinem festen Körper und seinem feurigen Blut, zu allen Arten von Genuß berechtigt, und nicht leicht hat wol ein Herrscher das Leben, im gemeinen Sinne des Worts, mehr genossen, als er. Eine Lustbarkeit drängte an seinem Hofe die andere, aus einem Rausche stürzte er sich in den andern, und Tausende von Menschen waren einzig für sein Vergnügen beschäftigt. Er führte die schlechte Sitte vieler seiner Vorgänger wieder ein, die im Umgange mit buhlerischen Kebsweibern eine Entschädigung für den Zwang der aufgedrungenen Gemahlin gesucht hatten; ein heilloses Beispiel für seine Unterthanen nicht allein, sondern auch für viele Fürsten des Auslandes, die, geborne Nachäffer des Fremden, auch in diesem Puncte lauter Ludwige im Kleinen seyn woll-

ten, und so die Vergifter der alten keuschen Zucht und die Zerstörer des schönen Glaubens an die Heiligkeit der Ehen wurden, ohne welchen doch kein häusliches Glück bestehen, und keine Kinderzucht gedeihen kann.

Bei solcher Begierde nach Genusse sollte man eigentlich wol keinen sehr thätigen Regenten in Ludwig XIV. erwarten, doch muß man gestehen, daß seine Regierung zu den allerkräftigsten gehört, die Frankreich je gehabt hat. Eben jene feurige Gemüthsart, die ihn jedem Genusse nachzujagen trieb, machte ihn auch so empfindlich für den Ruhm, daß er es zu den allerglänzendsten Genüssen zählte, von seinen Schmeichlern als der erste Monarch Europens, als Mehrer und Beglücker seines Reichs, und als Beschützer der Künste und Talente aller Art gepriesen, ja als ein Wesen höheren Geschlechts angebetet zu werden. Daß man ihn den Großen nannte, war eine der geringsten von den Schmeicheleien, die er täglich hören mußte. Alexander und Cäsar waren nichts gegen sein unbegrenztes, allumfassendes Genie. Bei seiner Eifersucht nun auf sein Ansehn konnte ihm die Lust nicht fehlen, sich um Alles bekümmern, Alles prüfen, und Jedermann meistern zu wollen. Diese Eigenschaft, verbunden mit seiner Hitze, machte ihn allen seinen Dienern furchtbar, so daß Jeder sich zusammennahm, immer besorgend, daß der unruhige Monarch, auch nach langem Schwelgen in dem Schooß der Wollüste, doch einmal plötzlich den Einfall bekommen könne, nachzusehen, und dann von seinen Dienern die Treue doppelt strenge zu fordern, an der er selbst es so oft fehlen ließ. So ward er immer gut bedient, und niemand wagte es, auf seinem Posten zu schlummern. Er hatte Kraft und Gewandtheit zugleich, wie es nothwendig war; war unerbittlich im Zorne, frei-

gebig im Belohnen und unwiderstehlich, wenn er schmeicheln wollte.

Die nächste Folge dieser Furchtbarkeit war die, daß alle bisher im Reiche bestandenen Spaltungen und Parteiungen aufhörten, kein Prinz vom Hause mehr an Aufruhrstiften dachte, und die Statthalter so kurz gehalten wurden, daß der Hof sie mit einem Wink erreichen konnte. Aber auch auswärtige Völker sollten es erfahren, daß jetzt in Frankreich ein Herr regiere, der keinen andern neben sich dulde. Es war sonst gebräuchlich beim Einzuge eines fremden Gesandten in eine Residenz, daß alle andern Gesandten ihn feierlich einholten, und beim Einzuge eine bestimmte Rangordnung beobachteten. Unter Karl V. waren die Spanischen Gesandten immer (als kaiserliche) die vordersten gewesen, und seitdem wollten sie es noch seyn. Aber jetzt war der König von Frankreich nicht mehr Willens, ihnen dies Vorrecht zuzugestehn. Als daher 1661 bei dem Einzuge eines Schwedischen Botschafters in London der Französische Gesandte dem Spanischen vorfahren wollte, aber von den Spaniern und dem Londoner Pöbel überwältigt, und so hitzig bekämpft ward, daß sein Wagen zertrümmert, seine Pferde getödtet, und viele seiner Leute verwundet wurden, ward Ludwig XIV. wüthend, jagte den Spanischen Gesandten aus Paris, berief den seinigen zurück, und schrieb dem Könige Philipp IV., seinem Schwiegervater: der Krieg sey vor der Thür, wenn er nicht eine glänzende Genugthuung erhalte. Philipp, der es nicht der Mühe werth hielt, seine Unterthanen um einen bloßen Gesandtenzwist in einen Krieg zu verwickeln, rief seinen Gesandten aus London zurück, und schickte 1662 den Grafen Fuentes nach Fontainebleau, der dann (24. März) in Gegenwart des Hofes und aller fremden

Gesandten die Erklärung that, daß sein Monarch allen seinen Ministern befohlen habe, künftig bei öffentlichen Feierlichkeiten nicht mehr mit dem Französischen Gesandten zusammen zu kommen. Diese anständige Erklärung verdrehte Ludwig unredlicher Weise auf der Stelle, indem er sich mit den Worten an die übrigen Gesandten wandte: „Ich bitte Sie, Ihren Herren diese Erklärung zu melden, damit sie wissen, daß der katholische König allen seinen Gesandten befohlen hat, den meinigen bei aller Gelegenheit den Vorrang zu lassen."

Noch weit empörender war die Art, mit welcher er bald darauf gegen den Papst Alexander VII. seine Anmaßungen durchsetzte. Sein Gesandter in Rom, der Herzog von Crequi, beleidigte jedermann durch seinen unerträglichen Stolz, und seine Leute, die ihm glichen, machten sich ein rechtes Vergnügen daraus, die päpstliche Leibwache (die aus Corsen bestand) bei jeder Gelegenheit zu necken und verächtlich zu behandeln. Empört über diese Ungezogenheit, befahl der General der päpstlichen Truppen, Don Mario Chigi, Bruder des Papstes, und der Cardinal Imperiali, Statthalter zu Rom, den Corsen, bei nächster Gelegenheit die Franzosen derb zu züchtigen. Bald (20. Aug. 1662) begegneten einige Bedienten des Gesandten dreien Corsen, fingen, wie gewöhnlich, Händel mit ihnen an, bekamen Schläge, wehrten sich, wurden von anderen Franzosen, wie jene von anderen Corsen, unterstützt; endlich wurde die Zahl der letzteren größer, ihre Wuth überschritt alle Grenzen; unter Anführung ihrer Officiere gingen sie sogar nach dem Palast des Gesandten, schossen nach seinen Fenstern, ja nach dem Wagen seiner Gemahlin, die eben nach Hause kam; viele Franzosen wurden verwundet, ein Page getödtet. —

Fürchterlich war der Lärm, den Ludwig XIV. bei der Nachricht von diesem Vorfalle erhob. Crequi mußte schleunig Rom verlassen, der päpstliche Gesandte zu Paris wurde von den Französischen Reitern über die Grenze gebracht, die Spanier und verschiedene Italienische Fürsten wurden ersucht, achtzehntausend Franzosen den Durchzug durch ihre Gebiete zu erlauben, und kein Schreiben vom Papste ward angenommen. Als es endlich doch zu einer Unterhandlung kam, waren Ludwigs Forderungen so ausschweifend, daß ihre Erfüllung mit der päpstlichen Ehre kaum bestehen konnte. Unter andern sollte der Bruder des Papstes auf sechs Jahre des Landes verwiesen, und dem Cardinal Imperiali der Cardinalshut genommen werden. Als Alexander dagegen billige Vorstellungen that, gab Ludwig Befehl, Avignon und die Grafschaft Venaissin (bekanntlich damals dem Papste gehörig) mit der Krone Frankreich zu vereinigen. Dies geschah, und der daselbst befindliche päpstliche Legat ward an die Savoyische Gränze gebracht. Der Papst ließ hierauf einen Corsen und einen Sbirren hinrichten, allein da das dem Könige noch keine hinlängliche Genugthuung war, so ging wirklich ein Französisches Heer von funfzehntausend Mann Fußvolk und sechstausend Reitern nach Italien ab. So bedrängt, mußte sich der hülflose Papst wol Alles gefallen lassen. Am 12. Februar 1663 ward deshalb ein förmlicher Friede zu Pisa unterzeichnet, worin der Papst versprach: einen Legaten nach Frankreich zu schicken, der nach einem vorgeschriebenen Aufsatze eine demüthige Abbitte der Beleidigung öffentlich thun sollte; die Corsische Nation für unfähig zu erklären, jemals wieder im Kirchenstaat zu dienen; der ehemaligen Corsischen Hauptwache eine Schandsäule, die dies Decret enthielte und verewigte, zu errich-

ten, auch den Häscherhauptmann in Rom, der bei dem Aufstande thätig gewesen, seiner Stelle zu entsetzen. Noch mehr, der Bruder des Papstes, Don Mario Chigi, sollte sich schriftlich entschuldigen, und auf sein Ehrenwort versichern, daß er an dem Frevel gegen den Französischen Gesandten keinen Antheil gehabt habe, ja selbst der Papst sollte öffentlich ein Breve darüber ausgehen lassen, daß dieser Herr in jener Sache ganz unschuldig sey. Auch sollte sich Don Mario so lange außerhalb Rom aufhalten, bis der Legat in Paris die Abbitte gethan. Der Cardinal Imperiali sollte sich persönlich in Paris rechtfertigen, und endlich, zum Übermaße des Hohns, sollte Don Augustin, ein Neffe des Papstes, nebst seiner Gemahlin, einer Farnesischen Prinzessin, dem Herzoge von Crequi und dessen Gemahlin, bei ihrer Rückkehr nach Rom, zehn Meilen weit entgegen kommen, und denselben ihr Mißvergnügen über den Vorfall vom 20. August bezeigen. — Der Papst erfüllte diesen entehrenden Vertrag pünctlich, und erhielt dafür Avignon und Venaissin wieder zurück. Drei Jahre nachher erlaubte Ludwig auch, die Schandsäule wieder niederzureißen, aber die Corsen durften seitdem nicht wieder nach Rom kommen.

Eine recht ungeduldige Sehnsucht hatte Ludwig, sein Reich mit einem beträchtlichen Landstrich zu vermehren, und dazu hatte er nach Mazarins Rath die für Frankreich so wohlgelegenen Spanischen Niederlande ausersehen. Er wollte nur den Tod seines Schwiegervaters, Philipps IV. von Spanien, abwarten, und dann gleich zugreifen. Zu dem Ende bereitete er Alles sorgsam vor. Colbert mußte Geld herbeischaffen, und damit er gegen Kaiser und Reich gesichert sey, schloß er vorläufig Bündnisse mit den drei

geistlichen Kurfürsten, desgleichen mit Pfalz-Neuburg, Hessen, Münster, Würtemberg und Mecklenburg-Schwerin. Es wurden jetzt zuerst Magazine angelegt, und bestimmte Summen zur regelmäßigen und gleichförmigen Bekleidung der Soldaten ausgemittelt. Vorher konnte sich jeder Soldat kleiden, wie er wollte, höchstens hatte es von dem Geiz oder der Freigebigkeit des Hauptmanns abgehangen, daher viele Regimenter wie Bettlershaufen aussahen, oft sogar barfuß gingen und meistens eben so erbärmliche Pferde hatten. Erst Ludwig XIV. führte die Uniformen ein, schärfte die Strenge der Mannszucht*) und brachte überhaupt das Kriegswesen auf einen ganz neuen Fuß. Das heißt, seine trefflichen Heerführer thaten es auf seine Aufforderung; er selber verschwelgte unterdessen den größten Theil seiner Zeit in Hoffesten und Wollüsten.

---

7. Erster und zweiter Raubkrieg Ludwigs XIV.

(1667—1678.)

Endlich starb sein Schwiegervater Philipp IV. (1665), und nun nahm er sogleich als ein gebührendes Erbe die Spanischen Niederlande in Anspruch. Vergebens beriefen sich die Spanier auf die feierliche Entsagung der Infantin: Ludwig erklärte, die Entsagung habe einmal als erzwungen keine Gültigkeit, und zweitens sey der ganze damalige Vertrag längst gebrochen, da die Spanier die Mitgift der Prinzessin nicht in den versprochenen Fristen bezahlt hätten. Unglücklicher Weise war damals Spanien

*) Die Strafe der Spießruthen kommt schon im dreißigjährigen Kriege, bei Philander von Sittewald, vor.

in der allertraurigsten Verfassung, und der Kaiser, dessen alter Bundesgenosse, mit dem Türkenkriege überflüssig beschäftigt. Es fehlte an Geld, an geübten Truppen, an tüchtigen Anführern. So war es freilich dem einbrechenden Turenne ein Leichtes, einen großen Theil der Spanischen Niederlande im ersten Anlauf wegzunehmen (1667).

Über diesen Krieg und die reißenden Fortschritte der Franzosen in demselben, waren, fast mehr noch als die Spanier, die Holländer in Sorgen, denn es mußte diesen auf alle Weise lieber seyn, ein schwaches Spanisches Gebiet zwischen sich und Frankreich zur Scheidewand, als das letztere zum unmittelbaren Nachbar zu haben. Sie eröffneten deshalb mit England und Schweden geheime Unterhandlungen, und schlossen unter dem Namen der Tripelallianz mit Beiden einen festen Bund, kraft dessen sie sich verpflichteten, zuerst als Vermittler zwischen Frankreich und Spanien aufzutreten, nachher aber, im Fall ihre gütliche Dazwischenkunft fruchtlos seyn sollte, Frankreich zur See und zu Lande anzugreifen.

Ludwig stutzte über die Betriebsamkeit der Holländer nicht wenig, doch unterdrückte er für jetzt noch seinen Zorn, und schien sich auf ihre Friedensvorschläge willig einlassen zu wollen. Dabei aber zog er die Unterhandlungen möglichst in die Länge, und ließ plötzlich (Febr. 1668) die ganze Franche-Comté in vierzehn Tagen wegnehmen, freilich keine Heldenthat für den tapfern Condé und seinen würdigen Schüler, den Marschall von Luxemburg, welche sie vollführten; denn die Befehlshaber der wichtigsten Städte und Festungen waren schon vorher durch Französisches Geld bestochen worden. Dennoch zog Ludwig selbst mit großem Glanze ein, wie er auch bei anderen Städten, welche seine Feldherren erobert hatten, zu

thun pflegte, und nahm ohne Scham das Cäsarische Veni, vidi, vici von seinen Schmeichlern hin.

Weil man indessen doch auf so viele Feinde nicht gefaßt gewesen war, und Frankreich es mit Seemächten nicht aufnehmen konnte, so rieth der Kriegsminister Louvois, den des Königs gar zu großes Vertrauen zu dem Marschall von Turenne sehr unruhig machte, den von den Vermittlern vorgeschlagenen Frieden anzunehmen, der auch in der That mehr als zu günstig für ihn war. Frankreich gab zufolge desselben die Franche-Comté wieder an Spanien zurück; es behielt aber alle seine Eroberungen in den Spanischen Niederlanden, zwölf Städte, Dornik, Oudenarde, Ryssel, Cortryck, Charleroy, Ath, Binch, Furnes, Bergues, Scarpe, Armentieres, mit allen dazu gehörigen Ämtern und andern Pertinenzien. Der Friede ward unterzeichnet zu Aachen, den 2. Mai 1668.

Umsonst suchte der junge König seinen Feuergeist durch Hoffeste und Vergnügungen aller Art zu dämpfen, und durch Aufführung prächtiger Gebäude, durch Unterstützung ausgezeichneter Geister aller Art, und durch Werke der Mildthätigkeit *) seinen Namen glänzend zu machen. Dies Alles beschäftigte sein unruhig strebendes Gemüth noch lange nicht hinreichend, und begierig hörte er daher auf jeden neuen Vorschlag, mit welchem seine beiden ehrgeizigen Minister Colbert und Louvois sich um die Wette bei ihm einzuschmeicheln und sich unentbehrlich zu machen strebten.

---

*) Die meisten Hospitäler und Armenhäuser in Paris und in ganz Frankreich rühren von ihm her; sie waren nöthig, um das viele erbärmliche Gesindel aufzunehmen, das durch seine Kriege und die vorhergehenden inneren Unruhen brot- und heimathlos geworden war. Das schöne Pariser Invalidenhaus, das viertausend Bewohner faßt, ist 1671 angefangen worden.

Diesmal trug es der Kriegsminister über den Finanzier davon. Er stellte dem Könige vor, wie weit größer sein Ruhm und Frankreichs Gewinn seyn würden, wenn man die Vereinigten, als wenn man die Spanischen Niederlande erobern könnte. Jene seyen nicht nur der Sammelplatz aller Reichthümer der beiden Indien, sondern auch der Markt von ganz Europa, und wenn man die Holländer mit allen ihren auswärtigen Besitzungen zu Unterthanen hätte, würde man der ganzen übrigen Welt Gesetze vorschreiben können. Ja, verbunden mit den Holländern, würde es sodann ein Leichtes seyn, die zwischenliegenden Spanischen Niederlande auch noch wegzunehmen, und gegen Osten — der alte Wunsch der Franzosen — die Gränze des Reichs bis an den Rhein auszudehnen. Um dem König jeden Gedanken an die Ungerechtigkeit solcher ungeheuren Entwürfe zu benehmen, war nur nöthig, ihm vorzustellen, wie keck die Holländer sich in seinen ersten Krieg mit Spanien gemischt, und ihm zwei mächtige Feinde zugezogen, wie sie sogar (nach der in Republiken erlaubten größeren Freiheit) Spottschriften und Zerrbilder auf ihn und seinen Hof verfertigt hätten, und noch immer feil böten; ja wie endlich ihnen selbst durch die Vereinigung mit Frankreich mehr Gewinn als Nachtheil erwachsen würde, indem sie der unaufhörlichen inneren Unruhen endlich überhoben würden, die doch über kurz oder lang ihrer Freiheit ein Ende machen müßten, da nichts gewisser sey, als daß die Oranisch Gesinnten, in deren Händen sich schon die Kriegsgewalt befinde, über die republicanische Partei den Sieg davon tragen werden. Die Holländer würden daher unter Französischem Scepter ihren Handel so gut forttreiben können als jetzt, und mit noch mehrerer Sicherheit, als zuvor.

Was war gegen solche Gründe zu sagen? Entzückt gab Ludwig die Befehle; Condé, Turenne, Luxemburg und der große Kriegsbaumeister Vauban, ein Genie ganz eigner Art und der Schöpfer der neueuropäischen Befestigungskunst, sammelten ihre Heere, und Colbert füllte den Schatz. Vor allen Dingen aber schloß man Bündnisse, zuerst mit dem Kurfürsten Maximilian Heinrich von Köln, um sich durch dessen Land einen Weg nach Holland zu bahnen, ohne die Spanischen Niederlande berühren zu dürfen; dann mit dem Könige Karl II. von England, welchem, außer einer jährlichen Hülfssumme von 350,000 Pfund Sterling, Seeland versprochen wurde, wenn er mit einer Flotte die Republik erobern hülfe (so wie man die Provinz Holland dem Prinzen Wilhelm III. von Oranien abtreten wollte, wenn er dem Bündnisse beiträte); und endlich mit Schweden, welches sich in einem geheimen Artikel verpflichtete, gegen eine Französische Unterstützung von jährlichen 600,000 Thalern, ein Kriegsheer zu unterhalten, mit dem es sogleich in Deutschland einbrechen werde, wenn der Kaiser oder irgend ein Reichsfürst den Holländern gegen Frankreich beistehen wollten. Der Herzog Ernst August von Braunschweig versprach Neutralität; nur der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg war durch kein Geldversprechen zu bewegen, seinen alten Freunden, den Holländern, treulos zu werden.

Die bedrängten Republicaner, die den mächtigsten König Europa's so ungeheure Zurüstungen machen sahen, als ob er einen Welttheil erobern wollte, schwebten in banger Erwartung, wann und wo die schwere Wolke sich zuerst entladen würde. Der erste Schlag geschah schon 1670 im September, als Ludwig durch den Herzog von

Crequi unter nichtigen Vorwänden Lothringen so plötzlich wegnehmen ließ, daß der Herzog Karl IV. beinahe gefangen worden wäre. Ihre Anfragen und Vorstellungen wurden so kurz und stolz beantwortet, als ob Ludwig bereits ihr Herr wäre. Am 7. April 1672 erfolgte endlich die Französische, und bald darauf die Englische Kriegserklärung. Noch in demselben Monat erschien der König mit seinem Bruder, umringt von prächtigen Garden und von dem Kern des Französischen Adels, an der Spitze von hundert und zwölftausend Mann an der Holländischen Grenze. Von Köln und Münster aus setzten sich zwanzigtausend Deutsche in Marsch. Louvois, der wachsame, war überall gegenwärtig; Condé und Turenne führten die Heere, Vauban sollte die Belagerungsanstalten leiten, und ein anderer trefflicher Artillerist, Martinet, führte die ersten Pontons (kupferne Kähne zu den Schiffbrücken), seine Erfindung, dem Heere nach, das, gleichfalls auf seinen Vorschlag, statt der Piken jetzt durchgängig mit Bajonettgewehren versehen worden war. Furcht und Schrekken ging vor diesen Kriegern her, sie selbst aber jauchzten, und ihr König führte einen Geschichtschreiber (Pelisson) mit sich, zum Augenzeugen seiner bevorstehenden Heldenthaten.

Die Holländer hatten dieser furchtbaren Macht nichts entgegenzustellen, als eine ansehnliche Flotte unter dem Befehl des größten Seehelden seiner Zeit, des Admirals Ruyter *), schlecht verwahrte Festungen und ein kleines Heer, ohne einen versuchten Anführer. Da indeß der zwei und zwanzigjährige Prinz Wilhelm III. von Oranien den

---

*) Sprich Reuter. Dieser treffliche Mann hatte vom Schiffsjungen auf gedient.

Muth und die Klugheit seiner trefflichen Ahnen geerbt zu haben schien, so übertrug man ihm den Oberbefehl troß seiner Jugend und seiner Kränklichkeit, ja troß dem Geschrei der mißtrauischen Republicaner, die ihn wenigstens auf alle Weise zu beschränken suchten. Auch Er war einer von jenen gewaltigen Geistern, die ohne viele Vorbereitung und Erfahrung gleich auf einmal den großen Platz auszufüllen wissen, zu dem die Natur sie berufen hat. Mit einer Handvoll Männer wehrte dieser Jüngling der ungeheuren Feindesfluth so lange bis andere Hülfe kam, und wie Coligny, so stand auch er nach einer verlornen Schlacht immer furchtbarer als vorher wieder da. Der Gemüthsart nach war er kalt und ernsthaft, und ein Verächter alles Prunks und alles weichlichen Wesens.

Der erste Stoß des furchtbaren Kolosses erschütterte, wie immer, die Gemüther am meisten. Eine Anzahl kleiner Holländischer Städte ward in größter Schnelligkeit weggenommen. Am 12. Juni setzte der König bei Tolhuis ohne Schwierigkeit über den Rhein, und wollte in das Herz des Landes eindringen. Prinz Wilhelm mußte sich zurückziehen, die Fortschritte der Franzosen waren reißend, am 20. Junius ging schon Utrecht, bald darauf Naerden über. Aber die vielen Städte, die sich ergaben, schwächten das Hauptheer durch die Besatzungen, die man darin lassen mußte. Condé rieth daher, sie zu schleifen, und unaufhaltsam nach Amsterdam vorzudringen. Geschah dies, so war Holland verloren. Aber Louvois glaubte auch so schon immer sicher genug zu gehen; der König selbst, dem es gänzlich an persönlicher Tapferkeit fehlte, zauderte ebenfalls, und so unterblieb es. Fünf Französische Dragoner, die nach Beute umherstreiften, kamen an das Thor von Muiden, drei Meilen von Amsterdam, wo die Schleu-

sen sind, durch welche man die ganze Gegend unter Wasser setzen kann. Erschrocken brachte der Magistrat ihnen die Schlüssel, sie warfen sie übermüthig in den Stadtgraben, und ritten zurück. Bald darauf, als die Franzosen die Wichtigkeit des Orts erfuhren, sandten sie eine Abtheilung hin, um sich desselben zu bemächtigen, aber nun war es zu spät: die ganze Gegend war in einen See verwandelt.

An der Spitze der republicanischen Partei stand damals ein ehrenwerther, staatskluger Patricier, Johann de Witt, Großpensionär von Holland, dessen seltener Thätigkeit und Einsicht die Republik einen großen Theil ihres Flors und ihrer bedeutenden politischen Wichtigkeit für jene Zeit verdankte. Nachdem Wilhelm II. *) 1650 gestorben war, hatten die Staaten die Statthalterwürde ganz unbesetzt gelassen **); der oben erwähnte Wilhelm III. war erst nach dem Tode seines Vaters geboren worden. Johann de Witt fürchtete in den Oraniern künftige Alleinherrscher zu sehen, und hatte darum in der Provinz Holland 1667 das immerwährende Edict veranlaßt, kraft dessen nie wieder ein Generalcapitain zugleich auch Statthalter sollte seyn dürfen. Die übrigen Provinzen konnten zwar nicht zum Beitritt bewogen werden, Holland aber, die mächtigste aller, beschloß zugleich, für ihren Theil die Statthalterschaft auf immer aufzuheben. Dadurch war nun allerdings die Gefahr abgewandt, welche der Verfassung von dem Mißbrauche der Gewalt eines mächtigen Hauses drohen konnte; es veranlaßte dieses aber zugleich

*) Er war seinem Vater Friedrich Heinrich 1647, so wie dieser seinem Bruder Moritz 1625 in der Statthalterschaft gefolgt.

**) Mit Ausnahme von Friesland und Gröningen, wo eine andere Nassauische Linie im Besitz der Statthalterschaft war.

den gänzlichen Verfall der Landmacht und der Festungen, und trug in so fern einen Theil der Schuld, daß die Republik sich jetzt am Rande des Verderbens befand. Alle Oranischgesinnten waren gegen den Großpensionair höchst aufgebracht; jetzt gereichte ihm seine Gesinnung zum Verderben. Als er nämlich in der gegenwärtigen großen Noth Unterhandlungen mit Frankreich versuchte, und Alles bot, was nur mit seines Vaterlandes Ehre bestehen konnte, Louvois aber die Gesandten wie Aufrührer behandelte, und so übermüthige Bedingungen machte, daß jeder brave Holländer empört ward; da gelang es seinen Gegnern, das unwürdige Gerücht unter das Volk zu streuen, de Witt sey mit den Franzosen heimlich einverstanden, und wolle die Republik dem Feinde verkaufen. Das Volk, meist Oranisch gesinnt, erzwang jetzt die Aufhebung des immerwährenden Edicts, und Wilhelm III. ward zum Statthalter von Holland und Seeland ausgerufen*). Der Haß gegen de Witt kannte keine Grenzen. Als ein kundiger Bösewicht sich rühmte, von dem eben so rechtschaffenen Bruder des Großpensionairs, dem Bürgermeister von Dordrecht, Cornelius de Witt, durch Geldversprechungen zur Ermordung des Prinzen von Oranien versucht worden zu seyn, ließen die Oranischgesinnten Räthe ihn einziehen, und viertehalb Stunden auf eine barbarische Weise foltern. Kaum hatte er mit Heldenmuthe die entsetzliche Marter überstanden, als der bethörte und wüthende Pöbel ihn und seinen Bruder, der zu ihm gekommen war, mit Gewalt aus dem Gefängnisse riß, Beide mit Schlägen, Stößen, Stichen und Schüssen

*) Späterhin wurden auch Utrecht, Geldern und Oberyssel, die sich den Franzosen fast ohne Schwertstreich ergeben hatten, wieder in die Union aufgenommen.

tödtete, und an den Leichnamen den abscheulichsten Muthwillen übte (29. Jun.). Jetzt wurden auch alle übrige republicanisch gesinnte Magistratspersonen aus dem Rathe gestoßen; Wilhelm III. war an diesen Gräueln unschuldig.

Nach der Ermordung de Witts war von einem Vergleich mit Frankreich nicht mehr die Rede. Wilhelm von Oranien war fest entschlossen, sich mit seinen Kriegern, denen er seinen Heldengeist mitgetheilt hatte, bis auf den letzten Augenblick zu vertheidigen, und auf den schlimmsten Fall hielten die reichsten Familien Amsterdams eine Anzahl Schiffe bereit, um sich mit ihren Schätzen nach Ostindien einzuschiffen, und die hier vernichtete Republik in jenen andern Welttheil hinüber zu pflanzen. Aber es kam so weit nicht. Die Fehler der Franzosen gaben dem allenthalben wachsamen Prinzen so viel Vortheile, daß Condé selbst, dessen guten Rath Louvois beständig verachtet hatte, ohne Scheu sagte, er sehe nun wol, daß der König den Geist eines Weltbezwingers nicht besitze, und daß seine Minister zwar treffliche Schreiber, im Handeln aber Stümper wären. Wirklich war auch Ludwig, dem das unbequeme Kriegsleben nicht behagte, schon im zweiten Monat nach Versailles zu seinen Buhlerinnen zurückgekehrt, von seinem Sklavenvolke wie ein zweiter Alexander begrüßt und gefeiert.

Die Natur selbst that ein Wunder zu Hollands Rettung. An eben dem Tage, da eine Englische Flotte mit Hülfe der Fluth im Texel landen wollte (3. Jul. 1671), dauerte die Ebbe, statt sechs, zwölf Stunden, und darauf folgte ein heftiger Sturm, der die Flotte weit in die hohe See trieb, wodurch der brave Admiral Ruyter Zeit gewann, sich der Küste zu nähern, und sie vor einem zweiten Anfall zu decken. Aber auch im Haag war man nicht

müßig. Man rief die übrigen Europäischen Mächte um Hülfe an, und wenigstens nicht überall vergebens. Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg machte sich noch im September mit einem Heere auf, und auch der Kaiser schloß ein Bündniß mit den Generalstaaten, und sandte ihnen durch den erfahrnen Montecuculi Hülfe (oben S. 175). Dies setzte wenigstens die Franzosen in die Nothwendigkeit, ihr schon durch die vielen Besatzungen geschwächtes Heer noch mehr zu theilen, so daß Wilhelm von Oranien gegen die Übrigbleibenden schon angriffsweise verfahren konnte. Im December setzte der eintretende Frost die Provinz Holland, die bisher durch die geöffneten Schleusen geschützt gewesen war, auf einige Tage in große Gefahr, denn Luxenburg hatte sein ganzes Heer mit Schlittschuhen versehen, und wollte auf der Eisfläche, welche die ganze Gegend bedeckte, Leyden und Haag überfallen. Aber ein plötzlich eintretendes Thauwetter zwang ihn, auf halbem Wege wieder umzukehren, und im Zorn über das Mißlingen des schönen Plans erlaubte er seinen Soldaten, einige reiche Dörfer auszuplündern, und mit den Einwohnern nach Belieben zu verfahren.

Der Anfang des folgenden Feldzugs (1673) war den Holländern nicht günstig. Der fremde Beistand half ihnen wenig, wie schon oben in der Deutschen Geschichte erzählt ist. Solchen Bundesgenossen aber glaubten die Holländer auch keine Hülfsgelder zahlen zu dürfen. Dieser nothwendigen Unterstützung beraubt und in augenscheinlicher Gefahr, seine Westphälischen Länder ganz zu verlieren, schloß Friedrich Wilhelm mit den Franzosen zu Vossem Frieden (6. Jun.). Dennoch verzagten die Holländer nicht. Wilhelm von Oranien ging allen Reichen mit einem schönen Beispiel der Vaterlandsliebe voran,

indem er seine sämmtlichen Einkünfte zur Führung des Krieges hergab. In diesem Jahre wurden auch Bündnisse mit Dänemark, Spanien und Lothringen geschlossen, und das frühere mit dem Kaiser erneuert. Montecuculi rückte nach Coblenz vor, und Spanien erklärte Frankreich am 16. October (1673) den Krieg. Die Nothwendigkeit, sich gegen so viele Feinde zu vertheidigen, zwang die Franzosen nun, ihre meisten Eroberungen in den Niederlanden wieder fahren zu lassen, von denen sie also keinen weitern Gewinn gehabt hatten, als die Beute, die sie sich durch ihre mehr als Tatarischen Plünderungen zu verschaffen gesucht. Zur See waren sie auch nicht glücklich gewesen. Ruyter, Tromp und einige andere wackere Holländer hatten ihren besten Admiralen, wie auch den Englischen, immer ehrenvoll die Spitze geboten. Die Franzosen eilten mit dem Abzuge so sehr, daß sie acht und zwanzigtausend Holländische Kriegsgefangene, den Mann für einen Thaler laufen ließen.

Das folgende Jahr (1674) ließ sich noch viel schlimmer für Frankreich an. Seine Bundesgenossen, die Engländer, waren des Krieges müde, und wie der verschwenderische und charakterlose Karl II. durch Französisches Geld zum Kriege bewogen worden war, so bewog ihn Holländisches Geld nun auch zum Frieden. Er ließ seinen Bundesgenossen im Stich, und empfing von den Holländern in vier Fristen zwei Millionen Gulden. Auch Münster und Köln söhnten sich mit Holland aus. Ferner traten mehrere Fürsten Norddeutschlands zu dem großen Bunde gegen Frankreich, und selbst der kaum abgetretene Kurfürst von Brandenburg führte sechzehntausend Mann frischer Truppen herbei, deren Unterhaltung Spanien und Holland übernommen hatten.

Jetzt möchte man glauben, sey die Reihe, zu zittern, an Frankreich gekommen. Allein wir wissen schon, von welcher Beschaffenheit diese Feinde größtentheils waren, und wie sehr der Mangel an Geld und an Einigkeit, der unter den Verbündeten herrschte, ihre Schritte hemmte. Die Holländer waren jetzt allerdings erleichtert, denn die Franzosen hatten von ihrem Lande nichts weiter als Mastricht und Grave inne; aber dafür wurden jetzt die Spanischen Niederlande desto heftiger überschwemmt, und die Franche-Comté innerhalb sechs Wochen durch Vaubans Hülfe weggenommen. In diesem Feldzuge fiel die Schlacht bei Senef vor, in welcher sich der junge Wilhelm von Oranien zuerst mit dem berühmten Condé maß, und die, wie oben schon erwähnt ist, unentschieden blieb. Beide Heere sangen das Tedeum für einen Sieg, den keines errungen hatte: „ein altes Herkommen, sagt Voltaire, eingeführt in der Absicht, das Volk zu ermuthigen, das immer betrogen werden muß." Wenige Tage darauf hätte Oranien abermals Gelegenheit gehabt, sich mit dem Feinde zu messen, wenn der kaiserliche General Souches (dem Einige auch die Schuld beimessen, daß der Tag von Senef kein entschiedener Sieg geworden) ihm nicht zuwider gewesen wäre. Der Prinz belagerte Oudenarde, und Condé wollte, um es zu entsetzen, eine neue Schlacht wagen. Mit Freuden eilte ihm Jener entgegen, aber Souches weigerte sich, mitzufechten. Darüber entstand eine so große Uneinigkeit, daß die Kaiserlichen die Laufgräben ganz verließen, worauf der nun zu schwache Prinz die Belagerung aufheben mußte. Dafür eroberte er aber Grave, Huy und Dinant (Nov. 1674) und damit war der diesjährige Feldzug in den Niederlanden beschlossen.

In Deutschland hatte unterdeß Turenne mit einem

verhältnißmäßig nur kleinen Haufen wundergleiche Thaten gethan. Die Schlacht bei Sinzheim (16. Jun. 1674) die er gegen den Herzog von Lothringen und den Grafen Caprara gewann, war bei weitem nicht das Größte. Seine künstlichen Märsche, seine Geschwindigkeit, seine Überraschungen, seine kluge Benutzung geringer Anlässe, um den Feind zu schwächen, werden, da man ausführliche Nachrichten davon hat, noch jetzt von allen Kennern bewundert. Leider aber wissen wir auch schon, daß er unter den Verheerern unsers Vaterlandes, besonders der Pfalz, eine der ersten Stellen behauptet. Theils verlangte es sein Vortheil, die Örter zu schleifen, die er nicht gegen den Feind behaupten konnte; theils glaubte er, wie Sulla, seinen Soldaten von Zeit zu Zeit eine solche Ermuthigung schuldig zu seyn, für die Strenge, die er sie zu anderen Zeiten empfinden ließ. Als ihm daher einige Herren in Lothringen Vorstellungen wegen der grausamen Verheerung des Landes thaten, blieb er ganz ruhig, und sagte bloß: „Ich werde es bei der Parole bekannt machen." Am Ende des Feldzugs hatte er nicht nur das ganze linke Rheinufer von den Feinden gereinigt, sondern auch ein fast dreimal stärkeres Heer als das seinige entkräftet und zerstreut. Und alles das gegen Louvois Befehl, nach welchem er einen ganz andern Plan hätte befolgen müssen. Aber er durfte es schon wagen, dem Minister ungehorsam zu seyn, und da er mit Sieg und Ehre gekrönt im folgenden Winter nach Paris zurück kam, fand seine männliche Entschuldigung, wenn auch nicht bei Louvois, doch bei dem Könige bald die vollkommenste Genehmigung. Vielleicht war aber auch sein Gegner, der kaiserliche General Bournonville, durch die verkehrten Befehle, die er aus Wien erhalten, und die er streng

befolgen müssen, an besseren Unternehmungen gehindert worden.

Den folgenden Feldzug (1675) eröffnete, wie gewöhnlich, der König selbst in den Niederlanden, das heißt, er ritt mit hin, sah den Belagerern einige Wochen zu, und kehrte dann wieder nach Versailles zurück. Condé, Crequi und Humieres waren die eigentlichen Anführer. Sie eroberten einige kleine Grenzfestungen, und darüber ging der Sommer hin. In Deutschland starb diesmal Turenne bei Sasbach den Heldentod (27. Jul. 1675); wie, ist schon oben erzählt. Dieselbe Kanonenkugel, die ihn tödtete, nahm auch dem neben ihm reitenden General Saint Hilaire den Arm weg, so daß Beide zugleich vom Pferde sanken. Auf das Geschrei der Begleitenden stürzte der junge Saint Hilaire herbei, und bezeugte dem blutenden Vater sein kindliches Mitleid; aber schön erwiederte der edle Mann: „Nicht mich, mein Sohn, mußt du beweinen, sondern diesen großen Mann hier, dessen Gleichen unser Vaterland wol nicht wieder finden wird. Unglückliches Heer, wie wird es dir ergehen! Aber eilt, setzt euch wieder zu Pferde, und thut eure Schuldigkeit. Mich laßt hier liegen; Gott wird es mit mir nach seinem Willen machen." — Turenne war im vier und sechzigsten Jahre seines Alters gefallen. Ludwig ließ ihn zu Saint Denis in der Gruft der Könige beisetzen, wo auch der tapfere du Guesclin begraben lag, und ihm ein prächtiges Denkmal errichten.

Die Anführung seines Heeres übernahm der aus den Niederlanden abgerufene Condé, ohne diesen Sommer noch etwas von Bedeutung auszurichten. Zum Winter dankte er vollends ab, und zog sich für immer zurück. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er auf seinem Lust-

schlosse Chantilly bei Paris zu, vom Hofe vergessen und von der Gicht gequält, ein trauriges Bild von der Hinfälligkeit menschlicher Größe. Er starb 1686, im fünf und sechzigsten Lebensjahre. Dasselbe Jahr, da er sich zurückzog und Turenne starb, raubte auch dem Kaiser seine beiden besten Feldherren, Montecuculi, der freiwillig niederlegte, und den Herzog Karl IV. von Lothringen, welcher am 18. September 1675 starb, und sein Heer und seine Ansprüche seinem Neffen Karl V. hinterließ. Endlich fiel auch im folgenden Jahr der große Holländische Seeheld Ruyter. Messina war nämlich mitten im Kriege von Spanien abgefallen, und hatte sich den Franzosen ergeben, worauf die Generalstaaten den Spaniern eine Flotte unter Ruyter zu Hülfe sandten. In einer Seeschlacht bei Messina wider den Französischen Flottenführer du Quesne (22. April 1676) ward Ruyter tödtlich verwundet, und starb einige Tage nachher im siebzigsten Lebensjahre. In einem etwas später erfolgenden Treffen erlitten die Holländer einen empfindlichen Verlust, und die Franzosen behaupteten sich bis 1678 in Sicilien, wo sie es verließen, begleitet von den Verwünschungen der Einwohner, welche sie durch ihre Ausschweifungen aufs höchste erbittert hatten.

Trotz des Verlustes so trefflicher Feldherren ruhte der Krieg nicht. Man schickte zwar zu Anfang des Jahres 1676 Gesandte nach Nimwegen, um Friedensunterhandlungen anzufangen, allein dessen ungeachtet suchte man sich im Felde noch so viel Vortheile als möglich zu verschaffen. Der schon erwähnte du Quesne, ein Genie wie Ruyter, vorher Freibeuter und jetzt Französicher Admiral, brachte den Ruhm der Französischen Seemacht zuerst dem der Englischen und Holländischen gleich, und

erfocht mehrere glänzende Siege. In Roussillon focht der Marschall von Navailles, am Rhein der Herzog von Luxemburg, an der Sambre der Herzog von Rochefort, und das für die Niederlande bestimmte Heer wollte der König selbst anführen, und die Marschälle von Schomberg, Crequi, Humieres, La Feuillade und Lorges sollten als Generallieutenants unter ihm stehen. Da er indeß, wie immer, der Sache bald überdrüssig ward, und schon im Junius wieder nach Hause ging, so ward Schomberg Oberanführer. Es wurden einige Städte belagert, auch wol erobert, sonst aber geschah nichts. Die Unterhandlungen in Nimwegen gingen gleichfalls langsam; jeder zauderte, weil man allgemein glaubte, der erschöpfte Ludwig werde bald das Äußerste bewilligen müssen. Diesen Wahn zu zerstören, erschien er im nächsten Frühling (1677) schon im März im Felde, ließ Cambray und Valenciennes berennen, und eroberte sie beide, die letzte nicht ohne den Verdacht geheimer Verrätherei. Zu gleicher Zeit gelang es seinem Bruder, dem Herzoge von Orleans, besonders durch die Hülfe und geschickte Führung des Marschalls von Luxemburg, dem Prinzen von Oranien bei Montcassel eine Niederlage beizubringen (11. Apr. 1677). Der Prinz hatte die Schlacht gewagt, um das von den Franzosen belagerte Saint Omer zu entsetzen, konnte aber nur durch einen geschickten Rückzug sein geschlagenes Heer retten. Die Franzosen ließen dem königlichen Bruder einen Hauptantheil an der Ehre dieses Tages, und überall, wo der König sich sehen ließ, rief das Volk: es lebe der König und Monsieur, der die Schlacht gewonnen hat! ein Zusatz, der dem eifersüchtigen Ludwig sehr widrig in die Ohren schallte. Als er darauf nach Saint Omer kam, welches sich gleich nach

der Schlacht ergeben hatte, war von Montcassel sehr wenig die Rede; er wollte sich nicht einmal das Schlachtfeld zeigen lassen, und jedermann prophezeihte damals dem Herzoge von Orleans, daß dies wol sein erster und letzter Feldzug gewesen seyn möchte, welches auch wirklich eintraf.

Unterdessen spannten die zu Nimwegen versammelten Gesandten der Verbündeten ihre Forderungen immer höher, besonders da im Winter 167⅞ Wilhelm von Oranien eine Reise nach England machte, und sich, zu Ludwigs großer Unruhe, mit der Tochter des Herzogs von York vermählte. Wie erschöpft auch Frankreich war, so sah es doch nur in einer noch einmal versuchten großen Anstrengung die Möglichkeit vortheilhafter Bedingungen. Ludwig eröffnete daher den Feldzug von 1678 früher als alle vorigen und brach schon im Februar mit seinem ganzen Hofe auf, die Königin und seine Buhlerin nicht ausgenommen. Der Marschall von Humieres mußte Gent berennen, das sich am 9. März ergab. Ypern und Löwen folgten. Hierauf ging der König wieder nach Saint Germain zurück, und ließ in Nimwegen die Friedensvorschläge erneuern.

Bei wenigen Staatsunterhandlungen mag wol so viel List angewendet worden seyn, als bei dieser. Es kam den Franzosen Alles darauf an, die Holländer von ihren Bundesgenossen zu trennen, welches diese aus allen Kräften zu verhindern suchten. Endlich gelang es aber doch. Die Republik, auf deren gänzlichen Untergang es bei diesem Kriege abgesehen gewesen war, verlor nicht ein Dorf, und der König war noch sehr froh, daß er sie zu einem besondern Frieden hatte bewegen können (10. Aug. 1678). Doch dafür erholte er sich

nun an den Spaniern. Diese, welche ohne Hollands Beistand ganz unfähig waren, den Krieg länger fortzusetzen, mußten unter jeder Bedingung, die dem Mächtigern beliebte, Frieden machen. Ludwig verlangte die ganze Franche-Comté und sechzehn schöne Plätze in den Spanischen Niederlanden. Was wollten die verlassenen Spanier thun? Sie ergaben sich in ihr Schicksal, und unterzeichneten den 17. September 1678. Mit dem Kaiser wurden nun gar keine Umstände mehr gemacht. Er mußte wol nehmen, was man ihm anbot, und konnte noch sehr zufrieden seyn, daß man nichts weiter als Freiburg von ihm verlangte. Jetzt waren noch der Herzog von Lothringen und die kleinen Fürsten des nördlichen Deutschlands übrig, die nun freilich sehr leicht zu züchtigen waren. Von den letzteren ist schon in der Deutschen Geschichte geredet worden. Dem erstern wurden so empörende Bedingungen gemacht, daß er lieber gar nicht, als so, wiederhergestellt seyn wollte. Sein Land blieb also noch lange Zeit von Französischen Truppen besetzt.

Man könnte diesemnach den Nimweger Frieden für Frankreich immer ehrenvoll nennen, wenn bei einem Siege eines Starken über viele Schwache, die noch dazu die Angegriffenen sind, von Ehre die Rede seyn könnte. Ludwigs Unterthanen hätten ihren König gern etwas weniger mit Ruhm bekränzt gesehen, wenn er dafür nur ein etwas menschlicheres Herz gegen sie gezeigt hätte. Aber sie schmachteten unter der Last der Abgaben, und die so zahlreichen Spitäler konnten doch die Menge der Hungernden nicht fassen, von denen das Land bedeckt war.

8. Begebenheiten von 1678 bis 1685.

Dennoch war an Ruhe nicht zu denken. Louvois, der den König immer mehr von seinen Weibern umstrickt sah, deren keine ihm, dem herrischen Minister, gewogen war, durfte ihn nicht einen Augenblick unbeschäftigt lassen, wenn er seine Unentbehrlichkeit behaupten wollte. Unaufhörlich zeigte er ihm die schöne Aussicht auf eine gänzliche Abrundung seiner Staaten, und um diesen Zweck bei jeder Gelegenheit verfolgen zu können, rieth er ihm, die Waffen gar nicht aus der Hand zu legen. Im Frühling 1679 bewog er ihn, mit seinem ganzen Hofe eine Reise nach den Flandrischen Seeplätzen zu machen, die alle stark befestigt wurden. Die Örter, welche nach dem Nimweger Frieden hätten sollen herausgegeben werden, behielt man in Händen, um die Feinde aufs Neue zu reizen, und das Jahr darauf (1680) legte Louvois seinem Monarchen den Reunionsentwurf vor, von welchem in der Deutschen Geschichte (oben S. 185.) schon geredet worden ist. Im Jahre 1681 wurde auf die dort gleichfalls erzählte überraschende Weise Straßburg weggenommen, und an demselben Tage, da dies geschah, ward dem leichtsinnigen und geldbedürftigen Herzog von Mantua die Festung Casale, der Schlüssel zu Italien, abgekauft (30. Sept.). Was Louvois durch alle diese Maßregeln bezweckt hatte, geschah. Ganz Europa ward besorgt durch das Umsichgreifen dieser Politik, und jeder, der etwas zu verlieren hatte, sah sich nach Schutz bei seinen Nachbarn um. Es ist eine interessante Frage, was für eine Rolle wol dieser allgefürchtete Ludwig jetzt in der Geschichte spielen würde, wenn er jenen eifersüch-

tigen, starrköpfigen und kühnen Minister nicht gehabt hätte, der ihn aus eignem Interesse unaufhörlich von dem Polster der Weichlichkeit aufpeitschte, und seine Ruhmsucht und Eitelkeit so planmäßig bearbeitete.

Um die Flotte in Übung zu erhalten, wurde sie 1682 und 83 nach Algier geschickt, mit dem Auftrage, dies Raubnest zu bombardiren, das den Französischen Handel lange gestört und beeinträchtigt hatte. Der Admiral du Quesne setzte ihm so heftig zu, daß der Dey um Gnade bat, alle Französischen Sklaven unentgeltlich losließ, und künftig vor der Macht des Königs die schuldige Ehrerbietung zu hegen gelobte. Zwei Jahre darauf erfuhren Tunis und Tripoli eine ähnliche Züchtigung.

Im Jahre 1683 fingen die Feindseligkeiten gegen Spanien wieder an. Luxemburg und andere Örter wurden zufolge der Reunionen weggenommen. Auch in Roussillon setzte sich wieder ein Heer in Marsch. Man wußte wol, daß das arme, entkräftete, fast ganz zerrüttete Spanien keinen Widerstand mehr zu thun vermochte. Eben dies Jahr ist auch durch Colbert's Tod ausgezeichnet (6. Sept.). Da er des unaufhörlichen Kriegführens wegen zur Eintreibung schwerer Steuern genöthigt gewesen war, so war die Stimmung des Volks so feindselig gegen ihn, daß eine Bedeckung der bewaffneten Macht seinen Leichnam am Tage der Beerdigung vor öffentlichen Mißhandlungen sichern mußte.

Sechs Tage nach Colberts Tode geschah der berühmte Entsatz Wiens durch die Polen und Deutschen, von welchem oben (S. 191.) das Nähere erzählt worden ist. Die Nachricht davon war Ludwigen so empfindlich, daß er sich drei Tage lang eingeschlossen haben soll. Er hatte die Türken mit Geld, mit Officieren, Ingenieurs

und weitläufigen Planen unterstützt, und ganz sicher auf die Eroberung der Kaiserstadt gerechnet; ja er war in seinen Hoffnungen so weit gegangen, sich einzubilden, Deutschland werde nun nach ihm die Hände ausstrecken. Dann wollte er Vermittler seyn, und so seinem Sohne den Weg zu dem allersehnten Kaiserthron bahnen. Alle diese glänzenden Aussichten waren nun durch eine einzige Nachricht zerstört.

Spanien und der Kaiser, beide entkräftet, suchten dem Reunionsunfug vor der Hand durch Unterhandlungen zu steuern. Unfähig zum Kriege, verlangten sie einen Waffenstillstand. Ludwig bewilligte ihn (15. Aug. 1684) auf zwanzig Jahre, doch wollte er bis dahin die reunirten Örter behalten. Leider mußten sie die unwürdige Bedingung eingehen, obwol ahnend, daß das, was zwanzig Jahre in französischen Händen gewesen, wol auf immer für sie verloren seyn werde. In der That benutzte Ludwig diesen Friedensstand nur zur Befestigung der genommenen Städte, und zur Anlegung neuer Festungen am Rhein und in den Niederlanden.

Wie sehr sich Ludwig in dem übermüthigsten Gebrauche seiner Macht und Furchtbarkeit gefiel, zeigte sich besonders 1684 in seinem Verfahren gegen die Genueser. Diese hatten, außerdem daß sie überhaupt dem Französischen Handel in der Provence vielen Abbruch thaten, als Schutzverwandte Spaniens zu dessen Dienst im letzten Kriege vier Galeeren ausgerüstet und die Durchfuhr des Französischen Salzes durch ihr Gebiet nach dem Mantuanischen verweigert, zwei unerhörte Frevel in den Augen des ersten Monarchen in Europa. Sie zu züchtigen, wurden du Quesne und der Marquis von Seignelai, Colbert's Sohn, mit einer gewaltigen Flotte nach Ge-

nua gesandt. Sie befahlen den Bürgern, die vier Galeeren sogleich zu entwaffnen, eine davon auszuliefern, und vier der vornehmsten Rathsherren nach Versailles zu schicken, um den König um Verzeihung zu bitten und ihn der tiefsten Reue und Unterwerfung zu versichern. Diese Sprache eines auswärtigen Königs gegen einen fremden Staat empörte die freien Genueser. Sie gaben eine Antwort, wie sie der Würde einer Republik angemessen war. Sogleich rückten die Französischen Bombardiergaliotten vor den Hafen. Die Bürger setzten sich in Vertheidigungsstand. Das Bombardement begann, und zum großen Schaden der Stadt. Der Palast des Doge, die Schatzkammer, das Zeughaus, ein großes Waarenmagazin, und einige hundert Privathäuser wurden theils verbrannt, theils zerschmettert. Hierauf ließ Seignelai den Rath fragen, ob er jetzt andern Sinnes geworden sey, und befahl ihm, wenn er es sey, außer den zuerst verlangten vier Senatoren auch noch den Doge selbst nach Versailles zu schicken, und dem Könige zugleich 200,000 Thaler Kriegskosten zu bezahlen. Der Doge, ein Mann von Geist und Entschlossenheit, antwortete, die Republik sey nicht gewohnt, unter Bombenwerfen Vorschläge anzunehmen, sie verlasse sich auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und auf die Unerschrockenheit ihrer Bürger, welche lieber mitten unter den Flammen umkommen, als in einen so schimpflichen Vertrag willigen wollten. Das Bombardement begann hierauf von Neuem, und zugleich landeten einige tausend Franzosen, plünderten die Vorstadt San Pietro d'Arena, und zündeten sie an. Nach sieben Tagen, da Pulver und Kugeln verschossen waren, kehrte die Flotte zurück. Da indeß die Genueser wohl denken konnten, daß der stolze

Ludwig es dabei nicht werde bewenden lassen, so hielten sie es für das Beste, durch weise Ergebung in das Unvermeidliche noch härteren Gewaltthätigkeiten vorzubeugen. Es kam darauf ein Vergleich in acht Artikeln zu Stande, davon die vornehmsten die schon von Seignelai geforderten waren, nur mit dem Zusatze, daß die Republik alle für Spanien ausgerüsteten Galeeren entwaffnen sollte. Im Mai 1685 erschien darauf verlangtermaßen der Doge Imperiale Lescaro nebst vier Rathsherren in Versailles, die in den ehrerbietigsten Ausdrücken von Seignelai vorgeschriebene Abbitte herzusagen. Ludwig empfing ihn, mit bedecktem Haupte auf einem prächtigen Throne sitzend, und rings umgeben von seinem ganzen Hofe. Der Doge blieb stehend, doch gleichfalls mit bedecktem Haupte. Nachher erwies ihm der König die ausgezeichnetste Höflichkeit, die gegen Louvois und Seignelai's Stolz sehr abstach, welches den Doge zu sagen veranlaßte: „Der König raubt unseren Herzen die Freiheit durch die Art, wie er uns empfängt, aber seine Minister geben sie uns wieder." Bekannt ist auch die Antwort dieses feinen Mannes auf Seignelai's Frage, welche von den vielen Seltenheiten von Versailles ihm die bewundernswürdigste scheine: „Die, mich hier zu sehen."

---

9. Die Aufhebung des Edicts von Nantes.

(1685.)

Es waren indeß nicht bloß Fremde, welche die Wirkungen der tyrannischen Willkühr Ludwigs empfinden mußten; sie richtete sich in einer noch weit furchtbarern Gestalt gegen diejenigen seiner Unterthanen, die das Un-

glück hatten, nicht zu der Kirche, welcher er zugethan war, zu gehören. Richelieu, ganz frei von jeder religiösen Leidenschaft, hatte, wie wir gesehen haben, nur die Sicherheitsplätze der Reformirten zerstört, weil es ihm politisch unstatthaft schien, einen abgesonderten Staat im Staate zu dulden; aber nachdem er ihnen ihre Furchtbarkeit geraubt hatte, ließ er sie ruhig wohnen. Mazarin, der an freier Einsicht nicht so hoch als sein Vorgänger stand, beeinträchtigte sie schon mehr, und spätere Räthe Ludwigs gingen noch weiter, indem sie seine Abneigung gegen die Reformirten zur Bemäntelung ihrer herrschsüchtigen und eigennützigen Plane benutzten. Man drückte die Hugenotten auf alle Weise, gab ihnen tausend unerwiesene Vergehungen Schuld, um sie zu harten Strafen verurtheilen zu können, erklärte sie königlicher Bedienungen unfähig, nahm ihnen Gewerbsrechte, ließ ihre Kinder zu den höheren Schulen nicht zu, nahm sie ihnen wol gar weg, legte ihnen Soldaten zu freier Beköstigung in die Häuser, verdammte sie zur Bezahlung der Schulden Solcher, die katholisch geworden waren, und hob die chambres mi-parties auf, damit kein protestantischer Richter sich eines ungerecht verfolgten Glaubensbruders annehmen könnte.

Bei diesen Plackereien blieb es nicht. Beredte katholische Geistliche schrieben eigene Werke über die Nothwendigkeit, die lange entbehrte Glaubenseinheit herzustellen, und Ludwigs Beichtvater la Chaise, in Verbindung mit mehreren anderen Geistlichen und der sehr bigotten Frau von Maintenon, (s. den folg. Abschnitt) stellte dem König unaufhörlich vor, welche Gnade bei Gott zu erlangen sey durch so viele zum wahren Glauben zurückgeführte Sünder, und wie viel Ruhm bei der Nachwelt,

wenn ihm das Werk gelänge, das sechs Regierungen vor ihm vergebens versucht hätten. Man bewies ihm, daß er eigentlich kein ganz vollkommener Souverain zu nennen sey, so lange noch zwei Millionen Menschen einem andern Glauben als dem seinigen huldigten, und versicherte ihn, daß der weise Heinrich IV. das Edict von Nantes gewiß nicht würde gegeben haben, wenn er Ludwigs unumschränkte Macht gehabt hätte.

Als Louvois den König entschlossen sah, diesen Rathschlägen Gehör zu geben, suchte er das Geschäft der Ausführung in seine Hände zu bekommen. Und diesem stand er, als es einmal beschlossen war, alsobald mit furchtbarem Nachdrucke vor. Wenn in dieser Sache etwas Rasches geschehen solle, meinte er, so müsse es mit schreckendem Zwange geschehen, und diesem Grundsatze zufolge wurden Dragoner und Priester zugleich in alle Provinzen geschickt, das Bekehrungswerk anzufangen. Die Intendanten machten den Reformirten überall den Willen des Königs bekannt, daß sie katholisch werden sollten, und daß man die Widerspenstigen mit Gewalt dazu zwingen werde. Wenn die Unglücklichen betheuerten, daß sie ihr Leben für ihren König hingeben wollten, aber ihrer Überzeugungen nicht Meister wären, so rückten die Dragoner ein, besetzten alle Zugänge, und riefen mit dem Degen in der Faust: „Sterbt, oder werdet katholisch!“ Diese unmenschlichen Gesetzvollstrecker wurden bei den reformirten Bürgern einquartirt, und verfuhren mit den Gütern und Weibern derselben wie mit ihren eigenen. Was der stille Fleiß einer redlichen arbeitsamen Familie in vielen Jahren mühsam erworben und sorglich erspart hatte, das verzehrten jetzt gefühllose Soldaten hohnlachend und trotzend in wenigen Monaten,

und unschuldige Männer und Frauen, einer anständigen Behandlung gewohnt, wurden ohne Unterschied blutrünstig, ja wohl gar ungesund geprügelt. Die reformirten Prediger wurden zum Theil gerädert; Weibern, die reformirte Psalmen sangen, schnitt man die Haare ab; Eltern nahm man die Kinder weg und steckte sie in katholische Waisenhäuser; Greise wurden unter Flüchen und Drohungen von den Soldaten bei den Armen an die Altäre geschleppt, das Abendmahl nach katholischer Weise zu empfangen, und Solche, die aus Furcht ihren Glauben abgeschworen hatten und nachher doch bei einer reformirten Religionsübung oder auch nur über einer unkatholischen Äußerung ertappt wurden, mußten ihre angebliche „Gotteslästerung" in den abscheulichsten Gefängnissen, ja wohl gar auf dem Blutgerüst büßen. Damit sich aber niemand dieser Tyrannei entziehen konnte, so hatte man in alle Häfen und Grenzstädte strenge Befehle geschickt, alle Personen, die Frankreich verlassen wollten und keine Zeugnisse von ihren Bischöfen hätten, anzuhalten und als Staatsverbrecher zu behandeln.

Der Anfang mit diesen Abscheulichkeiten wurde in Bearn gemacht, dann kam die Reihe an Ober- und Nieder-Guienne, an Saintonge, Poitou, Languedoc und Dauphiné. Hierauf wandte sich der Dämon des Fanatismus nach der Normandie, Picardie, nach Bretagne, Champagne, Bourgogne, Orleanois, Isle de France und die übrigen Provinzen. Ludwig erfuhr das Wenigste davon, vielmehr erfreuete man ihn oft durch Nachrichten, daß der Ketzerei im Lande immer weniger werde, und endlich hieß es, daß nun das Edict von Nantes ganz überflüssig geworden sey. Hierauf schritt man zum völligen Widerruf desselben, und das neue deshalb ausge-

fertigte Edict ward am 18. October 1685 bekannt gemacht, und von allen Parlamentern willig registrirt. Es hieß darin, das Edict von Nantes sey nur in der Absicht gegeben worden, um an der Vereinigung der beiden Religionsparteien desto eifriger arbeiten zu können; dies sey auch mit so gutem Erfolge geschehen, daß es nun jenes Edicts gar nicht mehr bedürfe, der noch übrige unbedeutende Haufe der Reformirten sey als eine Anzahl unruhiger Köpfe zu betrachten, die mit Ernst zum Gehorsam gebracht werden müßten. Es sey ihnen demnach jede religiöse Zusammenkunft untersagt, bei Strafe der Einziehnng ihrer Güter und Personen. Jeder Reformirte, der auswanderte, und jeder Prediger, der innerhalb vierzehn Tagen nicht auswanderte, sollte zu den Galeeren verdammt werden. Übrigens wolle man niemand drücken.

Dies Edict wurde gleich nach seiner Bekanntmachung auf das härteste vollzogen. Jetzt fingen die Dragonaden erst recht an, und die unterirdischen tödtlichen Gefängnisse füllten sich mit Unglücklichen, die nichts weiter verbrochen hatten, als daß sie nicht zur katholischen Kirche übertreten wollten. Die Verzweiflung der Verfolgten stieg aufs äußerste. Aber die Gewalt auf der einen Seite erzeugte die List auf der andern, und wie sorgfältig auch Louvois die Grenzen besetzten mochte, so fanden doch nach und nach mehr als funfzigtausend Familien Mittel, hindurchzuschlüpfen, und ihre Güter, ihre Kinder und ihre Geschicklichkeit benachbarten Ländern zuzuwenden. Da die meisten derselben arbeitsame und redliche Handwerker waren, so nahmen die protestantischen Fürsten sie mit Freuden auf, und bald nach ihrer Auswanderung sah man in England und Deutschland Fran=

zösische Zeuge, Spitzen, Hüte und Strümpfe verfertigen, die man bisher aus Frankreich hatte kommen lassen müssen. Eine ganze Vorstadt von London wurde mit Französischen Seidenarbeitern bevölkert. Der Prinz von Oranien und der Herzog von Savoyen errichteten ganze Regimenter von Französischen Flüchtlingen, und der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg, der allein zwanzigtausend derselben als Ansiedler in seine Mark aufnahm, gab in ihnen seinen Unterthanen eben so viele Lehrer ungekannter und nützlicher Künste und Gewerbe. So lenkt der Genius der Menschheit oft selbst den Unsinn eines verwirrten Kopfs Anderen zum Segen.

---

10. Franzisca d'Aubigné, Frau von Maintenon.

(Geb. 1635, gest. 1719.)

Louvois, der schon auf seinen ehemaligen Collegen Colbert so eifersüchtig gewesen war, hatte jetzt Nebenbuhler, die ihn mit Recht noch weit mehr beunruhigen mußten, Jesuiten und Weiber. An der Spitze jener stand der königliche Beichtvater La Chaise, der den wollüstigen Ludwig allmählig zwar nicht zu wahrer Sittlichkeit und Religiosität, aber zu einer abergläubischen Andächtelei bekehrt hatte, durch welche er von seiner Sündenschuld befreit zu werden hoffte. Vorzüglich schwer lasteten ihm auf dem Gewissen seine vielen Kebsweiber, von denen die eine (die Marquise von Montespan) noch dazu eine Ehefrau gewesen, so daß also ein doppelter Ehebruch begangen worden war. Mit rühmlicher Ergebung hatte seine sanfte Gemahlin diese Kränkungen ertragen, und vielleicht war es der Gram darüber, der ihrem Leben

schon 1683 ein Ende machte. Lange vorher schon hatte Ludwig eine Bekanntschaft gemacht, die ihn auf eine ganz eigne Art angezogen hatte. Es war eine Wittwe von beinahe funfzig Jahren, deren feiner Geist aber ihren Zügen den Reiz einer Jungfrau gab, und in deren ganzem Wesen eine Würde und eine Anmuth zugleich verbreitet waren, daß sie, wie eine Heilige, mehr zur Verehrung, als zu zärtlichen Gefühlen einlud. Geboren von Französischen Eltern, die ein sehr unstetes Leben geführt, hatte sie die ersten Jahre ihrer Kindheit in America verlebt, und war in ihrem vierzehnten Jahre als Fräulein von Aubigné nach Paris zurückgekommen, wo sie es bei ihrer großen Dürftigkeit für ein Glück gehalten hatte, als Gesellschaftsfräulein bei einer reichen und stolzen Frau unterzukommen, die ihr die niedrigsten Geschäfte übertrug. Hier hatte ein berühmter komischer Dichter, Scarron, einer der witzigsten Köpfe, aber auch eins der ungestaltesten, ausgemergeltesten und kraftlosesten Gerippe Frankreichs, ihren seltenen Geist kennen gelernt, und ihr die Ehe angetragen (1651). Die Lage des wirklich schönen und tugendhaften Fräuleins muß sehr traurig gewesen seyn, da sie sich entschließen können, sie mit einer solchen Ehe zu vertauschen; allein es zeigte sich auch in ihrem ganzen folgenden Leben, daß eine sinnliche Neigung zum männlichen Geschlecht ihr gänzlich fehlte, und daß nur geistige Bedürfnisse allein ihr den Umgang mit gebildeten Männern wünschenswerth machen konnten.

Diese Bedürfnisse fand sie in ihrem neuen Ehestande auf das vollkommenste befriedigt. Scarrons Haus war der Sammelplatz der vorzüglichsten Köpfe von Paris, und hatte man den kleinen possierlichen Mann vorher

wegen seiner launigen Einfälle gern besucht, so kam man jetzt, da er die schöne, geistreiche junge Frau hatte, noch viel fleißiger. Allein so witzig Mancher anfangs das ungleiche Ehepaar bespöttelt haben mochte, so schnell gewann die junge Frau die allgemeine Hochachtung für sich. Niemand wagte es, einen Verdacht auf sie zu werfen, und ein Hofmann sagte sogar öffentlich von ihr, er würde es eher wagen, der Königin ein unanständiges Wort zu sagen, als ihr.

Nach Scarrons bald erfolgtem Tode (1660) zog sie sich in die Einsamkeit zurück, lebte von einem kleinen Gehalte, und erheiterte ihren Geist durch Bücher und religiöse Übungen. „Ich würde vielleicht, schreibt sie von sich selbst, nie an Gott gedacht haben, wenn mich die Menschen mehr befriedigt hätten." Ein merkwürdiges Wort, das ein großes Licht auf ihren Charakter wirft. Als endlich die Marquise von Montespan dem Könige einen Sohn gebar, den sie heimlich erzogen zu sehen wünschte (1671), so ward die Wittwe Scarron als eine vorzüglich kluge, zuverlässige und verschwiegene Person zu diesem Geschäfte ausersehen, das sie zu großer Zufriedenheit des Königs verwaltete, so daß ihr einige Jahre nachher auch die Erziehung eines zweiten Bastards von derselben Mutter anvertraut ward. Als der König in der Folge diese Kinder öffentlich anerkannte, und sie an den Hof kommen ließ, erschien auch ihre Erzieherin daselbst, und flößte durch ihr feines, würdevolles und kluges Betragen dem Könige eine nie empfundene Hochachtung für weibliche Tugend ein. Er las einige von ihren Briefen, und fand sie vortrefflich; er unterhielt sich oft mit ihr, und seine Achtung für sie wuchs immer mehr. Um diese Zeit war er der schon dreizehn Jahre unterhal-

tenen Marquise von Montespan überdrüssig geworden, und brannte für das schöne und stolze Fräulein von Fontanges, eine der Hofdamen seiner Schwägerin. Jene, die mit dem Stolze einer Favoritsultanin auch die Eifersucht einer solchen verband, schnaubte wüthende Rache, und drohte, eine zweite Medea, ihre Kinder vor den Augen ihres ungetreuen Jason zu zerreißen. In dieser Lage hatte Ludwig keine andere Zuflucht, als seinen lieben Pater La Chaise und die fromme Wittwe Scarron, die sich zwischen Beide stellten, den König beruhigten und die Buhlerin zum Schweigen brachten. Diese ermordete nun zwar ihre Kinder nicht, aber dafür starb die schöne Nebenbuhlerin plötzlich (1681), nicht lange nach ihrer Erhebung zur Herzogin. Erst als die zähe Montespan sah, daß Alles für sie verloren war, zog sie sich vom Hofe zurück, und mit Freuden zahlte ihr der erleichterte König ein monatliches Gehalt von tausend Louisd'or *).

So lange die Königin lebte, ermahnte die Wittwe Scarron, nunmehrige Frau von Maintenon (von der Herrschaft Maintenon, welche sie sich 1679 gekauft hatte) den König beständig, gut mit ihr zu leben, und beobachtete gegen ihn dieselbe sittsame Zurückhaltung, die sie von Jugend auf gegen alle Männer beobachtet hatte. Nach dem Tode der Königin, da der welke und erschöpfte Ludwig keiner jener üppigen Freuden mehr Geschmack abgewinnen konnte, und zu seinem Überdruß sich noch die Reue gesellte, hing er am liebsten den religiösen Ideen nach, mit denen seine Freundin ihn oft unterhalten hatte, und da er sich nun einmal des weiblichen Umgangs nicht

---

*) Mém. de Mad. de la Fayette p. 224—234.

entschlagen konnte, und einer Frau von so strengen Grundsätzen keinen unanständigen Antrag zu machen wagte, so entschloß er sich endlich, sie förmlich zu seiner Gemahlin zu machen (1685). Louvois war außer sich vor Schrekken, als er diesen Vorsatz vom Könige selbst erfuhr. „Ist's möglich? rief er, der größte König auf der Erde will sich so entehren, die Wittwe Scarron zu heirathen?" Er warf sich ihm zu Füßen, und beschwor ihn weinend, von seinem Vorsatz abzustehen. Der König antwortete: „Sind Sie närrisch? Stehen Sie auf!" Am andern Morgen glaubte der Minister an der verlegenen und finstern Miene der Frau von Maintenon zu sehen, daß der König die Schwachheit gehabt habe, ihr Alles wiederzusagen. Alles, was er erlangen konnte, war, daß der König die Verbindung nicht bekannt machte. Die Trauung ward ganz in der Stille von dem Erzbischof von Paris vollzogen. Der Pater La Chaise und zwei andere Personen waren die einzigen Zeugen. Einige verschwiegene Bediente hatten den Befehl, der Frau von Maintenon in Gegenwart von Fremden wie einer Hofdame, in ihren Zimmern hingegen wie einer Königin zu begegnen. Der König brachte fast alle Nachmittage bei ihr zu, und blieb bis gegen Mitternacht bei ihr, oft arbeitete er auch in ihrer Gegenwart mit seinen Ministern, indeß sie las, oder sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigte. Bei aller ihrer äußerlichen Bescheidenheit hatte sie doch auf den Gang der Staatsangelegenheiten einen großen Einfluß, und ihrem unersättlichen Stolze war nichts kränkender, als daß sie die öffentliche Bekanntmachung der Ehe nicht erlangen konnte. In Gesellschaften betrug sie sich auch als Königin, sonst aber führte sie ein stilles, eingezogenes Leben, beschäftigte sich mit Werken der Mildthätig-

keit, und ermunterte auch den König dazu. Weit entfernt sich glücklich zu fühlen, warnte sie gern junge Mädchen, sich ja nicht von dem Schimmer der Pracht täuschen zu lassen, und vertrauteren Freunden gestand sie es offen, daß sie sich herzlich nach dem Ende dieses Lebens sehne, welches ihren ganz verschieden gesinnten Bruder zu der Spötterei verleitete: „Ganz gewiß hast du schon das Wort, droben Gott den Vater zu heirathen." Wer indessen eine oft von ihr wiederholte Äußerung recht zu würdigen weiß, daß es nämlich keine größere Pein gebe, als tagtäglich einen Menschen unterhalten zu müssen, der für keine Unterhaltung mehr empfänglich sey, der wird ihre Klagen sehr natürlich finden.

Gleich nach dem Tode des Königs verließ sie den Hof, und zog sich nach St. Cyr zurück, wo sie eine gut ausgestattete Erziehungsanstalt für dreihundert Töchter armer Edelleute gestiftet hatte. Dort liegt sie auch begraben. Ihre noch übrigen Briefe sind in demselben Ernste geschrieben, der auch der Charakter ihres Lebens war.

---

11. Dritter Raubkrieg Ludwigs XIV.

(1688 — 1697.)

Louvois, welcher wußte, daß auch die philosophischeste Frau eine Kränkung ihres Stolzes nie vergißt, sah seinen Sturz vor Augen, wenn er nicht durch Verwickelung der Angelegenheiten des Königs sich unentbehrlich machte. Dies konnte um so eher geschehen, da das Verhältniß Frankreichs zum Deutschen Reiche noch nicht so, wie man es wünschte, festgestellt war, und dies nicht möglich zu seyn schien, ohne dem Französischen Reiche neue Kriege

zu erregen. Eine Kurfürstenwahl in Köln, die den König gar nichts anging, eine Pfälzische Erbschaft, an der er gar kein Recht hatte, mußten den Vorwand zu Händeln mit dem Deutschen Reiche hergeben. Louvois war es auch gewesen, der mitten im Frieden Straßburg und Luxemburg überfallen und gewaltsam weggenommen hatte, wovon oben in der Deutschen Geschichte dieses Zeitraums schon geredet worden ist. Auch ließ er bei Hüningen eine Brücke über den Rhein schlagen, deren Ende auf einer dem Markgrafen von Baden-Durlach gehörigen Insel ruhte. Tausend kleinerer Neckereien zu geschweigen, die recht eigentlich dazu angestellt wurden, um die Nachbarn noch einmal in die Waffen zu treiben. Dieser Zweck ward auch zum Theil erreicht. Prinz Wilhelm von Oranien, dessen politische Weisheit für die Erhaltung der Europäischen Freiheit gegen Ludwigs Anmaßungen unablässig sorgte, brachte zwischen dem Kaiser, den Kronen Spanien und Schweden, und vielen Deutschen Reichsfürsten ein großes Bündniß zu Augsburg zu Stande (9. Jul. 1686), in welchem alle diese Mächte sich gelobten, mit einer namhaften Anzahl Truppen auf Frankreich loszugehen, wenn dieses fortfahren sollte, den zwanzigjährigen Waffenstillstand so unverschämter Weise zu verletzen. Die Nachricht von diesem Bunde war dem unruhigen Louvois sehr erfreulich, der von demselben eine herrliche Gelegenheit hernehmen konnte, dem immer mürrischer werdenden *) Könige die Nothwendigkeit eines

*) Hierher gehört die oft erzählte Anekdote von dem unsymmetrisch angebrachten Fenster zu Trianon. Als nämlich hier der König ein prächtiges Lustschloß bauen ließ, und jenes häßliche Fenster bemerkte, machte er Louvois, der zugleich Aufseher über die königlichen Bauten war, darüber Vorwürfe, worauf dieser nach-

kriegerischen Angriffs, durch den man den Feinden zuvorkommen müsse, zu beweisen. Seine Bemühungen gelangen. Ludwig gab die Befehle; eine Kriegserklärung an den Kaiser und eine an Holland wurden aufgesetzt, und jene am 24. September, diese am 6. November 1688 bekannt gemacht. Eine andere an Spanien folgte im nächsten Jahre.

Ehe noch die erste in Wien ankam, stand schon ein Französisches Heer von hunderttausend Mann am Rheine. Oberfeldherr derselben war der Dauphin, ein bescheidener, gutmüthiger Prinz von sieben und zwanzig Jahren, der gern in allen Dingen der Meinung seiner Unterfeldherren war, und außerdem noch eine genaue Vorschrift vom Hofe in der Tasche hatte. Der Feldzug ward mit der Belagerung und Einnahme (29. Oct.) von Philippsburg eröffnet, welche Vauban leitete. Auch der ausgezeichnete General Catinat zeigte bei dieser Eroberung seine Geschicklichkeit. Was übrigens dieser wahrhaft ruchlose Krieg unserm Deutschen Vaterlande gekostet, wie Melac, Boufflers und Duras die ganze Pfalz und die alten Städte Worms und Speier nebst vielen anderen in Asche gelegt, ist oben bereits ausführlicher erzählt worden. Der Zweck der erreicht werden sollte, Frankreich von seinen Feinden durch eine Wüste zu trennen, mußte durch die Barbarei, mit welcher er ausgeführt wurde, den allgemeinen Haß und Abscheu aller Nationen gegen Ludwig recht glühend machen, und die Kriegsflamme noch mehr anschüren, deren Erlöschung Louvois, der Urheber dieses

---

her zu einem Vertrauten gesagt haben soll: „Nein, nein, es ist Zeit, daß wir ihm außerhalb zu thun geben, sonst bekümmert er sich hier noch um die Ziegelsteine."

Krieges, nicht erlebte. Er starb schon 1691, am 16. Julius, als eben Ludwig mit allen seinen Nachbarn im heftigsten Kampfe begriffen war, ohne die inneren Hülfsmittel zu besitzen, die ihm in seinen früheren Kriegen zu Gebote gestanden hatten. Selbst Colberts Sohn und Nachfolger, der Marquis von Seignelai, war nicht mehr (er war kurz vor Louvois gestorben), und sein Nachfolger, der Generalcontrolleur Pelletier, war zu sehr Mensch, um die fürchterlichen Erpressungen durchsetzen zu können, welche nöthig waren, um die Kriegscassen unablässig zu füllen. Edelmüthig legte er den drückenden Posten nieder, und überließ ihn dem Herrn von Pontchartrain, der hart genug war, dem seufzenden Volke das letzte Mark auspressen zu können. Auch das ward bald genug sichtbar, daß kein Louvois mehr die Seele aller Unternehmungen sey. Ludwig traute sich die Kunst zu, junge Staatsmänner zu bilden, und daher nahm er lauter unerfahrne, biegsame Gehülfen in sein Cabinet, allein die Folge lehrte, daß er sich zu viel eingebildet hatte. Sehr treffend war daher der Einfall Wilhelms von Oranien, daß Ludwig gerade die entgegengesetzte Sitte anderer Könige befolgte, welche jungen Weibern und alten Rathgebern den Vorzug gäben.

Niemand zog von diesen Verwirrungen Frankreichs größere Vortheile, als eben dieser kluge, unternehmende Prinz. Er war, wie schon erzählt ist, Schwiegersohn des Königs Jakob II. von England, eines so finstern und verkehrten Kopfes, daß seine Herrschaft nur mit Gram und Unwillen ertragen wurde. Da dieser König endlich gar die Nation mit Gewalt zum Katholicismus zurückbringen wollte, erhob sich laute Unzufriedenheit; man sprach von einem andern Könige, und da kein Wür-

digerer vorhanden war, so richtete man seine Augen auf den tapfern Statthalter der Niederlande. Dieser eilte, die günstige Stimmung der Engländer zu benutzen, rüstete eine Flotte aus, unter dem Vorwande, als gälte es Frankreich, und setzte damit plötzlich nach England über, wo der bedeutendste Theil der Nation sich für ihn erklärte. Jakob II. wurde entsetzt, und Wilhelm III. von Oranien zum König von Großbritannien ausgerufen (1689). Die Folge davon war, daß nun noch England in das große Bündniß gegen Frankreich mit hineingezogen wurde, und demselben zuerst den Krieg erklärte (im Mai 1689). Vergebens nahm sich Ludwig des entflohenen Königs an, nannte Wilhelm einen Anmaßer, und ließ mehrere ansehnliche Heere in Irland landen. Jakob ward, selbst an den Festen, die man ihm zu Saint Germain gab, von den Hofleuten wegen seiner Einfalt verspottet, Wilhelm blieb König, und schlug alle Franzosen mit leichter Mühe aus Irland hinaus. Gewöhnlich brachte er die winterliche Rastzeit in London zu und focht im Sommer an der Spitze seiner Niederländischen Truppen; er ward so zweier Völker Hort und Stolz und eines allgehaßten Tyrannen furchtbarste Geißel.

Neun Jahre dauerte dieser dritte Krieg Ludwigs XIV. gegen alle seine Nachbarn; denn auch Savoyen war 1690 dem großen Bündnisse beigetreten. Alljährlich mußten fünf bis sechs Heere unterhalten werden, doch hatte Frankreich auch hier, wie immer, das Glück, alle seine Kriege auf feindlichem Boden führen zu können. Wie leicht man das Kriegführen in Deutschland wegen der Uneinigkeit der vielen Reichsstände behandelte, ist schon oben erzählt. Ein Heer in Catalonien, das der Herzog von Noailles, ein Günstling der Frau von Maintenon,

schlecht genug anführte, drückte die Spanier auch nicht sehr. Dagegen hatte das Heer, welches gegen den Herzog Victor Amadeus von Savoyen stritt, in dem jetzt zum Marschall ernannten Catinat einen vortrefflichen Feldherrn *). Am lebhaftesten war der Streit in den Niederlanden, weil hier der beste Gewinn zu machen, und zugleich der furchtbarste Feind zu bekämpfen war. Hieher zog auch Ludwig jedes Jahr bei Eröffnung des Feldzugs selbst, verweilte nach seiner Gewohnheit einige Wochen im Lager, und kehrte dann wieder nach Versailles zurück. Eigentlich aber führte Luxemburg den Oberbefehl, bis zum Anfange des Jahres 1695, da er starb. Er war ein Freund und Schüler Condé's gewesen, und hatte mit diesem den hochfahrenden, raschen Geist, den schnellen und richtigen Blick, und das unruhige, leidenschaftliche Gemüth gemein. Nächst dem Kriegs-

*) Er war ein Genie, das zu Allem taugte. Zuerst war er Advocat gewesen, und hatte diese Laufbahn im fünf und zwanzigsten Lebensjahre verlassen, weil er einen Proceß verloren hatte, in welchem doch das Recht auf seiner Seite gewesen war. Darauf hatte er Kriegsdienste genommen, und von der Fahne auf gedient. Der große Verstand, der aus seinen kleinsten Unternehmungen hervorgeleuchtet hatte, war seinen Vorgesetzten nicht lange verborgen geblieben, und ihm verdankte er allein seine schnelle Beförderung, die er nie erlangt haben würde, wenn sie hätte erschmeichelt werden müssen. Er vereinigte mit seinem Heldencharakter drei seltene Eigenschaften, Mäßigung, Keuschheit und Bescheidenheit. Die gesundeste Lebensphilosophie begleitete ihn bis an sein Ende. Seine Soldaten sahen nur ihren Vater in ihm. Als er 1690 die Schlacht bei Staffarda gewonnen hatte, legte er sich ermattet uud in seinen Mantel gehüllt, auf die bloße Erde nieder, und schlief ein. Leise schlichen seine treuen Gensdarmen herbei, stellten alle erbeutete Fahnen in einem weiten Kreise um ihn her, und erwarteten mit Freudenthränen sein Erstaunen und seinen gerührten Dank im Augenblicke des schönen Erwachens.

wesen waren Weiberränke sein Element. Sein Äußeres war von abschreckender Häßlichkeit, aber der durchschimmernde lebendige Geist und der kraftvolle Mannssinn erweckten ihm dennoch der Frauen Gunst.

Der ganze Krieg ward sehr in die Länge gezogen. Man hielt sich bei den vielen Festungen auf, eroberte sie mit Mühe, verlor sie im nächsten Feldzug wieder, und suchte nur das, was man besaß, zu behaupten. Entscheidende Schlachten vermied man. Die berühmtesten sind die bei dem Dorfe Fleurus an der Sambre, wo Luxemburg die Bundesgenossen unter der Anführung des Fürsten von Waldeck schlug (1. Jul. 1690), Catinats Sieg bei der Abtei Staffarda unweit Saluzzo über den Herzog von Savoyen (18. Aug. 1690), Luxemburgs und Wilhelms III. blutiges, doch unentscheidendes Gefecht bei Steenkerken (3. Aug. 1692); ein ähnliches bei Neerwinden (29. Jul. 1693) und ein zweiter Sieg Catinats bei Marsaglia in Piemont (4. Oct. 1693). Eine verlorne Seeschlacht bei La Hogue (31. Mai 1692) unter Tourville dagegen entkräftete die Französische Seemacht auf lange Zeit. Jakob II. sollte nach England hinübergesetzt werden, wenn die Schlacht glücklich abgelaufen wäre. Allein er mußte Zuschauer seyn, daß, außer den in der Schlacht eingebüßten, noch dreizehn andere Französische Schiffe, welche in La Hogue eingelaufen waren, von dem Engländer Rooke verbrannt wurden. Man sagt, Jakob habe sich der patriotischen Freude nicht erwehren können, so oft er während des Kampfs den Sieg sich nach den Engländern habe hinneigen gesehen.

Ludwig, entkräfteter als je, hatte schon 1693 angefangen, Friedensvorschläge zu thun. Aber diesmal wollte man ihn ganz niederdrücken, und ihn zur Herausgabe al-

les seit dem dreißigjährigen Kriege Weggenommenen zwingen. Niemand also wollte vom Frieden hören, als bis sich der überwundene Ludwig vor allen seinen Feinden recht schimpflich demüthigen würde. Aber Spanien und Deutschland, welchen bei jener Herausgabe das meiste zufallen mußte, hatten unter allen Bundesgenossen am wenigsten ausgerichtet, jenes wegen seiner Schwäche, dieses wegen seiner Uneinigkeit und Schwerfälligkeit. Sollten England und Holland, die so viel Geld aufgeopfert, und so tapfere Thaten gethan, und das kleine Savoyen, das ganz in Feindes Händen war, sollten diese nun nach einer solchen Anstrengung noch Jahre lang fortfahren, Blut und Geld fremden Völkern aufzuopfern, wenn sie jetzt unter den billigsten Bedingungen zur Ruhe kommen konnten? Dem Herzog von Savoyen war dieses Uebermaß von Großmuth am wenigsten zuzutrauen, daher wandte sich Ludwig 1696 ganz insgeheim an ihn, und versprach ihm die völlige Wiedereinsetzung in seine Länder, wenn er zuerst das große Bündniß verlassen wolle. So oft der Herzog schon mit rühmlicher Bundesgenossentreue ähnliche Anträge zurückgewiesen hatte, so stand doch bei ihm so viel auf dem Spiele, und seine Helfer waren so entfernt und selbst so hülflos, daß man ihm sein endliches Wanken wol verzeihen kann. Als ihn nun zuletzt der Französische Botschafter mit der falschen Nachricht täuschte, daß die heimlichen Unterhandlungen mit Spanien und Holland schon so gut als abgeschlossen wären, und daß beide ihn zuerst im Stiche lassen würden, wenn er sich nicht bei Zeiten sicher stelle: so unterschrieb er, zum Schein von Catinat gezwungen, zuerst die günstigen Friedensartikel (29. Aug. 1696.).

So heftig ihm die übrigen Bundesgenossen darüber

zürnten, so geneigt waren doch einige, seinem Beispiel zu folgen. Unter Schwedens Vermittelung ward hierauf zu Ryswick ein Congreß eröffnet. Der Erfolg ist aus der Deutschen Geschichte bekannt. Im folgenden Jahre (1697) kam der allgemeine Friede zu Stande; aber in steter Erwartung der baldigen Todesbotschaft aus Spanien blieben die Heere gerüstet, die Festungen wurden allenthalben ausgebessert, und an den Grenzen von Deutschland und Savoyen wurden zwei neue angelegt (Neubreisach und Fenestrelles), zur großen Beunruhigung der Nachbarn.

---

12. Culturzustand Frankreichs unter Ludwig XIV.

In jedem, nach den Formen des damaligen Frankreichs monarchisch regiertem Lande strömt auch von dem Throne, auf welchem ein kraftvoller Herrscher waltet, Feuer und Leben in alle Adern des ganzen Staatskörpers hin. Und wie man auch immer Ludwig XIV. als Menschen beurtheilen mag, so gaben doch die Früchte seiner Regierung schon davon Zeugniß, daß er als Herrscher keine gewöhnliche Erscheinung gewesen seyn könne. Wie er mit einem glühenden Gefühl für den Ruhm geboren war, so konnte selbst die ausschweifendste Wollust ihn nie so sehr einschläfern, daß er seine äußere Würde und die Ehre seiner Nation vernachlässigt hätte. Und da sich in allen seinen Handlungen und Reden der einzige Zweck, sich als den größten Monarchen der Erde geehrt zu wissen, so bestimmt aussprach; da er Jeden, der ihm dazu behülflich werden wollte, so huldreich aufmunterte und so großmüthig belohnte; so konnte es nicht fehlen, daß

dieser Geist der Ruhmbegier sich über alle guten Köpfe verbreitete, und gleichsam ansteckend wurde. Daher macht das Zeitalter Ludwigs XIV., als das Blüthenalter der Französischen Cultur, Epoche in der Geschichte dieses Volks, so wie das des Augustus in der Römischen, und in der That hat die Französische Nation zu keiner Zeit so viele ausgezeichneten Geister auf einmal gehabt, als in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Richelieu hatte schon glänzende Hoffeste gegeben, wobei regelmäßige Schauspiele, nach Art der Alten, aufgeführt wurden. Zu seiner Zeit hatte der treffliche tragische Dichter Peter Corneille (geb. 1606, gest. 1684) seine berühmtesten Stücke geschrieben. Mazarin hatte darauf noch mehrere Abwechselungen in die Hoffeste gebracht durch die Italienische Oper, welche er einführte, und zu der er erst die Sänger aus Italien kommen ließ. Aber das waren alles Kleinigkeiten gegen die unermeßliche Pracht, welche Ludwig XIV. auf seine Feste verwandte, besonders auf die, welche er seinen Buhlerinnen gab. Man hat große Kupferstichwerke, in denen die verschiedenen Decorationen, die Sänger- und Tänzergruppen, Caroussel-partieen und allegorischen Pantomimen, die bei einzelnen solcher Feste vorkommen, abgebildet und mit langen Beschreibungen versehen sind. In allen spielt der König eine Hauptrolle, bald eines Helden, bald eines Gottes, und Alles ist nur darauf abgesehen, seine Größe, seine Weisheit, seine Unwiderstehlichkeit zu rühmen. Nie ist einem Könige unsinniger und plumper geschmeichelt worden, als ihm, aber auch wenigen sinnreicher, denn selbst die feinsten Dichter nahmen Theil an dem allgemeinen Rausche *).

*) Noch lange nach seinem Tode sagte Voltaire von ihm:

Unter den Werken Moliere's findet sich eine ziemliche Anzahl für solche Feste verfertigter Gelegenheitsstücke, und Racine machte als ein achtzehnjähriger Jüngling eine Ode auf die Vermählung des Königs, durch die er den Grund zu seinem nachmaligen Glücke legte.

Einst hörte der noch sehr junge Ludwig gesprächsweise von dem Herzog von Saint Aignan, der Cardinal Richelieu habe einigen auswärtigen Gelehrten, welche Lobreden auf ihn verfertigt hätten, Geschenke zugesandt. Das gefiel ihm ungemein, und er beschloß, es nachzuahmen, aber in umgekehrter Ordnung. Erst wollte er die Geschenke versenden, sicher daß sich die Lobreden dann wol von selbst finden würden. Zu dem Ende verlangte er von seinen Ministern ein Verzeichniß der größten Gelehrten, und Lionne mußte deshalb ins Ausland schreiben, und sich nach den hellsten Lichtern desselben erkundigen. Man brachte gegen sechzig Namen zusammen, unter denen auch einige Professoren aus Altdorf und Helmstädt gewesen seyn sollen. Alle diese Männer waren verwundert, mit höflichen Briefen von dem Minister Colbert überrascht zu werden, worin sie ersucht wurden, zu erlauben, daß der König von Frankreich ihr Wohlthäter werden dürfe, da er nicht das Glück habe, ihr Oberherr zu seyn. Viele dieser Geschenke waren so ansehnlich, daß die Empfänger sich Häuser davon erbauen konnten. Andere erhielten gar fortgehende Pensionen. Diese Freigebigkeit

---

Si on le considère dans sa vie privée, on le voit bon fils, sans vouloir que sa mère le gouverne, bon mari même sans être jamais fidèle, bon père, bon maître, et toujours aimable avec dignité. Und an einem andern Orte: Un prince, qui, ayant fait d'aussi grandes choses que lui, seroit encore simple et modeste, seroit le premier des rois, et Louis XIV. le second.

hatte die erwünschtesten Folgen. Die Gelehrten konnten nicht Worte genug finden, diesen außerordentlichen Kenner und Beschützer der Wissenschaften würdig zu loben, gegen welchen August und Mäcenas nur armselige Wichte waren, und in zwölf verschiedenen Städten Italiens erschollen alljährlich an seinem Geburtstage pomphafte Lobreden, die ihm, sobald sie gedruckt waren, sauber gebunden nach Versailles geschickt wurden.

Die berühmtesten unter den Französischen Gelehrten und Künstlern, die jenem Zeitalter seinen Glanz gegeben haben, sind etwa folgende:

Renatus Descartes (Cartesius) geb. 1596, gest. 1650. Ein Mathematiker und Philosoph erster Größe. Die Theologen, die ihn nicht verstanden, schrieen ihn für einen Gottesläugner aus, und zwangen ihn, ins Ausland zu wandern.

Claudius Saumaise (Salmasius) geb. 1588, gest. 1653, ein Mann von außerordentlicher antiquarischer Gelehrsamkeit, in welcher er es mit der ganzen übrigen gelehrten Welt aufnehmen zu können prahlte. Auch er war den Geistlichen anstößig, und brachte den größten Theil seines Lebens in Holland zu.

Johann Dominicus Cassini (1625—1712) ein berühmter Astronom, den Colbert aus Italien nach Paris berief, wo für ihn die erste Sternwarte erbaut ward.

Christian Huygens (1629—1695), ein Nebenbuhler des Vorigen, aus Holland nach Paris berufen. Er ist der Erfinder der Pendeluhren und der Entdecker des ersten Ringes und der Trabanten des Saturn.

Peter Gassendi (1592—1656), gleichfalls ein großer Mathematiker und Physiker.

Anna Dacier, geb. Lefevre (1651—1720), er-

klärte und übersetzte mit ihrem Manne um die Wette alte Classiker.

Peter Bayle (1647—1706), ein trefflicher Historiker, Philosoph und Kritiker, lebte späterhin in Holland, wo er zu Rotterdam eine Lehrstelle erhalten hatte. Sein berühmtes Dictionnaire historique et critique ist ein Werk voll seltner Belesenheit und großen Scharfsinns. Der Grundzug seiner Philosophie war Skepticismus.

Ludw. Bourdaloue (1632—1704), Joh. Bapt. Massillon, Bischof von Clermont (1663—1742) und Esprit Flechier (1632—1710), Bischof von Nimes, drei berühmte Kanzelredner. Auch Jakob Benignus Bossuet, Bischof zu Meaux (1627—1704), machte zuerst sein Glück durch seine Beredtsamkeit, die er in der Folge auf den Vortrag der Geschichte anwandte. Seine ersten geistlichen Reden, die er um das Jahr 1662 vor dem Hofe hielt, fanden so viel Beifall, daß der junge König eine Ehre darin suchte, dem Vater des Redners durch ein eigenes Schreiben zu einem solchen Sohne Glück wünschen zu lassen. Sein Ansehn und seine Würden stiegen von der Zeit an immer höher; die Verehrung, die ihm seine Glaubensgenossen zollten, war außerordentlich. Voll von Ehrgeiz und Verschlagenheit trachtete er, die Protestanten wieder in den Schoß der katholischen Kirche zu locken, und schickte zu diesem Zwecke mehrere Bücher in die Welt, wo ein Verschleiern und Mildern des Anstößigsten, feine Sophistik und glänzende Redekunst einander gegenseitig unterstützen müssen.

In einer ganz eigenen, milden Art der Beredtsamkeit that sich ein anderer Geistlicher hervor, dessen Charakter zu den edelsten und liebenswürdigsten gerechnet werden kann, die die Geschichte kennt: Franz Fenelon (1651

—1715) Erzbischof von Cambray, und vorher Erzieher der jüngeren königlichen Prinzen. Wenige Bücher sind so allgemein gelesen und so oft gedruckt und übersetzt worden, als sein Telemach, ein moralischer Roman, in welchem sich das reinste, tugendhafteste Gemüth in einer edlen Sprache abspiegelt. Und doch zog eben dieses Buch ihm die Ungnade des Königs zu. Man glaubte lauter Abbilder vom Hofe zu Versailles darin zu finden. Idomeneus der Herrschsüchtige und Üppige sollte Ludwig seyn; der harte, stolze, neidische Protesilaus der Marquis von Louvois u. s. w. Ja man muß es sagen, daß eben diese vermeinten Anspielungen eine Hauptursache waren, daß das Buch so viele Leser fand. Ein gleichzeitig erschienenes Werk, die Lettres provinciales von Pascal, schildert die verderbliche Moral der Jesuiten mit den Waffen des Spottes und Ernstes auf eindringliche Weise und ist in einer vortrefflichen Sprache geschrieben. Es wurde gleichfalls ein Nationalbuch.

Bildeten die oben genannten trefflichen Kanzelredner und die übrigen guten Prosaisten Geist und Sprache der Franzosen merklich aus, so gaben die zu gleicher Zeit blühenden Dichter der Dichtkunst einen bisher ungekannten Schwung. Die glänzendste Seite der Französischen Poesie ist das Trauerspiel, worin zu Ludwigs XIV. Zeiten der schon oben genannte Corneille und Racine (1639—1699) den höchsten Ruhm erreichten. Einseitiger Geschmack und Mißverstand der Griechen haben die Französische Tragödie in die Fesseln einer steifen Convenienz und eines hemmenden Regelzwanges geschnürt, und ihr mit dem freien Spielraum auch die höchste Wirkung auf das Gemüth geraubt. Innerhalb dieser willkührlichen Grenzen aber und trotz der verkehrten Richtung haben jene beiden Dichter ein

großes dramatisches Talent bewährt, und von einer glänzenden Rhetorik unterstützt, die Leidenschaften mit vieler, oft hinreißender Stärke geschildert.

Eine ganz besondere Erwähnung verdient hier wol der berühmte Moliere, der Vater der Französischen Komödie (1620—1673). Er hieß eigentlich Johann Baptist Poquelin, und war der Sohn eines Pariser Tapeziers, der ihn, als er heranwuchs, zu demselben Handwerk bildete. Aber der alte Großvater mütterlicher Seite, ein großer Liebhaber des Schauspiels, hatte ihn kaum einige Mal mit sich in das Hotel de Bourgogne genommen, wo damals theatralische Vorstellungen gegeben wurden, als sich in dem Kopfe des Knaben eine ganz neue Welt aufthat, und der Aufenthalt in seines Vaters Trödelladen ihm ein rechter Ekel ward. Der Vater, damit schlecht zufrieden, schmollte einst mit dem alten Großvater darüber, und fragte ihn, ob er etwa gar noch einen Komödianten aus dem Jungen machen wolle. „Warum nicht? antwortete der Alte. Wollte Gott, es könnte ein Bellerose aus ihm werden!" (So hieß der berühmteste Schauspieler jener Zeit.) Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den gegenwärtigen Knaben, der, dreister gemacht durch des Großvaters Beistand, bald darauf seinem Vater freimüthig erklärte, daß er zum Gewerbe eines Tapeziers gar keine Lust habe, und ihn mit Thränen bat, ihn doch studieren zu lassen. Auf vieles Zureden des Großvaters ward endlich diese Bitte erfüllt, und der junge Poquelin in das Jesuitercollegium von Clermont geschickt, wo er alte Sprachen, Philosophie und Rechtswissenschaften studirte, und mit vielen aufgeweckten Köpfen Bekanntschaft machte. Nach vollendeten Studien, als er eben im Begriff stand, Sachwalter zu werden, reiste der Hof nach

Narbonne (1641), und bei dieser Gelegenheit reiste er unter den Leuten des Königs mit. Als diesen in dem abgelegenen Städtchen die Zeit lang ward, fielen sie darauf, ein Liebhabertheater zu errichten. Hierbei zeigte sich nun niemand geschäftiger, als der junge Poquelin, in welchem die frühgefaßte Neigung jetzt mit doppelter Stärke erwachte. Er brachte so viel Leben und Ordnung in diese kleinen Spiele, und zeichnete sich selbst auf der Bühne durch Figur, Anstand und komisches Talent so sehr aus, daß ihn alle Übrigen willig für ihren Meister erkannten. Das Trauerspiel liebte er nicht, auch hatte zu Heldenrollen seine Stimme nicht Klang und Würde genug, wiewol sein ganzes übriges Wesen wiederum so ernst und edel war, daß man den ersten Komiker Frankreichs nicht in ihm gesucht hätte

Zurückgekehrt nach Paris, ward er vielfältig ermuntert, sein schönes Talent nicht ruhen zu lassen. Er sammelte deshalb auch wirklich, trotz des Vaters Unwillen, eine kleine Truppe, mit der er in der Vorstadt Saint Germain auf seine eigene Hand komische Vorstellungen für Geld gab, und weil es damals an erträglichen Französischen Lustspielen noch sehr fehlte, so nahm er es zugleich auf sich, mehrere Stücke der Italiäner und Spanier für seine Bühne zu bearbeiten. Dadurch brach er sich die Bahn zur Schöpfung eigener Werke, unter denen Tartuffe, der Misanthrop, der Geizige rc. eine ganz vorzügliche Bewunderung erhalten haben. Um seiner Familie nicht länger anstößig zu seyn, vertauschte er um diese Zeit auch, nach der Gewohnheit fast aller damaligen Schauspieler, seinen Namen mit dem erdichteten: Moliere. Ein Edelmann, wie Manche glauben, war er nicht.

Sein vornehmster Gönner in Paris war der Prinz

von Conti, des berühmten Condé Bruder. Als dieser 1653 sein Gouvernement in Languedoc bezog, lud er ihn ein, mit seiner Truppe nach Beziers zu kommen, und dort zu spielen. Moliere ging 1654 dahin, und erwarb sich als Dichter und Schauspieler gleich großen Beifall. Als er darauf 1657 wieder nach Paris zurückkehrte, war sein Ruf schon so fest begründet, daß der Bruder des Königs ihn zum Director seiner Hoftruppe ernannte, und ihn am 24. October zum erstenmale in Gegenwart des ganzen Hofes spielen ließ. Im August 1665 nahm ihn darauf der König selbst in seine Dienste, und gab ihm tausend Livres jährlichen Gehalts. Seine Stücke brachten ihm aber so viel ein, daß er im Ganzen seine jährliche Einnahme wol zu dreißigtausend Livres anschlagen konnte. Es gereicht ihm indessen zum Ruhme, daß er weder auf diese äußeren Güter einen hohen Werth legte, noch sie auf eine unwürdige Art verpraßte, und es stimmt sehr schön zusammen, daß der trefflichste Maler der verderbten Sitten seiner Zeit in seinem eigenen Leben das Bild des nüchternsten, rechtlichsten und ordnungsliebensten Mannes darstellte.

Nach Moliere nennen wir noch drei Dichter, Quinault (1635—1688), La Fontaine (1621—1695) und Boileau (1636—1711). Der erste hat vortreffliche Opern geschrieben; La Fontaine, der bekannte Fabeldichter, war eben so einfach und anspruchlos im Leben, wie in seinen Schriften, und dies war wol Schuld daran, daß ihm aus dem Horne des Überflusses, das der prunkende Ludwig über die schönen Geister seiner Hauptstadt so freigebig ausschüttete, nur spät erst ein Weniges zufloß. — Boileau wird von den Französischen Kunstrichtern der Vater des guten Geschmacks in ihrer Nationalpoesie genannt. Dies kann höchstens von der Abschaffung einiger

Lächerlichkeiten gelten, die er verspottete; in das wahre Wesen der Poesie drang er so wenig ein, daß sie ihm nur in gutem Versbau und Reinheit der Diction besteht, und die Herrschaft seiner nüchternen Ansichten hat auf die Französische Poesie vielmehr nachtheilig und hemmend gewirkt.

Auch die zeichnenden und bildenden Künste hatten in Frankreich in der letzten Zeit Ludwigs XIII. und unter Ludwig XIV. ihr goldenes Zeitalter. Kenner der Malerei schätzen noch jetzt die trefflichen Werke des Nicolas Poussin, Le Sueur und Le Brun, von denen die beiden ersten sich mehr nach dem hohen, edlen Stile Raphaels bildeten, während der letzte mehr der Schule der Caracci folgte. Medailleurs und Steinschneider, Bildhauer und Baumeister wetteiferten, den Ruhm ihres Königs mit ihrem eigenen zu verewigen. Zwar konnte nur eine Zeit, welche allen Schöpfungen der Poesie wie der bildenden Kunst jener Epoche unbedingt huldigte, auch die Bauten und Bildwerke derselben als unübertreffliche und höchste Muster betrachten, während sie dem unbefangenen Blicke nichts als weitere Ausbildungen der gesunkenen Italienischen Kunst sind. Dennoch aber bleiben die Anlagen in Versailles, Marly, Trianon u. s. w., theils wegen der ausgezeichneten Talente, welche sich dort, wenn gleich in einer verkehrten Richtung um die Wette versucht haben, theils der erstaunlichen Anstrengungen wegen, welche hier für die Kunst gemacht wurden, immer höchst merkwürdig. Man rechnet nämlich, daß an dem Bau der königlichen Schlösser, bloß von 1674 bis 1690, hundert und sieben und funfzig Millionen Livres verwandt worden sind. Dafür wurde aber auch der Garten zu Versailles mit seinen Grotten, Springbrunnen, Statuen und Baumgängen

lange Zeit als ein Wunderwerk der neueren Welt angesehen, und Le Notre, ein Mann von außerordentlichem Talent, wurde durch Anlage desselben der Schöpfer eines neuen Geschmacks in der Gartenkunst, welche sich bald über ganz Europa verbreitete, und wirklich so große Vorzüge hat, daß sie mit Recht noch heutzutage bewundert und in mehreren Stücken hier und da angewandt wird. Colbert, und Louvois nach ihm, mußten auch in diesen Fächern Pläne auf Pläne erfinden, um den unruhigen Sinn Ludwigs, der immer neue Schöpfungen sehen wollte, unausgesetzt zu beschäftigen; und stets darauf bedacht, ihn zu ergötzen, ließen sie keinen Tag vergehen, ohne ihn durch irgend einen schönen Genuß oder eine Nachricht, die seiner Eitelkeit schmeichelte, zu überraschen.

Auch die Stadt Paris ward unter seiner Regierung durch eine Menge neuer Häuser verschönert; sie bekam auch an vielen Stellen ein regelmäßigeres Pflaster, und eine nächtliche Erleuchtung. Das Fahren wurde allgemeinere Sitte, und damals erfand man die in Riemen hangenden Kutschen mit Glasfenstern, die bei aller ihrer Plumpheit doch gegen die vorher üblichen achtsitzigen Wagen immer schon sehr geschmackvoll waren. Auch die damaligen Kleidermoden stechen nicht wenig gegen die unsrigen ab. Ein Anzug, in welchem ein zierlicher Hofmann Ludwigs XIV. alle Hofdamen entzückte, würde jetzt auf dem Theater, außer Frankreich wenigstens, Gelächter erregen (man denke nur an die entsetzlichen Perücken und an die Rock- und Westenschöße), und eine heutige Dame betrachtet den Anzug, in welchem die Frau von Montespan alle Schönen vor Neid rasend machte, als das Übermaß von Entstellung und als Zerrbild.

Am weitesten brachten es die Franzosen unter dieser

Regierung in denjenigen Künsten, welche auf die zweckmäßigere Führung der Kriege gerichtet sind. In der Geschichte der Belagerungs- und Kriegsbaukunst wird Vaubans Name unsterblich bleiben. Hierin und in der Artillerie, ja in der ganzen Kriegswissenschaft überhaupt, wurden die Franzosen so sehr die Lehrer der übrigen Völker, daß noch jetzt alle Kunstausdrücke, ja die Benennungen mancher Waffen, der Würden im Heere und der Manöver bei uns Französisch sind. Damals entstanden zuerst Cadettenschulen und ähnliche Einrichtungen. Ludwig hatte zuletzt ein stehendes Heer von 400,000 Mann auf den Beinen, und eine Flotte, die sich mit der Englischen und Holländischen messen konnte. Im Jahre 1631 zählte man in allem hundert und neunzig Kriegsschiffe. Die Connetablewürde war schon vor seiner Zeit eingegangen.

Eine umständlichere Schilderung der Sitten jenes Zeitalters würde kein erfreuliches Gemälde geben. In den Provinzen wirkte noch die Religion eine innere Scheu vor dem Bösen, wiewol die allgemeine Armuth und die schlechte Gesetzgebung dasselbe wieder mächtig beförderten. In der Hauptstadt gehörten Verschwendung und Liederlichkeit zum guten Ton, Giftmischereien waren ganz gewöhnlich, und wie Ludwig XIV. Sittsamkeit und eheliche Treue öffentlich mit Füßen trat, so fingen auch alle Vornehmen an, diese Tugenden als alte Vorurtheile zu verlachen. Verheirathete Damen trugen ihre Liebschaften öffentlich zur Schau, und es gab rechte Meisterinnen in der Schamlosigkeit, so daß die berühmte Ninon de l'Enclos, die Französische Aspasia oder Lais (1615—1706), noch als die rechtlichste unter den berühmten Weibern ihres Zeitalters erscheint, indem sie, im Bewußtseyn ihrer Unbeständigkeit, sich nie in ein eheliches Bündniß flocht, um

wenigstens keine Pflicht verletzen zu dürfen. Daß diese schöne Frau durch die Anmuth, Feinheit und Lebhaftigkeit ihres Geistes beständig einen kleinen, auserlesenen Hof um sich her versammelte, daß dieser lebendige Geist ihrem Körper noch im achtzigsten Jahre ein hohes Interesse lieh, und daß sie im sechzigsten durch ihre Reize ihren eigenen Sohn, dem sie seine Abkunft verheimlicht hatte, zum Selbstmörder machte, ist bekannt.

III.

Die Engländer.

---

1. Zustand des Reichs unter Jakob I.

(1603 — 1625.)

Wie unzufrieden mit seiner Regierung der Sohn der unglücklichen Maria Stuart die Engländer hinterlassen habe, ist schon im vorigen Theile dieses Werks gesagt worden. Dieses tüchtige, muthige Volk, das unter kraftvollen Regierungen allen Nachbarn Furcht und Achtung eingeflößt hatte, mußte wol das Joch eines Königs mit Unwillen tragen, der nichts als verkehrte Schritte that, Despotenstolz ohne innere Würde zeigte, und die Einkünfte des Reichs an unwürdige Günstlinge verschwendete. Einen Eingriff von einem Heinrich VIII. oder einer Elisabeth in die Rechte des Parlaments, hatte man aus angeborner Ehrfurcht vor der Majestät noch wol geduldet; jetzt erhob sich der Gedanke, daß dem Parlamente die gesetzgebende Gewalt gebühre, von Neuem mit großer Le-

bendigkeit, und man wünschte sie um so mehr verwirklicht, wenn man sah, daß oft ein Minister, der seine Stelle bloß seiner Schönheit verdankte, und der nicht selten aus dem niedrigsten Stande zum Vertrauten des Regenten emporgehoben war, den hohen Pairs von England und den Stellvertretern der Nation Gesetze vorschrieb. Wozu half denn ein Parlament, wenn ein geheimer Befehl von der hohen Commission oder von der Sternkammer (zwei Gerichtshöfen, die der Willkühr der Könige dienten) den vornehmsten Engländer ohne Untersuchung ins Gefängniß werfen, und den reichsten ächten konnte? Leicht beweglich war die Menge der Armen und die der Unbeschäftigten. England war damals in technischen Künsten und Manufacturen, in Vergleich mit Frankreich und Holland, noch sehr zurück. Den Handel nach Ostindien und America hatten die Holländer fast ganz erstickt, und England zählte damals in allem kaum zehntausend Seeleute. London hatte noch lauter hölzerne Häuser, und war lange nicht durchgehends gepflastert.

Der Kampf, den die königliche Macht mit dem Parlament eingehen mußte, wurde für die erstere um so schwieriger, da es den Königen nicht wie in Frankreich gelungen war, ein feststehendes von ihnen abhängiges Abgabesystem einzuführen, sondern das Parlament im Besitze des Rechts war, Steuern zu bewilligen. Der König hob jährlich etwa 450,000 Pfund Sterling an ordentlichen Einnahmen von Monopolien, Strafgeldern, Zöllen und Kammergütern; die außerordentlichen Einkünfte betrugen während Jakobs ganzer Regierung 2,200,000 Pfund. Davon konnte aber zu Kriegszeiten noch kein großes Heer erhalten werden, und im Frieden stehende Truppen zu besolden, daran war gar nicht zu denken.

Ein drittes Element bei diesen Gährungen war die dreifache Religionsspaltung (Episkopalen, Katholiken, Puritaner (s. Th. VIII. S. 248.), welche auch in die politischen Verhältnisse tief eingriff. Die Puritaner hofften anfangs von dem in Schottland erzogenen und unterrichteten Könige besonderen Schutz, fanden sich aber sehr getäuscht. Die Hinneigung zum Republikanismus bei der presbyterianischen Geistlichkeit war ihm ein Gräuel, ihre Hartnäckigkeit und Widersetzlichkeit eine Beleidigung seiner königlichen Würde. Zur Aufrechthaltung der letztern hielt er die Episcopalverfassung für so nothwendig, daß er zu sagen pflegte: kein Bischof, kein König. Auch bei den Protestanten führte die religiöse Unduldsamkeit damals noch zu einer solchen Grausamkeit, daß unter Jakobs Regierung zwei Arianer verbrannt wurden, und ein armer Wahnsinniger, der sich für den heiligen Geist ausgab, dasselbe Schicksal hatte.

---

2. Karl I.

(1625—1649.)

Jakobs I. Sohn und Erbe, Karl I., war ein Fürst von würdevollem Äußern, ernstem Benehmen und gemäßigten Gesinnungen. Im Privatleben würde er durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, seinen Verstand und seinen häuslichen Sinn Glück und Achtung genossen haben; aber auf dem hohen Platze, wohin er gestellt war, reichten diese Eigenschaften nicht hin. Seine Jugend machte daß er sich Rathgebern in die Arme werfen mußte, und da fiel unglücklicher Weise seine Wahl auf den Günstling seines Vaters, den Herzog von Buckingham, den die

ganze Nation haßte, weil er bei sehr geringer Geschicklichkeit aus Selbstsucht und Eigennutz alle höchsten Würden der Krone an sich gerissen hatte, nnd die vornehmsten Männer mit einem unverzeihlichen Hochmuth tyrannisirte. Was aber späterhin besonders dazu beitrug, dem Könige die Liebe und das Vertrauen seiner Unterthanen zu entziehen, war seine katholische Gemahlin, Henriette Marie, Heinrichs IV. von Frankreich Tochter. Mit ihr glaubten die reformirten Engländer den leibhaftigen Antichrist übers Meer zurückkehren zu sehen, und weil Buckingham in Paris diese Ehe geschlossen hatte, so verwandelte sich der Haß des Volks gegen ihn von nun an in Abscheu und Erbitterung.

Der König erfuhr bald, wie schwierig es für ihn sey, die aufgeregten Gemüther der Engländer nach seinem Willen zu lenken. Er hatte von seinem unbesonnenen Vater einen Krieg mit Spanien geerbt, und seine Schwester, die Gemahlin jenes Pfalzgrafen Friedrich, der den Versuch, die Böhmische Krone zu behaupten, mit dem Verluste seiner ererbten Länder hatte büßen müssen, verlangte gleichfalls seine Hülfe. Karl versammelte deswegen gleich nach seiner Thronbesteigung ein Parlament, um Geldhülfe zu erhalten, sah sich aber in seiner Erwartung von der Freigebigkeit des Unterhauses bitter getäuscht. Die einflußreiche puritanische Partei wirkte ihm entgegen, noch mehr aber der Unwille, den die zu große und willkührliche Ausdehnung, welche besonders seit Jakob der königlichen Gewalt gegeben wurde, hervorrief. Die entschlossensten Glieder des Unterhauses wollten daher die Verlegenheit der Krone benutzen, um durch die ihnen rechtlich und verfassungsmäßig zustehende Verweigerung der Geldhülfe, Bewilligungen zu Gunsten der bürgerlichen

Freiheit zu erlangen. Diesen Gesinnungen folgend bestimmte das Haus so geringe Subsidien, daß sie mit den großen Bedürfnissen der Krone in gar keinem Verhältniß standen. Karl ließ hierauf dem Parlamente eine Erörterung über die Ausgaben vorlegen, die er zu machen gezwungen sey, aber ohne bessern Erfolg. Unwillig über einen Mangel an Willfährigkeit, der nach seiner Meinung von aufrührerischem Trotze nicht mehr weit entfernt war, löste der König dies Parlament auf, statt es zu vertagen, und um Geld zu erhalten, schrieb er eine gezwungene Anleihe aus. Buckingham, auch nach Kriegsruhm durstig, rüstete dafür eine Flotte aus, und führte sie nach Cadix. Seine ungeschickte Führung machte die Soldaten mißmuthig; es ward nichts ausgerichtet, Krankheiten rafften den besten Theil der Mannschaft weg, und eine schimpfliche Rückkehr war alles, was ihm übrig blieb. Um diese Schmach zu tilgen, sollte ein abermaliger Feldzug gemacht werden, die Mittel dazu ein zweites im folgenden Jahre (1626) zusammenberufenes Parlament hergeben. Aber dieses zeigte sich nicht williger als das erste, und ließ seinem Unwillen gegen Buckingham freien Lauf, indem es ihn anklagte, daß er eine übermäßige Gewalt an sich gerissen, für die Sicherheit der Kauffahrer auf dem Meere nicht Sorge getragen habe u. s. w.

Wäre Karl jetzt seiner eigenen Neigung gefolgt, er hätte vielleicht, bei seiner gänzlichen Entblößung von Gelde und Kriegsmacht, die Klugheit dem Trotze vorgezogen. Aber da er ganz von dem leidenschaftlichen Günstling abhing, so beging er auf dessen Geheiß die Unbesonnenheit, dem Parlamente in harten Ausdrücken zu drohen, und zwei Mitglieder des Unterhauses, welche die Anklage gegen Buckingham verfaßt hatten, ins Gefängniß werfen zu

lassen. Dazu schwiegen aber die übrigen nicht, sie wollten die Ursach dieses widerrechtlichen Verfahrens wissen. Man sagte ihnen, es sey die Strafe für gewisse unehrerbietige Ausdrücke, die in der Anklage vorgekommen wären. Da sich aber bei näherer Untersuchung nichts Unehrerbietiges darin fand, so sah der König sich gezwungen, die beiden Gefangenen wieder loszugeben, und so hatte er durch diesen Schritt nichts als Erbitterung bewirkt, und nur seine Schwäche gezeigt.

Dennoch hörte er nicht auf, Buckinghams unbedachtsamen Rathschlägen zu folgen. Er löste auch dieses Parlament auf; er entband, seinen protestantischen Unterthanen zum Ärger, die Katholiken von den gegen sie bestehenden Strafgesetzen; er erlaubte sich, eine allgemeine Anleihe von seinen Unterthanen zwangsweise einzuziehen; er ließ durch die Prediger die Lehre von der unumschränkten Gewalt der Könige von den Kanzeln herab einschärfen. Um die Anleihe einzutreiben, legte man Denen, welche ihren Beitrag verweigerten, Soldaten von den Regimentern ins Haus, welche von der verunglückten Unternehmung nach Cadix zurückgekommen waren; auch wurden Viele ins Gefängniß geworfen. Ein Krieg, durch die Einmischung in die Französischen Händel zum Beistand der in La Rochelle belagerten Reformirten begonnen (1627), war zwar mehr nach dem Wunsche der Nation, und Buckingham hoffte, sich zugleich an dem ihm verhaßten Richelieu zu rächen, und die Nation mit sich auszusöhnen. Allein das ganze Unternehmen mißglückte. Eine Flotte von hundert Segeln sollte siebentausend Mann auf der Insel Rhé aussetzen, ward aber zurückgeschlagen und mußte unverrichteter Sache umkehren. Wiederum ein schwarzer Stein in Karls Schicksalsurne.

Da die vermittelst der gezwungenen Anleihe erhobenen Summen nur sehr langsam eingegangen waren, und den Unwillen der Nation so gereizt hatten, daß es gefährlich schien, sie zu erneuern, der Geldmangel des Königs aber immer drückender wurde, so ward im März 1628 ein drittes Parlament zusammenberufen. Es kam, aber wohl gefaßt gegen jeden Eingriff in seine verfassungsmäßigen Rechte, und entschlossen, dieselben aufs äußerste zu vertheidigen. Mit großer Freimüthigkeit redeten die beherzten Männer über die Verletzung der bürgerlichen Freiheit und über die frevelhaften Anmaßungen des Ministers. Der König erhielt zwar diesmal die Bewilligung einer ansehnlichen Steuer (über welche Bereitwilligkeit er sogar Thränen vergoß), aber erst nachdem er seinerseits die Forderungen des Hauses bewilligt hatte. Diese Forderungen, Bitte um Recht (petition of right) genannt, waren des Inhalts: daß Niemand zu einem Geschenk, Darlehn oder Steuer anders als mit gemeinschaftlicher Einwilligung der beiden Kammern des Parlaments gezwungen werden könne; daß das Volk mit Einquartirung der Matrosen und Soldaten verschont werden; daß niemand willkührlich verhaftet, oder anders gerichtet werden sollte, als nach den Landesgesetzen. Der König fand sich anfangs dadurch beleidigt, und ertheilte nur eine unbestimmte Antwort. Um eben diese Zeit erschien (auf des Königs Befehl, wie man nachher erfuhr) eine Predigt von einem Londoner Geistlichen, Dr. Manvaring, im Druck, worin gelehrt ward, alles Eigenthum der Unterthanen gehöre im Nothfalle dem Könige, und dieser habe das Recht von Gott selbst, ohne Zuziehung des Parlaments dem Volke beliebige Schatzungen aufzulegen. Für diese der Englischen Verfassung ganz zuwiderlaufenden

Grundsätze zog das Parlament den Redner zur Rechenschaft, warf ihn ins Gefängniß, entsetzte ihn seines Amts und verdammte ihn zu einer Geldstrafe von tausend Pfund. Dagegen verlieh ihm späterhin der König eine weit höhere Pfründe. Das Parlament, immer mehr erhitzt, wiederholte sein Verlangen nach der Anerkennung der petition of right, und machte Anstalten, den Minister noch einmal zu belangen. Karl, um ihn nicht aufzuopfern, entschloß sich mit schwerem Herzen zur Nachgiebigkeit, begab sich ins Oberhaus, und erkannte die Bittschrift für ein Reichsgesetz, indem er die in solchen Fällen üblichen Worte aussprach: Let it be law, as is desired (Laßt es Gesetz seyn, wie gebeten wird).

Hierauf schritt das Unterhaus zur Untersuchung anderer Beschwerden. Die Englischen Könige hatten seit langer Zeit von den Kaufleuten und Schiffern, mit Bewilligung des Parlaments, eine Auflage erhoben, die man Pfund- und Tonnengeld (tonnage and poundage) nannte. Seit länger als einem Jahrhundert hatte sich indeß der Mißbrauch eingeschlichen, daß diese Steuer eingetrieben wurde, ehe das Unterhaus sie bewilligt hatte, und Karl I. war dem Beispiele seiner nächsten Vorgänger gefolgt. Jetzt erklärte das Parlament diese Erhebung für eine offenbare Verletzung seiner Rechte, und um einen solchen Widerspruch nicht aufkommen zu lassen, vertagte der König die Sitzungen (26. Jun. 1628).

Die bewilligten Subsidien hatte Buckingham indeß auf die Ausrüstung einer neuen Flotte gewandt, mit der er den noch immer vor La Rochelle liegenden Cardinal Richelieu abermals angreifen wollte. Er begab sich zu dem Ende nach Portsmouth, nicht ahnend, daß ihm hier sein Ende bereitet sey. Mitten in einer glänzenden Ge-

sellschaft durchbohrte ihn ein Lieutenant, Namens Felton, mit einem Messer so rasch und unvermuthet, daß der Thäter schon entsprungen war, ehe man die That bemerkte (23. Aug. 1628). Es war ein milzsüchtiger Mensch, der den Minister wüthend haßte, besonders seitdem er selber von ihm einmal zurückgesetzt worden war. In der Verwirrung, die durch die seltsame That entstand, deren Urheber noch niemand anzugeben wußte, fand man einen Hut an der Thür, mit einem Zettel, auf welchem Buckingham ein Feind des Königreichs genannt war. Indem man diese neue Erscheinung anstaunte, erblickte man durch das Fenster einen Menschen, der in größter Fassung ohne Hut vor dem Hause auf und nieder ging. „Das ist er! das ist er!" schrien einige. „Welcher ists?" fragten Andere. „Ich bins," sagte Felton mit dem Tone der innigsten Zufriedenheit, und ließ sich willig ins Gefängniß, und von da zum Tode führen. Buckinghams Expedition nach La Rochelle wurde darauf vom Lord Lindsey, gleichfalls ohne Ruhm, ausgeführt, worüber der Unwille der Nation nur noch höher stieg.

Im Anfange des folgenden Jahres (1629) fingen die Sitzungen des Parlaments wieder an, welches, weit entfernt, sich auf des Königs Forderungen einzulassen, vielmehr alle alten Beschwerden wieder vornahm, und vor allem das Recht der Krone bestritt, ein Tonnen- und Pfundgeld nach Willkühr auszuschreiben. Das Unterhaus ging so weit, daß es die königlichen Beamten, welche diese Abgabe erhoben, und die Kaufleute, welche sie entrichteten, für Feinde des Gemeinwesens erklärte. Ein Sheriff von London ward für seinen Eifer, die Zollbedienten zu unterstützen, in den Tower geschickt. Auch über des Königs Nachsicht gegen Katholiken und Arminianer wurden

heftige Reden geführt, und hier war es zuerst, wo der nachher so berühmte Oliver Cromwell, damals noch ein unbedeutendes Parlamentsglied, laut in einer Sitzung über einen Geistlichen Beschwerde führte, der das klare Papstthum gepredigt habe. Mit jeder neuen Sitzung wurden die Redenden kühner, und dies brachte den König so auf, daß er nicht nur das Parlament rasch auflöste (10. März 1629), sondern auch mehrere Mitglieder zum Gefängniß, und zu einer Geldstrafe von tausend Pfund verurtheilte. Aber dies hieß nur Öl ins Feuer gegossen. Die gestraften Volksredner thaten stolz auf ihre Banden, und rühmten sich, Märtyrer der Nationalfreiheit zu seyn: ja sie wollten nicht einmal wieder losgesprochen seyn, um ihre Freiheit keiner königlichen Gnade verdanken zu dürfen.

Jetzt schloß nun auch der König, von Buckinghams Fesseln frei, mit Spanien und Frankreich Frieden, und freilich schimpflich genug, denn er gab jenem seinen Schwager Friedrich V. und diesem das Schicksal der Hugenotten Preis. Aber wie hätte Der noch Andere beschützen sollen, der sich selber nicht beschützen konnte!

An des ermordeten Ministers Stelle trat jetzt (1630) der Graf von Strafford, ein talentvoller und entschlossener Mann, dessen fester Vorsatz es war, dem Parlament von nun an nicht mehr nachzugeben. Und vielleicht wäre er durchgedrungen, wenn nicht der König zu gleicher Zeit einen andern Rathgeber für die Kirchensachen gewählt hätte, dessen unzeitiger Starrsinn die Nation gerade an ihrer empfindlichsten Seite reizte. Dies war der Bischof Laud von London, ein heftiger Gegner der Puritaner, und eifriger Verfechter der Episcopalkirche. Seiner Meinung nach war der damalige Gottesdienst zu sehr des Sinnlichen entkleidet;

er entwarf daher eine neue Liturgie, vermöge welcher eine Menge längst abgeschaffter Ceremonien wieder eingeführt, und durch neue von seiner Erfindung vermehrt werden sollten. Dem Könige gefiel dies ungemein, weil dadurch der herrschende Gottesdienst dem katholischen wieder sehr genähert wurde, welches ihm um seiner Gemahlin willen lieb war. Aber eben darum entbrannten die Presbyterianer, sobald die Neuerung kund ward. Und nicht etwa unmerklich ward die neue Liturgie eingeführt. Alle Kirchenvorsteher wurden vereidet, jeden Prediger anzuzeigen, der die neuen Vorschriften nicht befolgen würde. Die Puritaner wurden streng verfolgt, und ein Advocat Prynne, der in einem dicken Quartanten hin und wieder die Neuerungen des Bischofs scharf getadelt hatte, ward von der Sternkammer, in welcher der leidenschaftliche Laud den Vorsitz führte, verurtheilt, fünftausend Pfund Strafe zu bezahlen, öffentlich am Schandpfahl zu stehen, beide Ohren zu verlieren, und zeitlebens im Gefängniß zu schmachten.

Aber dieser Prynne galt alles bei den Puritanern, und wurde als ein Märtyrer betrachtet. Karl erfuhr entweder von der Stimmung im Volke gar nichts, oder er verachtete sie, denn er fuhr sogar immer fort, in die Glut zu blasen, indem er seinem Bischof die Herstellung einer völligen Hierarchie bewilligte, und als das Volk ein Parlament verlangte, laut erklärte, er werde es für eine Beleidigung ansehen, wenn Jemand des Parlaments noch einmal erwähnen sollte. Um Einkünfte zu erhalten, die ihm das Parlament verweigerte, ertheilte er reichen Kaufleuten gegen starke Abgaben Monopole über die gemeinsten und nothwendigsten Dinge, als Leder, Salz u. s. w., worunter das Volk erstaunlich litt. Alle Geldstrafen wur-

den übermäßig erhöht. Ein gewisser Morley mußte zehntausend Pfund bezahlen, weil er einen von des Königs Leuten in dem Schlosse Whitehall geschlagen hatte. Ein Anderer, Namens Allison, nicht so reich als jener, wurde zu einer Strafe von tausend Pfunden verdammt, außerdem noch durchgepeitscht, mußte in drei verschiedenen Städten am Schandpfahl stehen, und zeitlebens im Gefängnisse sitzen, bloß weil er ein verläumderisches Gerücht von dem Erzbischof von York ausgebreitet hatte. Sir Richard Granville hatte den Grafen von Suffolk, der ihm wirklich einen schlechten Streich gespielt, einen Niederträchtigen genannt, und mußte dafür auf Befehl der Sternkammer achttausend Pfund, halb dem Grafen, halb dem Könige bezahlen. Ein Kaufmann, welcher Walkererde gegen das königliche Verbot ausgeführt, ward zu einer Buße von zweitausend Pfunden verurtheilt. Der Bischof von Lincoln, Williams, ein Feind des allgebietenden Laud, war wegen seiner Widersetzlichkeit gegen die neue Liturgie um zehntausend Pfund von der Sternkammer gestraft worden. Der rachsüchtige Laud (seit 1633 Erzbischof von Canterbury), dem diese drückende Strafe noch nicht hoch genug schien, befahl den Beamten, welche zum Empfange des Geldes abgeschickt wurden, sein Haus überall zu durchsuchen, ob man vielleicht noch Beweise auffinden könnte, aus denen sich eine neue Anklage schmieden ließe. Sie durchwühlten Alles, und fanden wirklich einen Brief von einem Schulmeister, in welchem über die kirchlichen Neuerungen gespöttelt, und der Erzbischof Laud ein „kleiner großer Mann" genannt ward. Dafür ward der Bischof als einer, der ehrenrührige Briefe empfangen und es nicht angezeigt, zu einer neuen Geldstrafe von achttausend Pfunden verurtheilt; der Schulmeister sollte

fünftausend Pfund bezahlen, beide Ohren verlieren, welche an einen vor seiner Schule errichteten Schandpfahl genagelt werden sollten; zum Glück entwischte er noch.

Solche Rechtsfälle wurden von dem Volke begierig aufgesammelt und emsig weiter verbreitet, und die Unzufriedenheit ward so groß, daß viele Hunderte, besonders von den Presbyterianern, sich entschlossen, ein Land auf ewig zu verlassen, in welchem eine solche Gerechtigkeitspflege herrschte. Acht große Schiffe lagen schon in der Themse segelfertig, um nach Nordamerica zu gehen, als ein neuer Machtspruch vom Hofe sie zurückhielt. Merkwürdig ist es, daß sich unter dieser Reisegesellschaft auch der berühmte Cromwell befand. Hätte der König wissen können, was ihm von diesem Manne bevorstand, wie gern hätte er ihn und die ganze Gesellschaft ziehen lassen!

Die Stimmung des Volks zeigte sich bald bei verschiedenen Gelegenheiten. Unter andern hatte der König 1637, um seine nicht zureichenden Domaineneinkünfte zu vergrößern, ein gewisses Schiffsgeld verlangt, und schickte seine Diener nun zu allen Schiffsbesitzern, diese neue Abgabe einzufordern. Ein gewisser Hambden, ein Parlamentsglied und ein sehr entschlossener Mann, ließ sich lieber gefangen wegführen, ehe er die unbefugte Steuer bezahlte. Man brachte ihn vor das Schatzkammergericht. Hier vertheidigte er sich mit einer solchen Freimüthigkeit und mit so siegreicher Beredtsamkeit, daß er die Richter selbst verlegen machte, und ob sie gleich alle, bis auf viere, für des Königs Vortheil stimmten, so hatte doch Hambden die größte Ehre von dem Rechtsstreite, denn die ganze Nation sah ihn als ihren Sprecher an, und von jetzt wurden die Rechte des Königs und des Volks ein vorzüglicher Gegenstand der Unterhaltung in allen Bürger=

gesellschaften und Bierhäusern. Jedermann war der Meinung, man dürfe sich nun nichts mehr gefallen lassen, und jetzt wäre es gewiß sehr weise gewesen, wenn der König, besonders da er von aller Zwangsmacht entblößt war, sich aller ferneren Eingriffe so sorgfältig als möglich enthalten hätte.

Aber weit entfernt, die sich immer mehr entwickelnde Volksstimmung richtig zu würdigen, ging er jetzt sogar so weit, seines Bischofs neue, halb katholische Liturgie, wie sie in England schon bestand, mit Gewalt in Schottland einführen zu wollen. Wir wissen, wie viel seine Großmutter Maria Stuart schon von den puritanischen Schotten zu leiden gehabt hatte, da sie doch nur für sich allein Duldung verlangte. Wie mußten diese Schotten nicht auffahren, da Karl sie gar zwingen wollte, nach seiner Weise religiös zu seyn! Kaum erschien nur an dem Tage, da die neue Liturgie in Schottland eingeführt werden sollte (23. Jul. 1637), der Dechant von Edinburg in der großen Kathedrale in einem weißen Chorhemde, so schrie schon, ehe er noch den Mund geöffnet hatte, die ganze Versammlung, und besonders die Weiber: „ein Papst! ein Papst! ein Antichrist! steinigt ihn!" und der Tumult ward so arg, daß der Dechant sich schnell zurückziehen mußte. Darauf trat der Bischof an dessen Stelle, die Gemüther zu besänftigen, allein nach dem ward gar mit Schemeln und Fußbänken geworfen, und als er nachher mit den Londoner Abgeordneten nach Hause gehen wollte, mußte die Gesellschaft sich mit Lebensgefahr durch den wüthenden Haufen drängen. Noch einige Tage nachher waren alle Diejenigen, welche Antheil an der verhaßten Neuerung hatten, selbst in ihren Häusern den Mißhandlungen und Lästerungen des Pöbels ausge-

setzt. Ein zweiter Versuch, der am 18. October gemacht ward, lief nicht besser ab, und diesmal sah man nicht bloß Leute aus dem gemeinen Volke unter den Widerstrebern; denn indem Karl den Bischöfen zugleich die höchsten bürgerlichen Ämter übertrug, beleidigte er auch den hohen Adel.

Einige edle Schotten entschlossen sich hierauf, selbst nach London zu reisen, und den König zu ersuchen, um seines eigenen Friedens willen von seiner eigensinnigen Neuerungssucht abzustehen. Umsonst; er blieb unbeweglich, und sandte sogar im folgenden Jahre (1638) eine neue Verordnung nach Edinburg, in welcher ein strenger Gehorsam verlangt ward. Die Schotten setzten dagegen eine Protestation auf, und zwei Lords hatten die Freimüthigkeit, dieselbe mit ihren Namen zu unterzeichnen. Unterdeß schlug die puritanische Geistlichkeit allenthalben Lärm; von allen Kanzeln ertönten Flüche gegen die Papisten, und Ermunterungen, sich gegen diese Feinde Gottes brüderlich zu vereinigen. Nie sah man eine größere Einheit der Gemüther, als hier. Fast ganz von selbst bildeten sich vier Ausschüsse, bestehend aus dem höchsten Adel, aus den geringeren Güterbesitzern, aus der Geistlichkeit und aus dem Bürgerstande. Alle viere versammelten sich in bester Ordnung zu Edinburg, und brachten einen Aufsatz zu Stande, den sie den Covenant nannten, und in welchem sie sämmtlich gelobten, ihrer väterlichen Religion treu zu bleiben, und sich jeder Neuerung einmüthig zu widersetzen. Jedermann ward eingeladen, diese Schrift zu unterzeichnen, und kaum war der Aufruf dazu ergangen, als Tausende Tag für Tag hinströmten, ihre Vaterlandsliebe und ihren Glaubenseifer zu bewähren, und die Sache Gottes, wie es ihre Überzeugung war, zu vertheidigen.

Diese besonnene Ruhe der Schotten mußte mit Recht dem Könige gefährlicher scheinen, als alle planlose Widersetzlichkeiten, die er bisher in England nur von einzelnen Mißvergnügten erfahren hatte. Er schickte Gesandte nach Edinburg, den Aufruhr gütlich beizulegen; er versprach auch Aufschub, nur verlangte er die Zurücknahme des Covenants. Vergebens. Er sagte darauf ein Parlament an, um welches willen er selbst nach Edinburg kommen wollte. Die Mißvergnügten warteten es aber nicht ab, sondern versammelten sich vorher in Glasgow, und vernichteten durch einen weitläufigen Beschluß die ganze bischöfliche Verfassung, die hohe Commission und die neue Liturgie. Die Frage, ob sie dazu befugt seyen, beantworteten die presbyterianischen Geistlichen durch die Gegenfrage! „Welche Macht ist ehrwürdiger, die geistliche oder die weltliche? wer ist größer, Christus oder der König?“ Auch an einem tüchtigen Haupte fehlte es den Schotten nicht. Der Graf von Argyle war im ganzen Lande eben so beliebt, als der König verhaßt war, und seine Einsicht und Kraft machten ihn zu einem trefflichen Volksführer. Er sah weit richtiger als der König, worauf es in diesem Streite hauptsächlich ankommen werde. Ein Heer von tüchtigen Schotten ward aufgeboten, die Schlösser und Burgen an der Grenze wurden mit Vorräthen versehen und stärker befestigt, und so groß war die allgeme.ne Begeisterung, daß selbst Weiber und Kinder Holz und Steine herbeitrugen. Viele Officiere, die in Deutschland unter Mansfeld, Wallenstein und Gustav Adolf ihre Schule gemacht hatten, übernahmen die Bildung und Einübung der neugeworbenen Truppen. Die heftige Aufregung ward noch durch eine Frau Michelson erhöht, die besondere göttliche Eingebun-

gen zu haben glaubte, und beim Volke eine wahre Verehrung genoß. Sie bekam von Zeit zu Zeit ihre Verrückungen, in denen sie vor Tausenden anbetender Zuhörer von dem Covenant und dem Heiland sprach, den sie nicht anders als den covenantischen Jesus nannte. In ihrer Gesellschaft sah man oft einen beliebten reformirten Prediger, Namens Rollo, der ihre Aussprüche am ehrerbietigsten einsog, und unter andern einmal, da das Volk ihn aufforderte, mit ihr zu reden, die Antwort gab, es wäre sehr unbescheiden, wenn er jetzt das Wort führen wollte, da sein Meister Christus aus ihr spreche.

Auf Straffords und Lauds unüberlegten Rath beschloß der König, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Man hatte etwas Geld gespart; dafür warb man Truppen, und Karl selber stellte sich an ihre Spitze (29. Mai 1639). Noch ehe er aufbrach, erhielt er eine Botschaft von den Schotten, die ihm einen Vergleich anboten. So bedenklich es auch nun war, mit Empörern, wie mit einer fremden Macht zu unterhandeln, so nöthigte ihn doch der schlechte Zustand seines Heeres, dessen Besoldung er auf die Länge nicht erschwingen konnte, oder der, was eben so schlimm war, ihn zum Parlament seine Zuflucht zu nehmen gezwungen haben würde, endlich zur Nachgiebigkeit. Er mußte sich wirklich zu einem Vergleiche mit seinen Unterthanen herablassen: es ward ausgemacht, daß beide Theile ihre Truppen entlassen sollten, und daß ein nächstens zu versammelndes Parlament alle obwaltenden Streitigkeiten entscheiden sollte. Mißmuthig kam der König nach Hause. Tief empfand er seine verlorne Achtung, und schon reute ihn seine allzu rasche Nachgiebigkeit. Die Schotten, in der bestimmten Voraussetzung, daß die letzte Entscheidung doch von den Waf-

sen ausgehen würde, blieben im Stillen gerüstet, während Karl ohne außerordentliche Mittel kein Heer wieder zusammenbringen konnte. Daher wollte er den Versuch machen, ob nicht jetzt, nach elfjähriger Unterbrechung, ein neues Parlament gefälliger seyn werde. Es ward zusammenberufen (1640), das vierte unter Karls Regierung, und um Beistand ersucht. Aber Jeder hatte den herrschenden Groll mitgebracht, und sich auf diese Gelegenheit gefreut, wo er demselben Luft machen könnte. Eben jetzt nahm man sichs vor, die königliche Gewalt auf immer der parlamentarischen zu unterwerfen. Anstatt sich also in des Königs Geldgesuche einzulassen, nahm man erst alle alten Beschwerden wieder vor, und dabei kamen so heftige Reden zum Vorschein, als man bisher im Unterhause noch nicht gehört hatte. Der König, aufgebracht, bediente sich des schon oft versuchten Mittels; er hob die Sitzungen schleunig auf, und ließ die kühnsten Sprecher ins Gefängniß werfen. Doch damit gewann er nichts, vielmehr erbitterte er nur heftiger die Gemüther. Tumulte an allen Enden der Hauptstadt verkündigten die allgemeine Gährung; in einer Nacht ward unter andern der Palast des Erzbischofs Laud von etwa fünfhundert Aufrührern bestürmt, und gegen zweitausend andere drangen einmal in die St. Paulskirche, als die hohe Commission daselbst Gericht hielt, warfen alle Bänke um, und riefen laut: „keine Bischöfe, keine hohe Commission!"

So ganz von seinem Volke verlassen, sah sich der König in der schimpflichen Nothwendigkeit, von seinen Ministern, Hofleuten und Geistlichen Geld zu borgen, da er gegen die trotzigen Schotten wiederum Gewalt zu brauchen beschlossen hatte. Für das Zusammengebrachte

wurden neunzehntausend Fußsoldaten und zweitausend Reiter geworben. Aber die Schotten waren eher an der Grenze als der König. Bei Newburn an der Tyne stieß ein königlicher Vortrab von viertausend fünfhundert Mann auf sie, der theils niedergemacht, theils in die Flucht geschlagen ward (28. Aug. 1640), und hierauf nahmen die Schotten schon das Englische Schloß Newcastle in Besitz. Von hier aus sandten sie, wie das erste Mal, die höflichsten Botschaften an den König, und baten um einen friedlichen Vergleich. Karl, dessen Schatz schon wieder erschöpft, und dessen Heer durchaus unzufrieden war, mußte die nämliche traurige Rolle zum zweiten Male spielen, und Unterhandlungen mit seinen Unterthanen eröffnen. Ehe diese noch zum Schluß gediehen waren, erhielt er eine dringende Bittschrift von der Stadt London, worin er um ein Parlament ersucht ward. Er wollte sich damit helfen, daß er bloß das Oberhaus zusammen berief (der hohe Adel knüpfte gewöhnlich sein Interesse an das des Hofes); allein die Forderungen wurden so ungestüm, daß ihnen kaum länger auszuweichen war. Der König erklärte demnach, es sey selbst sein Wille, ja auch seine Gemahlin wünsche es, und bald nach seiner Ankunft in London fingen die Versammlungen des zusammenberufenen Parlaments an (3. November 1640). Ganz England war gespannt auf die Thaten desselben, denn daß etwas Großes erfolgen müsse, verrieth die Spannung, in welche die ganze Nation gerathen war, und eine neue schleunige Aufhebung war diesmal nicht zu fürchten.

Gleich das Beginnen dieses sogenannten langen Parlaments entsprach diesen Vermuthungen. Zuerst ward der Graf Strafford, Karls erster Minister, als Feind des

Vaterlandes angeklagt, ja sogar, als er ins Haus der Lords eintreten wollte, von dazu bestellten Häschern verhaftet und in den Tower gebracht. Das nämliche Schicksal hatte kurz darauf des Königs zweiter Rathgeber, der Erzbischof Laud. Dem Siegelbewahrer und dem Staatssecretair war ein Gleiches zugedacht, aber Beide flüchteten eben noch zu rechter Zeit übers Meer. So war in wenigen Tagen des Königs Staatsrath aufgelöst, ohne daß er selbst ein Wort dagegen hätte einwenden dürfen. Aber dabei blieb es nicht. Durch einen neuen Beschluß des Parlaments wurden alle Diejenigen für Verbrecher erklärt, die zum Besten des Königs Truppen geworben und Schiff- und Tonnengeld eingefordert hatten, ja die letzteren wurden zu einer Geldstrafe von 150,000 Pfunden verurtheilt. Alle in den letzten Jahren erlassenen Beschlüsse der Sternkammer und der hohen Commission wurden vernichtet; alle Mitglieder des Parlaments selbst, welche irgend ein Monopol hatten, herausgestoßen. Durch diese letzte Maßregel verlor der König seine einzigen Anhänger im Unterhause. Hatte Karl vorher die verfassungsmäßige parlamentarische Gewalt nicht geachtet, so waren jetzt die Eingriffe, welche das Unterhaus in die königliche that, nicht minder groß. Reden hörte man jetzt in dieser Versammlung, die so allgemeinen Beifall erhielten, daß sie gedruckt verlangt wurden, welches vorher nie üblich gewesen war. Das erhöhte die unruhige, neuerungssüchtige Stimmung des Volks, und die Prediger auf den Kanzeln thaten das Übrige. Als einige Schriftsteller, die wegen ihrer Angriffe gegen die Maßregeln der Krone an entfernten Orten mit hartem Gefängniß belegt worden waren, nun auf Befehl des Parlaments in Freiheit gesetzt wurden, lief ihnen der Pöbel

an allen Orten, durch welche ihr Weg sie führte, schaarenweise und laut jauchzend entgegen, streute ihnen Blumen, und begrüßte sie mit hohen Ehrentiteln. Das Alles mußte der ohnmächtige König mit ansehen und anhören, ungewiß, wann oder wie diese heftige Gährung enden werde.

Um sich die Schotten zu verbinden, behandelte das Parlament sie als sehr ehrenwerthe Verbündete, beherbergte ihre Truppen fortwährend in den von ihnen eingenommenen nordenglischen Grenzplätzen, zahlte ihnen sogar eine Subsidie von 300,000 Pfunden, und erklärte sie öffentlich für brave Unterthanen des Königs. Ja man schmeichelte ihnen auf der allerzartesten Seite, indem man ihrer Religion auch in England alle Achtung erwies, wie denn die Mehrheit im Parlamente wirklich schon aus Presbyterianern bestand. Die Stadt London reichte sogar eine von mehr als funfzehntausend Personen unterzeichnete Bittschrift um eine gänzliche Kirchenverbesserung ein, und ehe noch darauf geantwortet war, fand man schon eine Menge Bilder, Altäre und Crucifixe vom Pöbel zerschlagen.

Karl, von allen Freunden verlassen, sah kein anderes Mittel, den kleinen Rest seiner Ehre noch zu retten, als wenn er sich mit Denen willig vereinigte, die er zu bekämpfen zu schwach war. Er ging hierin so weit, daß er sein Ministerium mit lauter eifrigen Gliedern der Volkspartei besetzte, aber dadurch machte er nichts besser. Er gab seine Einwilligung zu dem Gesetze, daß künftig Pfund- und Tonnengeld nur mit Bewilligung des Parlaments erhoben, und nach einigem Bedenken auch zu einer Bill, zufolge welcher wenigstens alle drei Jahre ein Parlament versammelt werden sollte. Für die

Zustimmung zu der letzteren Verordnung, welche die Verfassung in einem wesentlichen Puncte änderte, erhielt er eine öffentliche Danksagung.

Er hatte durch seine Nachgiebigkeit besonders seinen wackern Minister Strafford zu retten gehofft, der noch immer im Tower saß und dessen Proceß nun ernstlich vorgenommen wurde; aber das war ein eitles Bemühen. Strafford war ein viel zu gehaltvoller Mann, als daß man ihn nach solcher Kränkung wieder hätte frei lassen sollen. Umsonst vertheidigte er sich im Parlamente gegen die wider ihn erhobenen Anklagen edel und gründlich, denn im Grunde waren es nicht die dort aufgeführten Vergehungen, welche das Unterhaus wider ihn aufbrachten, sondern vielmehr sein gebieterisches stolzes Betragen und seine politischen Absichten, die auf die Begründung eines unumschränkten Königthums gingen. Darum schien seine Vernichtung der Volkspartei nothwendig. So ward er dann zum Tode verdammt, und das Urtheil dem Könige zur Unterschrift zugesandt. Hier wenigstens hätte Karl als Mann sich zeigen müssen, aber alle Kraft verließ ihn, und nach einem vergeblichen Bittschreiben an die Pairs ließ er sich von seiner Gemahlin (die dem Grafen immer abgeneigt gewesen war) bewegen, die Einwilligung zur Hinrichtung seines redlichsten Freundes und Dieners zu geben. Mit aller Würde der Unschuld ging der edle Mann zum Blutgerüst. Nachdem er von seinem Bruder und seinen Freunden, die ihn auf diesem letzten schweren Gange begleiteten, Abschied genommen, und ihnen die herzlichsten Grüße an seine abwesenden Lieben aufgetragen hatte, sagte er ruhig: „Nun ist es bald vorüber. Ein Hieb wird mein Weib zur Wittwe, meine geliebten Kinder zu Waisen machen, und

alle Guten, die mich bis hieher geliebt, von mir trennen. Gott sey mit ihnen allen! Ihm danke ich, daß er mir diese Ruhe im Tode gewährt, und daß ich mein Haupt eben so kummerlos auf diesen Block legen kann, als ich es jeden Abend auf mein Ruhekissen legte." Mit einem Hiebe flog der Kopf herunter. Der Unglückliche stand erst im neun und vierzigsten Jahre.

Immer kühner geworden, griff das Unterhaus zugleich eines der wesentlichsten Vorrechte der königlichen Gewalt an, indem eine Bill eingebracht ward und mit großer Schnelligkeit durchging, vermöge deren das Parlament ohne seine eigne Zustimmung weder aufgelöst noch vertagt werden sollte. Eine zweite verordnete, daß die beiden verhaßten Gerichtshöfe, die Sternkammer und die hohe Commission, auf ewig abgeschafft seyn sollten, und der König bestätigte auch diese Verfügungen.

Karl hatte, wie wir wissen, den Schotten ein Parlament versprochen, und dies Versprechen wollte er nun lösen. Vielleicht, dachte er, sind die Schotten leichter zu gewinnen, und so könnten sie, seine ersten Feinde, ihm jetzt vielleicht zu einer Vormauer gegen seine zweiten, die Engländer, werden. Allein der Geist des Mißtrauens und der Empörung waltete in beiden Königreichen gleich stark, und die Engländer thaten ihr Möglichstes, die Schotten noch mehr aufzuwiegeln. Da die königlichen Truppen von dem letzten Zuge her noch in den nördlichen Provinzen beisammen lagen, und auf Bezahlung warteten, so schaffte das Parlament eine Summe herbei, befriedigte sie damit, und ließ sie schnell aus einander gehen, damit der König sie bei seiner Durchreise nicht mehr fände. Auch drängte sich eine Gesellschaft von

Gliedern des Unterhauses hinzu, ihn zu begleiten, und ließ ihn nie aus den Augen. Am 14. August 1641 kam er in Edinburg an. Er fand hier ein eben so stürmisches Parlament, als er in London verlassen hatte. Anklagen und Rechtsforderungen drängten einander. Die Puritaner betäubten seine Ohren mit fanatischem Geschrei. Man scheuete und haßte ihn als einen Ketzer. Vergebens that er freundlich und gütig, man verachtete seine Geschenke und seine Schmeicheleien als Eingebungen der Nothwendigkeit. Selbst daß er sich überwand, puritanische Kirchen zu besuchen, gereichte ihm nur zum Schimpfe, denn eben hier ergriffen die geistlichen Eiferer die Gelegenheit, ihn durch die frechsten Reden öffentlich zu höhnen und zu kränken. Zur Vergrößerung seiner Verlegenheit lief eben um diese Zeit die Nachricht von einem fürchterlichen Aufstande in Irland ein. Hier hatten gefährliche Gährungen unter den katholischen Eingebornen geherrscht, die bisher durch einen stehenden Heerhaufen von achttausend Mann in Schranken gehalten worden waren, aber seit kurzem hatte das Englische Parlament diesen Haufen auseinander gehen lassen, aus Furcht, der König möchte ihn zu seiner Unterstützung an sich ziehen. Die augenblickliche Folge davon war die, daß die Irländer, dieser Zwinger entledigt, mit fürchterlicher Wuth über die protestantischen Engländer in ihren Lande herfielen, sie gräßlich ermordeten, ihre Häuser nie derbrannten, und jedes Andenken an sie ausrotteten. In Ulster allein wurden nach der geringsten Schätzung übe vierzigtausend dieser Unglücklichen niedergemacht. Gege dreitausend flüchteten sich, fast nackt, nach Dublin, w noch eine Englische Stadtwache zu ihrem Schutze übri war; weit mehrere aber verbargen sich in Wäldern, w

sie aus Mangel an Wärme und Nahrung jämmerlich umkamen.

Allenthalben also herrschte der Geist des Aufruhrs. Anstatt daß, wie der König gehofft hatte, die so eifrig reformirten Schotten ihm zur Rache ihrer Glaubensbrüder in Irland und zur Züchtigung der katholischen Rebellen ihre Truppen hergeben sollten, hatte er noch den Schmerz zu hören, daß man ihm ein geheimes Einverständniß mit den katholischen Irländern andichtete, und ihn durch solcherlei Gerüchte in England und Schottland nur noch verhaßter zu machen suchte. Mißmuthig verließ er das trotzige Volk, und kehrte nach London zurück (25. Nov. 1641). Hier ward er auf den Straßen mit Jubelgeschrei empfangen, eine Freude, die ihm der Lordmayor bereitet hatte, die aber leider von kurzer Dauer war. Er fand das Parlament mit der Untersuchung zahlreicher Beschwerden beschäftigt, die von allen Seiten eingereicht worden waren, ja die sogar, um recht bekannt zu werden, gedruckt unter das Volk vertheilt wurden. Die Commons (Glieder des Unterhauses) verbreiteten sogar falsche Gerüchte von feindlichen Landungen, die der König angeordnet habe, von geheimen Verschwörungen der Katholiken u. dgl., um nur einen Vorwand zu haben, sich selbst mit einem starken Heere versehen zu dürfen. Von dieser Zeit an sah man schon Wachen auf den Straßen und London bekam allmählig ein kriegerisches Ansehen.

Da die Verfolgungen der herrschenden Partei sich immer mehr gegen die Bischöfe richteten, so verband sich eine Anzahl derselben zu der Erklärung, daß sie sich vorläufig nicht mehr im Oberhause einfinden, aber auch alle Gesetze für nichtig erklärten, die während ihrer Abwesen=

heit gegeben werden würden. Die, meist presbyteriani-schen, Commons ergriffen diese Gelegenheit mit Freuden, alle diese Bischöfe vom Parlament völlig auszuschließen, und des Hochverraths anzuklagen.

Fast zur Verzweiflung gebracht, ließ sich der König jetzt, nach so vielen Versuchen der mildesten Nachgiebigkeit, statt bei diesem Verfahren zu beharren, welches endlich der Nation wol die Augen über die Anmaßungen des Parlaments hätte öffnen müssen, von der Königin und dem Lord Digby zu einem höchst unbesonnenen Schritte verleiten, der Ernst und Strenge zeigen sollte, aber sehr übel berechnet war *). Er klagte nämlich (1642) im Oberhause fünf der wildesten Sprecher des Unterhauses als Umstürzer der alten Verfassung an, und sandte zu gleicher Zeit Boten aus, sie gefangen zu nehmen. Man fand sie aber nicht, und ihre Sachen wurden versiegelt. Die Commons erklärten dieses Verfahren für einen Eingriff in ihre Rechte, und befahlen die Freiheit der angeklagten Mitglieder zu vertheidigen. Am andern Tage erschien der König selbst im Unterhause, von einigen hundert Soldaten begleitet, und hielt eine ernste Rede, in welcher er erklärte, daß er die Privilegien des Hauses auf keine Weise verletzen wolle, aber auf der Verhaftung der Angeklagten bestehen müsse. Beim Herausge-

*) The angry party would have been compelled to have given over all their designs for the alteration of the government both in church and state; if the volatil and inquiet spirit of the Lord Digby had not prevailed with the king, contrary to his resolution, to have given them some new advantage, and to depart from his purpose of doing nothing without very mature deliberation. Clarendon history of the rebellion etc. Vol. II. p. 324. Ed. Basil.

hen verfolgten ihn trotzige Stimmen, die ihm Privilegium! Privilegium! nachriefen, und am Abend waren alle Bürger der City in Waffen, theils die fünf Parlamentsglieder zu beschützen, theils weil die Feinde des Königs das Gerücht verbreitet hatten, es habe dieser den Befehl gegeben, die Stadt in der Nacht an allen Ecken anzuzünden. Den Tag darauf sah man die Themse mit unzähligen Schiffen und Kähnen bedeckt, die mit kleinen Böllern bewaffnet waren, und in Begleitung der Stadtsoldaten und einer unabsehbaren Volksmenge zogen die fünf verfolgten Parlamentsglieder in Triumph einher, und wurden in Westminsterhall eingeführt, wo sie unter lautem Jubelgeschrei aller Anwesenden ihre Plätze im Parlament einnahmen. Als der Zug vor Whitehall (dem damaligen königlichen Schlosse) vorbei kam, riefen viele Stimmen überlaut: „Was ist denn aus dem Könige und seinen Cavalieren geworden, und wo sind sie hingeflogen?" Dazwischen ward geschossen, getrommelt, und mancher andere Muthwille verübt.

Die Macht, Soldaten zu werben, war bisher ein unbestrittenes Recht der Krone gewesen. Jetzt verlangten es die Commons für sich, aber bei diesem Ansinnen mußte Karls Bereitwilligkeit, die neuen seine Macht beschränkenden Anordnungen zu bestätigen, wol enden, wenn er nicht zu einem willenlosen Werkzeuge des Parlaments herabsinken wollte. Um den immer drohenderen Stürmen wenigstens etwas ferner zu seyn, verließ er London mit seinen Prinzen, und ging nach York, wo man ihn achtungsvoll aufnahm. Das Parlament bekümmerte sich nun gar nicht mehr um ihn, eignete sich von freien Stükken die Macht zu, ein stehendes Heer zu errichten, stellte wirklich Werbungen an, und richtete zu Hull ein wohl-

versehenes Waffenmagazin ein. Der König, welcher den Hüter desselben, Lord Hotham, zu gewinnen hoffte, ritt von York aus mit etwa dreißig Mann dahin, allein Hotham verschloß ihm das Thor, und er mußte unverrichteter Sache wieder zurückkehren. Ja noch mehr, als er sich über das Betragen Hothams beim Parlamente beschwerte, billigte und lobte dieses die That.

Doch hatte Karl auch jetzt noch nicht Ursach, so ganz die Hoffnung aufzugeben. Alle entferntere Provinzen und der ganze Adel waren ihm noch treu, und ein kräftiges Haupt hätte aus so vielen und starken Gliedern einen furchtbaren Körper zusammensetzen können. Aber er selber verstand nichts vom Kriege, und verließ sich bloß auf seine beiden Neffen, Rupert und Moritz von der Pfalz, die seit ihres unglücklichen Vaters Vertreibung Schutz in England gesucht hatten. Die Yorker boten ihm sogar freiwillig ihre Hülfe an, und mehrere Provinzen folgten seinem Beispiel. Sogleich erging nun ein Beschluß des Parlaments, daß jeder, der dem Könige Beistand leisten würde, für einen Feind des Vaterlandes zu achten sey. Jetzt war der Krieg unvermeidlich. Beide Theile warben, aber mit ungleichem Vortheil. Der König hatte kein anderes, als geschenktes oder erborgtes Geld; dagegen war das Parlament im Besitz der Flotte, der Hauptstadt und aller Seestädte, und hatte sich aller königlichen Einkünfte bemächtigt. Die Londoner schickten so viel Silbergeschirr in die Münze, daß es an Leuten fehlte, die Gaben alle anzunehmen; sogar silberne Fingerhüte und Schmucknadeln von Weibern waren darunter. Alles junge Volk von London ließ sich zum Dienst einschreiben; an einem einzigen Tage meldeten sich über viertausend Mann. Mit den Schotten, die noch in Waffen

waren, ward ein Bündniß geschlossen. Gegen solche Hülfsmittel waren die des Königs allerdings gering. Die Königin verpfändete ihre Juwelen in Holland, und erhielt dafür Geld und Schiffe; allein leider ward ein Theil der letzteren von Englischen Kapern aufgebracht, und so blieb auch diese Hülfe unbedeutend. Auswärtige Mächte konnten sich um diese Händel nicht bekümmern. Die meisten waren in den dreißigjährigen Krieg verwickelt, und in Frankreich erfolgte in diesem Jahre Richelieu's Tod. —

Im Juni 1642 ließ das Parlament dem Könige zu York einen Vorschlag überreichen, der neunzehn Bedingungen enthielt, durch deren Annahme er den Streit beenden könne. Aber diese Bedingungen waren von der Art, daß das Parlament dadurch völlig alle Gewalt an sich zu reißen trachtete. Niemand sollte im königlichen Rathe bleiben, als wer dem Parlamente gefiele, und der König nichts vornehmen können, ohne die Einwilligung dieses Raths; alle Beamten und vornehmsten Richter sollten durch das Parlament eingesetzt werden; nur mit dessen Bewilligung die Glieder der königlichen Familie sich verheirathen dürfen; Liturgie und Kirchenregiment durch dasselbe geordnet werden, u. s. w. Es war dies also eine tiefe Herabsetzung der königlichen Macht, so daß Karl mit Recht antwortete, er würde dann allenfalls noch das äußerliche Zeichen und der Schatten eines Königs seyn, und entschlossen war, lieber das Äußerste zu versuchen. Indessen dauerten die Rüstungen fort. Der König, seiner schwachen Macht immer weniger vertrauend, suchte zwar noch einen Vergleich einzuleiten, aber ohne Erfolg. Seine Generale ermunterten ihn hierauf, vorzuschreiten. Sie brachen mit zehntausend Mann von

Shrewsbury gegen London hin auf. Das Heer des Parlaments, unter den Befehlen des Grafen von Essex, ging ihnen von Worcester aus entgegen. Bei Edgehill kam es zum Treffen (23. Oct. 1642). Die Ungeübtheit beider Heere brachte nur eine ungeschickte Verwirrung zuwege, indeß zeigten sich doch Prinz Ruperts Einsicht und Gewandtheit, und die Parlamentstruppen zerstreuten sich. Karl, schon muthiger, rückte näher nach London vor, und jetzt bot das Parlament den Vergleich an. Der König nahm die Abgeordneten desselben in Oxford an, da er indessen auf völlige Wiederherstellung der ehemaligen königlichen Gewalt bestand, so zerschlugen sich alle Unterhandlungen fruchtlos. Dafür schien der Feldzug des folgenden Jahres (1643) günstiger für ihn auszufallen. Der Norden und Westen von England hatte sich für ihn erklärt. Am 16. Mai schlug ein Haufe Königlicher einen fast noch einmal so starken Feindeshaufen bei Stratton, und einen eben so bedeutenden Sieg erfochten die königlichen Truppen am 13. Julius bei Roundwaydown. Prinz Rupert nahm darauf am 25. Julius Bristol weg, und der König schickte sich an, Glocester zu belagern. Eine Schlacht bei Newbury (20. Sept.) blieb unentschieden. Der König zog sich hierauf nach Oxford in das Winterquartier zurück, und hatte den Muth, hier ein eigenes Parlament zusammen zu berufen. Wirklich zählte das Oberhaus desselben noch einmal so viel Pairs, als das in Westminsterhall. Aber das frommte wenig. Der König war ärmer als jemals. Seine nicht bezahlten Soldaten murrten, und die Bürger und Bauern, denen sie zur Last fielen, schrien noch lauter. Das Londoner Parlament half sich durch eine Abgabe auf Bier, Wein, Korn u. dgl., wovon man vorher in England nichts gewußt

hatte, und das begeisterte Volk, sonst zum Geben so schwierig, und gegen den König wegen ähnlicher Forderungen so aufgebracht, zahlte sie mit Freuden. Karl bot noch einmal Frieden und gänzliches Vergessen an, allein man war nun schon zu weit gegangen, um sich mit Sicherheit versöhnen zu können.

Bisher hatten die Schotten noch keinen Antheil an dem Kriege genommen, jetzt aber, da ganz England mit Truppen bedeckt war, rückten sie auch ein (1644). Der König hatte dagegen durch Versprechungen einen in Irland geworbenen Heerhaufen gewonnen, welcher mitten im Winter die Überfahrt nach England machte. Aber diesem lauerte Thomas Fairfax, ein tüchtiger General der Parlamentstruppen, wachsam auf, griff es bei Nantwich im nordwestlichen Theile von England an (25. Jan.), und vernichtete es völlig. Dies Jahr überhaupt war entscheidend für das Unglück des Königs. Am 2. Julius verloren seine Generale eine Hauptschlacht bei Marstonmoor gegen den nämlichen Fairfax und dessen ausgezeichneten Unterfeldherrn Cromwell, und er selbst mußte sich nach einem zweiten Treffen bei Newbury (27. Oct.) mit großem Verlust nach Oxford zurückziehen.

Jetzt beginnt die Zeit, in welcher der zuletzt genannte berühmte Mann die Hauptrolle in dem verwickelten Schauspiele übernimmt. Es wird daher hier der Ort seyn, etwas Näheres von ihm zu sagen. Oliver Cromwell stammte aus einer guten Familie, wiewol sein Vater nicht reich war. Er war 1599 zu Huntingdon geboren, war zu den Wissenschaften angehalten worden, hatte aber seine Jugendzeit in Ausschweifungen vergeudet, und sich nur durch Raufereien berühmt gemacht. Nachdem er sein väterliches Erbtheil im Trunk und Spiel

verschleudert hatte, sah man plötzlich eine seltsame Bekehrung mit ihm vorgehen. Er mischte sich unter die hizzigsten puritanischen Eiferer, veranstaltete religiöse Clubs, hielt seinen Hausleuten lange Predigten, und erbot sich, Allen, denen er sonst im Spiele Geld abgewonnen, dasselbe wieder herauszugeben. Er erbte darauf von einem Oheim eine Summe Geldes, und unternahm damit eine Pachtung; allein er hatte nun einmal keinen Sinn für eine ruhige, häusliche Beschäftigung, sondern schwärmte tiefsinnig umher, und glaubte besondere Eingebungen zu haben. Damals war es auch, als er, aus Haß gegen die Kirchenregierung, nach America überzugehen entschlossen war. Als endlich das lange Parlament zusammenkommen sollte, ward er halb durch Zufall, halb durch Ränke, von der Stadt Cambridge zum Abgeordneten dabei erwählt. Er besuchte die Sitzungen mit Eifer, wurde aber von niemand besonders bemerkt, denn sein Eindruck war mehr widerlich als angenehm. Er war häßlich von Person, schmutzig in seinem Anzuge, grob in seinen Sitten. Seine Stimme war dumpf und unrein, und was er sprach, hing übel zusammen. Er selber mochte sich unter so glänzenden Rednern, wie damals das Unterhaus zählte, nicht gefallen, und brach sich daher eine andere Bahn. Er hob eine Schaar Truppen aus, lauter junge und wohlhabende Pachterssöhne, erweckte einen ganz eigenen Gemeingeist unter ihnen, und flößte ihnen seine schwärmerische religiöse Gesinnung ein. Hierauf vereinigte er sich mit Fairfax, einem ehrlichen alten Manne, der Ruf, Achtung und Feldherrngaben besaß, aber sich vor Cromwells durchdringenderm Geiste beugen mußte. Cromwell erwies ihm überall die größte Ehrerbietung, und erwarb sich dadurch dessen Vertrauen im höchsten

Grade. Das der Soldaten hatte er längst. Sein rasches, durchgreifendes Wesen und seine unerbittliche Strenge erfüllten die Trägen eben so sehr mit Furcht, als sein belebender Zuspruch den Tapferen schmeichelte, und ungeachtet er erst in seinem drei und vierzigsten Jahre das Kriegshandwerk ergriff, so führte er kraft seines Geistes den Befehl trotz dem geübtesten Krieger.

Nichts theilte sich von seinem Geiste den Truppen schneller mit, als seine religiöse Begeisterung. Cromwell war Hauptmann und Feldprediger zugleich, und darin hatte er im Heere viele seines Gleichen. Die Grundsätze, die hier gepredigt wurden, gingen noch viel weiter als die der Presbyterianer. In der Regierung der Kirche wollte man auch das Ansehn der Ältesten nicht anerkennen, und das wahre Heil des Staats wurde in demokratischen Formen gesucht. Von diesen Grundsätzen ward die neue Partei die der Independenten genannt. Von ihr ging zuerst ganz bestimmt der bisher unerhörte Gedanke aus, das Königthum völlig umzustürzen, und wir werden sehen, welche Schritte zu diesen Zwecken gethan worden sind.

Der erste bestand darin, daß im Hause der Gemeinen ein Gesetz in Vorschlag gebracht ward, kein Parlamentsglied dürfe ferner einen Befehl im Felde führen. Dieser Vorschlag war vielen der Commons sehr willkommen, die schon lange mit Neid die vornehmsten Glieder des Oberhauses an der Spitze der Armeen gesehen hatten. Trotz aller Widersetzlichkeit der dabei betheiligten Glieder ging das Gesetz durch; alle Pairs, unter andern der Graf von Essex, mußten ihre Befehlshaberstellen niederlegen, und so kam die Hauptmacht in Sir Thomas Fairfax's Hände, der kein Parlamentsglied war. Eigent-

lich hätte nun freilich auch Cromwell seine Stelle aufgeben müssen, allein Fairfax stellte den Commons vor, daß dieser Gehülfe ihm jetzt unentbehrlich sey, und so geschah es denn, daß das Gesetz zu Gunsten Cromwells verletzt ward.

Der König hielt sich den Winter über wieder in Oxford auf, und versuchte neue Unterhandlungen. Wirklich versammelten sich am 30. Januar 1645 Abgeordnete von beiden Seiten zu Uxbridge, und rathschlagten drei Wochen lang; allein da das Parlament nur als vorläufige Puncte foderte, daß die Bischöfe abgeschafft würden, daß es die Gewalt über das Kriegsheer noch sieben Jahre behaupte, und die Irländischen Angelegenheiten nach seinem Willen regle, so blieb auch dieser Versuch fruchtlos. Es war dem Parlamente längst kein Ernst mehr, den König wieder anzunehmen. Ihn immer mehr zu kränken, nahm man jetzt den Proceß des noch im Tower sizzenden Erzbischofs Laud wieder vor, und sprach ihm, wie vor vier Jahren seinem Freunde Strafford, das Todesurtheil. Auch er ging, wie jeder Mann von Charakter, den letzten Gang mit Würde und Fassung. „Niemand, sagte er auf dem Schaffotte, kann eifriger begehren, mich aus der Welt zu schaffen, als ich hinauszugehen wünsche." Betend kniete er nieder, und legte das Haupt auf den Block, das mit Einem Streiche herab flog (12. Jan. 1645).

Im Felde war der König von nun an immer unglücklich. Seitdem Fairfax und Cromwell den Befehl über das Parlamentsheer führten, und alle abgesonderten Haufen von Independenten angeführt wurden, verloren die Königlichen einen Platz nach dem andern, und als am 14. Junius 1645 bei Naseby ihr Hauptheer, unter

dem Prinzen Rupert, von Fairfax und Cromwell geschlagen ward, mußte der König nach Wales fliehen, und seinen ältesten Sohn nach Frankreich schicken, wohin die Königin bereits vorangegangen war. Er selbst, zu einem härtern Schicksal gleichsam aufgespart, blieb, und machte Versuche, seinen Thron zu retten. Er sandte von Zeit zu Zeit noch Friedensbotschaften nach London, allein jetzt antwortete man ihm gar nicht mehr. Alle seine noch einzeln zerstreute Haufen wurden von den Siegern aufgesucht und vernichtet, und Fairfax eroberte nun auch den ganzen westlichen Theil des Reichs (März und April 1646).

In dieser äußersten Noth faßte der hülflose König den Entschluß, seine Rettung auf die Entzweiung seiner Feinde zu bauen. Er wußte, daß die puritanischen Schotten mit den Englischen Independenten nicht sehr zufrieden wären, und glaubte also, wenn er sich ihnen mit der Miene des offensten Vertrauens überlieferte, sie für sich gewinnen zu können. Er ritt deshalb in seiner großen Noth, verkleidet und nur von zweien Dienern begleitet, bei Nacht zum Thore von Oxford hinaus, und kam am 5. Mai (1646) im Lager der Schotten vor Newark an. Die Schottischen Generale waren über seinen Besuch sehr verlegen, und da das Londoner Parlament auf die erste Nachricht von seiner Entweichung, in einer schnell erlassenen Verordnung jedem den Tod gedroht hatte, der ihn beherbergen würde, so hatten sie die Feigheit, das Parlament sogleich von seiner Ankunft zu unterrichten. Ihm selber gaben sie unterdessen dem Anscheine nach eine Ehrenwache, im Grunde aber eine Zwangswache, um sein Entfliehn zu verhindern. Jetzt sah er wol, welch einen schlechten Entschluß er ergriffen

hatte. Keine Spur von Theilnahme fand er hier, keine Nachricht von seinen Freunden, seiner Familie; kein religiöser Zuspruch, an den er so sehr gewöhnt war; vielmehr lauter Lästerungen der ausgelassenen Puritaner. Zu den Predigten, denen er hier beizuwohnen genöthigt war, wurden schon solche Texte gewählt, die ihn kränken mußten. Einer dieser fanatischen Pfaffen, nachdem er im Eingange von gottlosen Regenten heftig gesprochen, gab der Gemeine auf, ein Lied zu singen, welches anfing: „Was rühmst du noch, Tyrann, dich deiner Frevelthaten?" Worauf der König von seinem Sitze aufstand, und mit lauter Stimme einen andern Psalm ankündigte, dessen Anfangsworte waren: „Hab' Mitleid, Herr, ich bitte dich, Sie wollen mich verschlingen." Er hatte die Freude, von der gerührten Gemeine wirklich dieses Lied vorgezogen zu sehen.

Nur Schade, daß diese Rührung den Häuptern des Schottischen Heeres fremd blieb. Ihr Vortheil lag ihnen näher. Das Englische Parlament war ihnen gegen 400,000 Pfund Hülfsgelder schuldig, und versprach, diese Summe in zwei Fristen pünctlich abzuzahlen, wenn sie dagegen den König ausliefern wollten. Manche schämten sich dieses unwürdigen Handels, allein bei der Mehrheit ging er dennoch durch. Man machte es dem Könige schriftlich bekannt. Er saß eben am Schachbrett, als er den Brief erhielt, und er hatte die Fassung, den bittern Inhalt desselben den Anwesenden auch nicht durch eine Miene zu verrathen, wie denn dieser unglückliche Mann in den letzten Jahren seines Lebens Eigenschaften entwikkelte, die ihn mit den Tadlern seines frühern Verhaltens vollkommen aussöhnen konnten.

Am Anfange des Jahres 1647 holte ihn eine Eng-

lische Truppenabtheilung aus dem Schottischen Lager ab, und brachte ihn nach Holmby in der Grafschaft Northampton in einen engen Gewahrsam, von welchem alle seine Diener entfernt wurden. Der Krieg war nun, nach vierjähriger Dauer, beendigt, alle königlichen Truppen waren zerstreut und aufgerieben, nur das Parlamentsheer, lauter Independenten, blieb noch in den Waffen, und bezog ein Lager bei Cambridge. Von ihm ging jetzt eine ganz neue Ordnung der Dinge aus, und dem Parlament, das bisher so übermüthig mit dem Könige verfahren war, stand jetzt eine Wiedervergeltung bevor, die es sich so rasch und so vollgemessen nicht hatte träumen lassen.

Das Heer hatte große Summen rückständigen Soldes zu fordern, die das Parlament trotz der unerhörten Steuern, mit denen es bereits das Volk belastet hatte, doch so schnell nicht aufbringen konnte. Um ihm eine anderweitige Beschäftigung zu geben, wollten sie es nach Irland schicken, allein dieser Befehl erregte allgemeines Mißvergnügen. Die entschlossensten Officiere setzten eine Vorstellung an das Parlament auf, die von allen Soldaten unterschrieben wurde, und in welcher das gesammte Heer vollkommene Entschädigung für seine Dienste verlangte, widrigenfalls aber die Überfahrt nach Irland verweigerte. Die Antwort war für die Rädelsführer erwünscht, die Forderung ward nämlich für Meuterei erklärt (30. März 1647). Hierauf erfolgte eine noch ernsthaftere Gegenschrift von Seiten der Independenten, unterschrieben von mehr als zweihundert Officieren. Cromwell war heimlich die Seele des ganzen Aufruhrs, allein er war so schlau in der Verheimlichung dieses Antheils, daß das Parlament eben ihn nebst einigen Anderen be=

auftragte, den Quellen der Meuterei nachzuforschen; ja er reiste in der bedenklichsten Zeit selbst nach London, um zum Schein mit dem Unterhause über die besten Mittel zur Herstellung der Ruhe zu unterhandeln.

Unterdessen gab ein Officier der Independenten, Namens Joyce, vormals ein Schneider, dem ganzen mißlichen Handel den Ausschlag. Er machte sich nämlich plötzlich, gewiß nicht ohne Cromwells geheimen Auftrag, mit fünfhundert Reitern auf, ritt nach Holmby, bemächtigte sich des Königs mit Gewalt, und führte ihn ins Lager (3. Jun.). Nun war der Wurf geschehen. Das Parlament ohne Heer war so ohnmächtig, wie der König ohne Parlament. Der behagliche Fairfax überließ Cromwelln völlig den Oberbefehl, und dieser führte nun das Heer gerade auf die Hauptstadt los. Die Einwohner derselben waren darüber mehr erfreut, als erschrocken, denn sie hatten nun fünf Jahre lang erfahren, was es heiße, statt eines Herrn hundert über sich zu haben, und haßten das Parlament aufs äußerste. Die Commons, mit Recht um ihr Ansehn besorgt, gestanden dem Heere alle seine Forderungen zu; aber dieses ließ es nunmehr bei jenen ersten Forderungen nicht mehr bewenden. Es verlangte mehr: alle seine Feinde im Parlamente sollten bestraft werden, und als solche wurden die elf mächtigsten Häupter der Presbyterianerpartei angegeben. Diesen blieb nichts übrig, als freiwillig auszuscheiden, aber das Heer hatte schon wieder eine neue Forderung in Bereitschaft. Die Stadtsoldaten sollten abgedankt, und mit einem Independentenhaufen vertauscht werden. Auch dies Gesuch mußte das Parlament bewilligen, aber die Bürger erhoben darüber einen Aufstand. Dies hatte Cromwell nur gewünscht, denn er konnte es nun zum Vor-

wand nehmen, warum er in die Stadt einrücken müsse, angeblich nämlich, um dem Parlament gegen die widerspenstigen Bürger beizustehen. Die Stadtsoldaten wagten keinen Widerstand. Am 6. August rückten die Regimenter ein, und wurden durch die ganze Stadt vertheilt. Alles geschah mit Anstand und Ordnung. Ein Theil der Truppen umzingelte das Parlamentshaus, in welchem sogleich sieben Pairs angeklagt wurden. Einige Tage darauf ward in allen Kirchen ein Dankfest für die wiederhergestellte Freiheit angesagt.

Der gefangene König glaubte indeß aus Cromwells Sorgfalt für ihn frohe Hoffnungen für seine Wiedereinsetzung fassen zu dürfen. Allen Officieren, die ihm liebreich begegneten, verhieß er königliche Belohnungen, und Cromwell selbst versprach er zum Grafen von Essex zu erheben, sobald er seiner königlichen Rechte wieder mächtig seyn würde. Er blieb indeß nicht lange in seinem Wahne. Auf dem Schlosse Hamptoncourt, wohin man ihn gebracht hatte, sah er sich von den ärgsten Hitzköpfen unter den Independenten umgeben, und schöpfte aus ihren Reden und Mienen den Verdacht, daß es darauf abgesehen seyn möchte, ihn meuchelmörderisch aus dem Wege zu räumen. In seiner größten Angst faßte er mit wenigen Getreuen den von Cromwell selbst ihm eingegebenen Entschluß, heimlich zu entfliehen. Es gelang (11. Nov.), und glücklich erreichte er die Meeresküste. Aber kein Schiff, das ihn über die See hätte führen können, war zu sehen. Ungewiß, wohin er sich wenden solle, kam er auf den Gedanken, den Befehlshaber der nahen Insel Wight um Schutz zu ersuchen. Aber dieser Mann war einer von Cromwells treuesten Gehülfen. Ein abgesandter Bote kam mit einer freundlichen

Einladung vom Befehlshaber zurück, der dem Könige gleich nach seiner Überfahrt eine Ehrenwache geben ließ, und Cromwell von dem Geschehenen Nachricht gab.

Über dem Streben, das so weit gediehene Werk weiter zu führen, entwickelten sich außerordentliche Herrscherkräfte in Cromwell. Seine erste Sorge mußte der Gehorsam der Soldaten seyn, ohne die er nichts ausführen konnte. Schon ging bei den sogenannten Levellers die revolutionaire Schwärmerei und Verkehrtheit so weit, daß sie jede Abhängigkeit und jede Verschiedenheit des Ranges verwarfen und eine allgemeine Gleichheit wie der Stände so des Eigenthums eingeführt wissen wollten. Cromwell sah die Gefährlichkeit dieser Grundsätze ein, die um so größer war, da der König Kriegshülfe von Schottland aus erwartete. Er rief daher die Truppen zur Heerschau zusammen, ließ die ärgsten Freiheitsredner hervortreten, hielt ihnen eine furchtbare Strafpredigt, und schoß Einen mit eigner Hand nieder. Mit Vergnügen bemerkte er dagegen, daß man von nichts, als von Republiken sprach, und das Königthum ganz vernichtet wissen wollte. Auch nach seiner Meinung waren alle Früchte der bisherigen Revolution verloren, wenn nach so vielen Unruhen, Kämpfen und Anstrengungen doch dieser Karl wieder eingesetzt werden, und sich vielleicht für alle ihm zugefügte Beleidigungen noch einmal sollte rächen können Um zu seinem Ziele zu gelangen, bebte er auch vor den scheußlichsten Verbrechen, dem Königsmorde, nicht mehr zurück, und seine, durch die verwirrten und phantastischen Vorstellungen von dem Heile völliger Unabhängigkeit verblendeten Anhänger theilten diese Gesinnung. Jetzt ward der Plan, den König öffentlich hinzurichten, zuerst gefaßt (1648). Nicht heimlich ermordet sollte er werden,

damit nicht der Haß des Volks auf den einzelnen Mörder fiele, sondern die Theilnahme des ganzen Parlaments sollte der ungeheuren That das Siegel der Rechtmäßigkeit aufdrücken. Um die Engländer auf dieses unerhörte Verfahren vorzubereiten, suchte man sie zuerst allmählig an den Gedanken zu gewöhnen, daß der König so gut wie der geringste Unterthan unter dem Gesetze stehe, und, wenn er seine Pflichten verletzt habe, nach dem Gesetz gerichtet werden könne; daß es gottlos sey, noch länger sein Heil von einem abgöttischen Monarchen zu erwarten, dessen Herz Gott verhärtet habe, u. dgl.

Erst jetzt, da solche Grundsätze im Volke ruchtbar wurden, rührte sich das Gewissen der Menge, besonders in Schottland; und so sehr man den König vorher gehaßt hatte, so abscheulich fand man doch den Gedanken, ihn hinzurichten. Nach vergeblich eingereichten Beschwerden der Schotten bei dem Parlament zu London, rückte Lord Hamilton, ein Schottischer Pair, mit vierzigtausend Mann in England ein; auch in England selbst standen viele bewaffnete Vertheidiger des Königs auf, und so war ein neuer Bürgerkrieg da, und ein neues Geschäft für Cromwell. Dieser erklärte zuerst im Namen des Parlaments die Schotten, und Alle die ihnen anhangen würden, für Verräther; dann zog er mit der Armee aus, trieb die Walliser in wenigen Angriffen zu Paaren, und ließ durch einen andern Feldherrn gegen die Schotten dasselbe thun. Die Independenten, unwiderstehlich durch ihren Glaubenseifer, siegten überall mit leichter Mühe, und nahmen selbst den wackern Schotten Hamilton gefangen. Colchester war der letzte Platz, den die Königlichen vertheidigten. Er mußte sich zuletzt an Fairfax ergeben, der auf Iretons (eines wüthenden Independen=

ten) Antrieb die beiden Häupter der Besatzung, Sir Charles Lucas und Sir George Lisle wider allen Kriegsgebrauch zum Tode verurtheilte. Und hier sah man wieder ein schönes Beispiel männlicher Tugendkraft. Alle übrige gefangenen Officiere verlangten ein gleiches Schicksal, weil es unbillig sey, daß nur jene zwei für ein Verbrechen büßen sollten, an dem sie Alle gleichen Antheil hätten. Dies ward ihnen abgeschlagen; dagegen wurden jene Beiden sogleich vorgeführt, um erschossen zu werden. Lucas trat zuerst auf den Platz, und gab selbst den Befehl zum Abfeuern, als ob er vor seinen eigenen Truppen stände. Kaum war er gefallen, so rannte sein Freund Lisle auf ihn zu, küßte den Leichnam, stellte sich dann gleichfalls hin, und befahl den Schützen, ihm näher zu treten. „Seyd unbesorgt, Sir, rief einer von ihnen, wir werden euch schon treffen!" Lächelnd antwortete er: „Freunde, ich bin euch schon näher gewesen, und ihr habt mich doch verfehlt." — Ihre Schüsse streckten ihn zu Boden. So wissen Männer zu sterben.

Triumphirend kehrten Fairfax und Cromwell nun zu Anfange des Winters wieder zurück. In London fanden sie neue Arbeit. Das Parlament, ihrer Herrschaft überdrüssig, hatte die ausgeschlossenen Glieder wieder aufgenommen, und schnell mit dem Könige in Wight Unterhandlungen eröffnet. Da sie ihm aber seine religiösen Forderungen nicht durchlassen wollten, so hatte sich das Geschäft so lange verzogen, daß Cromwell vor der Abschließung desselben schon wieder vor London eintraf. Nun that er Schritt auf Schritt zu seinem ungeheuren Ziele. Er beschwerte sich heftig über den versuchten Vergleich, verlangte eine gänzliche Reform des Parlaments, und Bestrafung des Königs, der an allen diesen Bürgerkrie-

gen Schuld sey, rückte mit dem Heere nach Windsor vor, und ließ den König in die Nachbarschaft, auf das Schloß Hurst bringen, und streng bewachen. Als darüber das Parlament laut sein Mißfallen zu erkennen gab, zog er mit dem Heere in London ein (6. Dec. 1648); der Oberst Pride, vorher ein Bierkärrner, umzingelte mit zwei Regimentern das Parlamentshaus, ergriff ein und vierzig Mitglieder, und setzte sie ins Gefängniß; hierauf wurden noch einhundert und sechzig andere Glieder ausgeschlossen, und nur den erklärtesten Independenten, etwa funfzig oder sechzig an der Zahl, ward der Eingang gestattet. Dieser kleine Haufe erklärte sofort alle mit dem Könige gepflogenen Unterhandlungen für ungültig. Ein militairischer Rath, an dessen Spitze Cromwell und sein heftiger Schwiegersohn Ireton standen, legte demselben den Plan zu einer Republik vor, und bald darauf ward eine Bill in Vorschlag gebracht, kraft welcher verordnet werden sollte, daß es Hochverrath von einem Könige sey, sich mit Waffengewalt seinem Parlamente zu widersetzen, und daß daher ein Gericht einzusetzen sey, um über den Verräther „Karl Stuart" Recht zu sprechen. Als diese Bill, dem Geschäftsgange nach, an das Oberhaus geschickt ward, verwarfen die anwesenden Lords (nur sechzehn an der Zahl) sie einmüthig. Die Commons, ohne sich daran zu kehren, erklärten: sie selber seyen sich genug, weil die Urquelle aller rechtmäßigen Gewalt bei dem Volke zu suchen sey, dessen alleinige Stellvertreter sie wären. Die Bill ward darauf im Unterhause nochmals vorgelesen (4. Jan. 1649) und von allen Mitgliedern einstimmig für gerecht erklärt. Cromwell spielte dabei eine seltsame Rolle. Er versicherte, daß er über Gottes wunderbare Fügungen verwundert sey, und daß er den

verabscheut haben würde, der ihm noch vor wenig Wochen von des Königs Hinrichtung gesagt hätte; indessen jetzt sehe er wol aus der allgemeinen Übereinstimmung aller Lieblinge Gottes, daß diese außerordentliche Begebenheit auf höhere Zulassung geschehe. Noch kürzlich habe er für die Wiedereinsetzung des Königs sprechen wollen, allein die Zunge habe ihm plötzlich am Gaumen geklebt, und dies sey ihm ein deutliches Zeichen des göttlichen Willens gewesen.

Indem diese Dinge alle Gemüther beschäftigten, verlangte ein begeistertes Weib aus Hertfordshire Gehör vor dem militärischen Rathe, sprach viel von gehabten Offenbarungen, und versicherte, daß der eingeschlagene Weg nach Gottes eignem Zeugniß der rechte sey. Dies tröstete und beruhigte Viele, die bis dahin noch gezweifelt hatten, und so gingen denn die religiösen Leute ans Werk. Der König ward von Hurst abgeholt, und nach London gebracht, wo seine Wärter schon völlig mit ihm wie mit einem gemeinen Missethäter umgingen. Die Commons setzten einen Gerichtshof zu Westminsterhall ein, der aus hundert drei und dreißig Richtern bestehen sollte, von denen sich aber kaum siebzig einfanden. Diese waren meistens Officiere, alle Independenten, und unter ihnen waren auch Cromwell und Ireton. Der alte Fairfax war trotz der Einladung nicht erschienen. Man führte den König vor. Die Galerien waren mit Zuhörern dicht angefüllt. Als der Ausrufer die Namen der Richter laut vorlas, und auch den des Generals Fairfax nannte, rief eine Stimme aus dem Zuschauerhaufen: „der ist zu klug, um hier zu seyn.“ Und als die ersten Worte der Anklage vorgelesen wurden: „Im Namen des ganzen Englischen Volks —“ rief die nämliche Stimme: „Nicht der

zehnte Theil desselben!" Der wachthabende Officier befahl jetzt, Feuer zu geben nach der Stelle, woher die Stimme komme, und da zeigte sichs denn, daß der kühne Sprecher kein Anderer als Lady Fairfax war.

Die Anklage geschah darauf mit größter Feierlichkeit. Des Königs Antworten waren würdevoll und ruhig. Wie übel berechnet auch so manches in seinem Leben gewesen war, so hatte er doch in seinem langen Gefängnisse Zeit gehabt, über die edelste Art des Todes nachzudenken, und zeigte sich in seinen letzten Tagen als ein Muster von Fassung und edler Besonnenheit *). Nur dreimal ward er vorgefordert, und jedesmal verwarf er die Befugniß der Versammlung, ihn zu richten, berief sich auf seine oft wiederholten milden Anerbietungen, und erinnerte an die Hartnäckigkeit und Frechheit des Parlaments. Man verhörte darauf, sehr überflüssig, einige Zeugen, welche beschwören mußten, daß der König wirklich Krieg gegen sein Parlament geführt habe, und hierauf erfolgte sogleich das Urtheil (27. Jan. 1649). Das Volk rührte sich nicht; das Ungeheure der Begebenheit und der schreckende Ernst der bewaffneten Gewalthaber hielten jedes Gemüth erstarrt

*) Die Soldaten, die ihn zum Gerichte hinführten, mußten auf Anstiften ihrer Officiere laut schreien: Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! „Arme Wichte! sagte Karl, für ein wenig Geld würden sie eben so mit ihren jetzigen Anführern verfahren!" Es gab unter diesen gemeinen Kerlen einige, die ihm sogar ins Gesicht spieen. Er erinnerte sich dabei des Erlösers, der dasselbe hatte dulden müssen, und trug es schweigend. Nur einer war unter den Soldaten, der von Mitleid ergriffen, in des Königs Gegenwart für sein Schicksal betete. Aber ein barbarischer Officier, welcher dazu kam, gab ihm einen Hieb über den Kopf, daß er niederstürzte. Mit sanfter Stimme sagte der König: „mich dünkt, die Strafe war zu hart für das Vergehen."

und jede Zunge gefesselt. Aber wie sich in Zeiten schwerer Verhängnisse gewöhnlich die schönsten Züge der menschlichen Natur kund thun, so sah man auch in diesen traurigen Tagen manche rührende Erscheinung. Vier Grafen, sonst des Königs Freunde und sämmtlich ehrenwerthe Männer, stellten sich persönlich vor Gericht, und sagten aus, sie allein seyen als ehemalige Rathgeber des unschuldig verurtheilten Königs an allen den Schritten Schuld, die man ihm jetzt zum Verbrechen angerechnet habe; sie also solle man strafen, und dafür jenen Unglücklichen loslassen, dessen wohlwollende Sinnesart jedes redlichen Mannes Hochachtung verdiene. Umsonst, sie wurden abgewiesen.

Nach ausgesprochenem Urtheil verstattete man dem Könige nur noch drei Tage bis zur Vollstreckung desselben. In diesen Tagen ließ man seine beiden jüngsten Kinder, die vierzehnjährige Prinzessin Elisabeth, und den noch jüngern Herzog von Glocester, zu ihm, welche noch in England geblieben waren. Der harte Cromwell selbst, der Zeuge der ersten Zusammenkunft dieses liebevollen Vaters mit seinen Kindern war, gestand, er habe in seinem Leben nichts Rührenderes gesehen. Diese Vergünstigung war dem Unglücklichen die größte Wohlthat, die man ihm noch hatte erweisen können. Sie beruhigte völlig sein Gemüth, und so nahe er den Pforten des Todes stand, so erquickte ihn doch noch jede Nacht der sanfteste Schlaf, trotz dem Geräusch, welches die Zimmerer vor seinem Fenster machten. Das Blutgerüst ward nämlich öffentlich in der Straße von London errichtet, in welcher das (nachher abgebrannte) Schloß Whitehall lag, um der Handlung jedes Zeichen des schüchternen Meuchelmordes zu nehmen. Am Morgen des Todestages (30. Jan.

1649) stand der König früh auf, legte seine kostbarste Kleidung an, und ließ sich von seinem treuen Freunde, dem Bischof Juxon, zur Blutbühne begleiten. Die ganze Straße war mit Menschen dicht bedeckt; in einem Fenster, dem Schlosse gegenüber, sah Cromwell, auf ein seidenes Polster gestützt, dem Schauspiel ruhig zu. Karl wollte das Volk anreden, aber die Soldaten rings um das Gerüst machten mit ihren Waffen ein solches Geräusch, daß er diesen Gedanken aufgeben mußte. Er unterredete sich daher bloß mit seinen nächsten Begleitern, erkannte sein bevorstehendes Schicksal für eine gerechte Strafe dafür, daß er in des braven Strafford Hinrichtung gewilligt, ermahnte die Nachbleibenden zum Frieden, und verzieh allen seinen Feinden. Zuletzt tröstete ihn Juxon mit der Aussicht auf ein künftiges schöneres Leben. „Ich weiß es, erwiederte der König, ich gehe von einer vergänglichen Krone zu einer unvergänglichen über, dorthin, wo kein Kummer wohnt." Hierauf kniete er nieder, und legte sein Haupt auf den Block. Ein Scharfrichter mit einer Maske trennte dasselbe mit Einem Hiebe vom Rumpfe, worauf ein anderer, gleichfalls verlarvt, es bei den Haaren ergriff, und es mit den Worten dem Volke zeigte: „dies ist der Kopf eines Verräthers!" Jedermann wandte den Blick vor Wehmuth und Unwillen weg; nur Cromwell sagte ruhig zu den Umstehenden: „Nun ist die Religion gerettet, und die Freiheit von Tausenden gegründet. Die Grundpfeiler der Englischen Republik sind befestigt. Laßt uns jetzt unser Leben daran wagen, den Staat blühend zu machen, und die Ruhe von außen zu erhalten."

Merkwürdig ist, daß der alte Fairfax, der schon voller Unzufriedenheit aus dem Blutgerichte weggeblieben,

nachher von dem Schlusse desselben so empört worden war, daß er sich vorgenommen hatte, allein mit seinem Regimente die Vollstreckung zu hintertreiben. Cromwell, der ihn nicht zu beleidigen wagte, suchte ihn zu überlisten. Er schickte einen seiner Anhänger, Namens Harrison, am Morgen des Todestages zu ihm, der ihm die Stunde der Hinrichtung viel später angeben mußte, und ihm vorstellte, daß der Herr den König verworfen habe, und daß man nur durch frommes Gebet den Himmel zur Linderung des harten Schicksals bewegen könne. Er fing darauf an, mit dem alten frommen General die längsten Psalmen zu singen, die er finden konnte, und so hielt er ihn mit Singen und untermischtem Gebete so lange hin, bis die Nachricht kam, es sey geschehen. Dies stellte nun Harrison als ein recht augenscheinliches Zeichen des unabänderlichen göttlichen Rathschlusses vor.

Die Revolution zu vollenden, ward nun das Königthum in England für auf ewige Zeiten abgeschafft erklärt, das Oberhaus als unnütz und schädlich vernichtet (6. Febr. 1649), die Verfassung nach republikanischem Fuß eingerichtet, ein neues großes Reichssiegel verfertigt, mit der Umschrift: „Im ersten Jahre der durch Gottes Segen hergestellten Freiheit, 1648," mehrere vom höchsten Adel hingerichtet, des Königs Bildsäule umgestürzt, und das Fußgestell mit der Inschrift versehen: exiit tyrannus, regum ultimus. Zuletzt wollten die Independenten auch noch die beiden jüngsten Kinder des Königs bei Handwerkern unterbringen; allein die Prinzessin Elisabeth starb bald vor Gram, ehe sie noch den ihr zugedachten Knopfmacher heirathen konnte, und den kleinen Prinzen schickte Cromwell selber, zu größerer Vorsicht, über das Meer.

3. Die Republik.

(1649—1653.)

So war denn nun England eine Republik, und das Volk hieß frei, ungeachtet es nie von härteren Banden gedrückt worden war, als unter den gegenwärtigen Gewalthabern. Funfzig tausend Mann unter des unnahbaren Cromwels Befehlen hielten jeden Laut der Unzufriedenheit schreckend zurück. Die verwittwete Königin lebte mit ihren Kindern in ihrer Vaterstadt Paris, ward aber, obwohl sie Heinrichs IV. Tochter war, von Mazarin so sehr vernachlässigt, daß sie zur Winterszeit zuweilen aus Mangel an Holz sich selbst am Tage mit ihrer Tochter im Bette erwärmen mußte. Ihr ältester Prinz, der nachmalige König Karl II., hielt sich bald in Holland, bald in Frankreich, bald auf der Insel Jersey auf, arm und verlassen, doch nicht ohne Hoffnung, noch einst zurückzukehren und seines Vaters Thron wieder zu besteigen. Dazu veranlaßten ihn besonders die Irländer und Schotten, die in ihrer Entlegenheit der neuen Regierung trotzen zu dürfen glaubten, und die bedenklichsten Unruhen anzettelten. Ganz Irland war in Waffen, und die Schotten, die schon aus Religionsgrundsätzen die Independentenregierung verabscheuten, traten geradezu in Unterhandlungen mit dem herumirrenden Prätendenten, und versprachen, ihn als ihren König anzuerkennen, wenn er den Covenant beschwören und lauter vorgeschriebene Räthe annehmen wolle. Der junge Prinz, so leichtsinnig er von Natur war, schämte sich doch eines solchen Vertrags, und wollte günstigere Umstände abwarten. Da nahm sich seiner ein wackerer Schotte, Jakob Graham, Marquis von Montrose, an, der schon für seinen Vater mit dem

Muth und dem Mannssinn eines alten Römers gefochten, zuletzt aber, auf dessen eigenes Verlangen, die Waffen niedergelegt hatte, und vor Verdruß über das Meer gegangen war, um nur den Unsinn der Schottischen Schwärmer und die Herrschsucht der Englischen Demokraten nicht länger vor Augen zu haben. Doch als er in Deutschland die Kunde von des unglücklichen Königs Ende vernommen, war er zurückgegeeilt, um, wenn es möglich wäre, Kraft und Leben an die Wiedereinführung der rechtmäßigen Monarchie zu setzen. Mit etwa fünfhundert Deutschen, die seine Begeisterung um ihn versammelt hatte, landete er auf den noch fast wilden Orkneyinseln, bewog einen Theil der dort wohnenden Fischer durch seine männliche Beredtsamkeit zur Theilnahme an seinem gewagten Unternehmen, und betrat darauf mit seinem kleinen Haufen den Schottischen Boden, in der Hoffnung, Viele aus dem gemeinen Volke für die gute Sache zu gewinnen, und mit der Absicht, dem jungen Könige unter ehrenvolleren Bedingungen den Eingang in sein väterliches Reich zu bahnen. Aber jedermann war noch so in Furcht seit den bisherigen blutigen Auftritten, daß der brave Mann sich fast verlassen sah, und schon flüchten mußte, als nur das erste gegen ihn abgesandte Heer sich zeigte. In Bauernkleidung vermummt, blieb er mehrere Tage verborgen, aber ein falscher Freund verrieth ihn doch endlich, und er ward auf einem hohen Karren unter den Schmähungen aller puritanischen Eiferer in Edinburg eingebracht. Die Geistlichen, die noch immer die lauteste Stimme in der Verwaltung der Regierung hatten, nahmen nicht nur auf den Kanzeln den großen Haufen gegen diesen sogenannten Feind der Religion und des Covenants ein, sondern bewirkten auch im

Schottischen Parlament diesem größten Manne, den Schottland damals aufzuweisen hatte, für seine treue Anhänglichkeit an den rechtmäßigen König und die alte Verfassung, ein ausgesucht schändliches Todesurtheil. Er sollte an einen dreißig Fuß hohen Galgen hinauf gezogen werden, daselbst drei Stunden hangen, dann abgenommen und in sechs Stücke zerhauen werden. Der Kopf sollte an das Staatsgefängniß, Arme und Beine an die Hauptthore der vier größten Städte des Landes genagelt, und der Rumpf verbrannt werden. Mit Würde hörte er die Vorlesung dieses Urtheils an, und versicherte, daß er stolzer darauf sey, sein Haupt von solchen Richtern, zum Zeugnisse seiner Tugend und ihrer Schande, öffentlich aufgesteckt, als sein Bildniß im Zimmer des Königs zu wissen; ja daß er es bedaure, nicht so viel Arme und Beine zu haben, als Städte und Dörfer im Königreiche wären, damit jeder brave Schotte empört würde über die Verblendung seiner Führer, die aus Eigennutz und Neid jeden wahren Freund des Vaterlandes unter dem Deckmantel der Religion vernichteten. Den Priestern, die ihn noch im Gefängnisse mit geistlichen Schrecknissen abquälen wollten, sagte er mit wahrem Mitleid, sie seyen ein elendes, betrogenes und wieder betrügendes Gesindel, welches das Vaterland in die allertraurigste Sklaverei stürzen werde. Bei seinem Hingange zum Gericht ersann man noch eine eigene Art von Hohn für ihn, indem man ihm als einen Orden einen Strick um den Nacken legte, an welchem ein von seinen früheren heroischen Kriegesthaten handelndes Lateinisches Buch hing. Er dankte dafür dem Henker, der dies thun mußte, als für eine Ehre, die er höher schätze, als wenn man ihm den Orden des Hosenbandes umgehängt hätte, und erlitt hierauf den Tod mit

der Standhaftigkeit, die eines solchen Geistes würdig war (21. Mai 1650).

Jetzt sah der Prätendent wol, daß, wenn er wenigstens den Schatten des Königthums retten wolle, nichts anders übrig sey, als sich den Schotten auf jede Bedingung in die Arme zu werfen. Er bewilligte daher zuletzt Alles was sie verlangten, und erschien darauf mit sieben Holländischen Schiffen (23. Jun.) an der Schottischen Küste. Noch am Bord des Schiffes, das ihn trug, mußte er den Covenant unterschreiben, und von nun an verließen ihn die Geistlichen nicht, die ihn sogar zwangen, alle Grundsätze seines Vaters als gottlos und ungerecht zu verrufen. Der nichts weniger als kopfhängerische Prinz lebte hier demnach in einem wahren Sklavenzwange, und freute sich, das Leben unter den Geistlichen doch endlich mit dem kriegerischen vertauschen zu können, als nämlich ein Heer unter dem trefflichen General Lesley ausgerüstet wurde, um dem anrückenden Cromwell zu begegnen.

Dieser allgefürchtete Demagog hatte den Sommer vorher damit zugebracht, den Aufruhr in Irland zu stillen, und der rasche Ernst, verbunden mit den klugen Maaßregeln, die er bei diesem Geschäfte angewandt, hatten ihn in den Stand gesetzt, dasselbe in neun Monaten zu vollenden, Mit großer Härte war er dabei verfahren; in den festen Städten Drogheda und Wexford, die er mit Sturm erobert hatte, war kein Mann von der Besatzung lebendig davon gekommen, und auch außerdem war das Blut der Rebellen in Strömen geflossen. Er blieb darauf noch den Winter hindurch in Irland, um die Ruhe völlig herzustellen; dann übergab er den fernern Befehl seinem nicht minder entschlossenen Schwiegersohne

Ireton, und setzte im Sommer 1650 mit sechzehn tausend Mann nach Schottland über.

Hier fand er den wackern Lesley in einer so vortheilhaften Stellung zwischen Edinburg und Leith verschanzt, daß er es nicht wagte, ihn anzugreifen. Der Name des jungen Königs hatte dem Schottischen Heere einen trefflichen Zuwachs versuchter Krieger verschafft, welche, die jetzigen Gewalthaber hassend, nur um seinetwillen das Vaterland der Vertheidigung werth gehalten hatten, und diese Gesinnungen im Lager laut äußerten. Kaum hörten die Geistlichen in Edinburg hiervon, als sie, von schrecklicher Unruhe gequält, dem Könige sogleich befahlen, die Armee zu verlassen, und dem General Lesley, alle Gottlosen (so hießen die Freunde des Königs) zu verabschieden. Dadurch verlor das Heer viertausend Mann seiner besten Truppen, aber die Geistlichen trösteten den General mit der Versicherung, er könne nun gar nicht geschlagen werden, da er lauter Heilige in seinem Heere habe. Zu Gott ward jetzt nicht mehr bloß gebetet, sie drohten ihm sogar; er solle nicht länger ihr Gott seyn, wenn er sich in dieser Noth nicht als ihren Erretter beweise, welches sie durch ihre treue Erfüllung seiner Gesetze doch wol verdient hätten. In diesem Puncte hatten sie allerdings Recht, denn, um nur Eines anzuführen, sie hatten den General an einem Sonntage einmal verhindert, einen höchst vortheilhaften Streich auszuführen, bloß um dem lieben Gott durch solche Sabbathsverletzungen keinen Anlaß zur Klage zu geben. Ja sie gingen in ihrem Vertrauen auf die göttliche Hülfe so weit, daß sie den General Lesley ungeachtet seiner dringenden Vorstellungen zwangen, seine Stellung auf den Hügeln zu verlassen, und dem Feinde in die Ebene entgegen zu gehen,

den der Herr, wie sie versicherten, in ihre Hände gegeben habe. Cromwell traute seinen Augen kaum, als er die Schotten das freiwillig thun sah, was so lange sein einziger Wunsch gewesen war. Unverzüglich rückte er auf sie los, und gewann (in der Ebene von Dunbar, 3. Sept. 1650) einen vollständigen Sieg über sie. Dreitausend Todte bedeckten das Schlachtfeld, und neuntausend wurden zu Gefangenen gemacht. Die Schottischen Geistlichen suchten den Grund ihres Unglücks in dem Mißfallen Gottes an den vielen geheimen Königlichen, die noch im Lande verborgen seyen, meinten aber doch, es sei sehr unklug von Gott, wenn er seinen Zorn zu weit triebe, da es doch am Ende sein eigner Schade seyn werde, wenn seine treuesten Verehrer auf der Erde unterdrückt würden, und nur seine abgesagtesten Feinde übrig blieben.

Nach der Schlacht bei Dunbar zog Cromwell unverzüglich in Leith und Edinburg ein, indeß das Schottische Parlament nach St. Johnstone floh. Das nächste Frühjahr (1651) ward mit neuen Rüstungen zugebracht; Lesley, Hamilton und der König sollten ein neues Heer zusammenbringen, und damit hinter Cromwells Rücken in England einfallen. Cromwell erreichte sie in der Stadt Worcester, deren sie sich unlängst bemächtigt hatten, brach in die Thore ein, und lieferte ihnen in den Straßen ein so blutiges und so entscheidendes Gefecht, als nur immer das vorjährige an demselben Tage (3. Sept.) bei Dunbar gewesen war. Dieser Schlag vernichtete das ganze Schottische Heer und alle Hoffnungen des Prätendenten, der nur mit großer Mühe und auf eine wunderbare Art sein Leben rettete.

Am Abend des unglücklichen Tages entfloh er mit

funfzig oder sechzig seiner Freunde aus Worcester, legte mit ihnen, ohne anzuhalten, mehr als fünf Deutsche Meilen in einem Zuge zurück, trennte sich dann in der Nacht plötzlich mit dem Grafen von Derby von dem großen Haufen, und eilte seitwärts nach der Gränze von Staffordshire, wo er einen abgelegenen Hof fand, den ein redlicher Pachter, Namens Penderell, mit seinen vier gleich wackeren Brüdern bewohnte. Diesen treuen Seelen vertraute er sich an, und willig beherbergten sie ihn, als einen Verwandten, mehrere Wochen lang. Sie gaben ihm eine Bauernkleidung, und nahmen ihn des Morgens mit, wenn sie alle, mit Gärtnermessern in den Händen, in den benachbarten Wald gingen, Stäbe zu schneiden. Des Nachts lag er mit ihnen auf dem Stroh, und ihre grobe Kost war auch seine Nahrung. Fast täglich zogen Cromwellsche Streifwachen durch, die den Flüchtling suchten, jedem den Tod drohten, der ihn verheimlichen, und dem eine reiche Belohnung versprachen, der ihn ausliefern würde. Zuletzt dünkte ihm die Gefahr so groß, daß er auf eine Eiche kletterte, und in deren dichtem Laube vierundzwanzig Stunden verborgen saß, nicht ohne Angst, denn mehrere Soldatenhaufen gingen dicht unter dem Baume hin, und nannten unter Flüchen seinen Namen. Dieser merkwürdige Baum ist noch lange nachher unter dem Namen der Königseiche von den Einwohnern jener Gegend verehrt worden.

Ein treuer Freund, Lord Wilmot, fand den König hier auf, und beredete ihn, nach dem Städtchen Bentley zu gehen, wo der Oberst Lane wohnte, ein eifriger Royalist, von dessen Treue alles Gute zu erwarten war. Er machte sich auf, und Wilmot, nebst den fünf Penderell begleiteten ihn. Mit wunden Fußsohlen (denn er war

des langen Gehens in plumpen Bauerstiefeln nicht gewohnt) kam der abgeängstigte Flüchtling in Bentley an, und fand in dem Obersten den Mann, den er erwartet hatte. Hier entließ er die redlichen Brüder mit innigem Dankgefühl. Lane, um seinen Gast nach der Küste hinzuschaffen, entwarf einen Plan zu einer Reise nach der Gegend von Bristol, wo eine nahe Verwandte von ihm, Mistreß Norton, wohnte, welche zu besuchen er sich einen Paß für sich, seine Schwester und einen Bedienten auswirkte. Den letztern stellte der König vor, und Wilmot zog auf seinem Gaule, gleichfalls verkleidet, mit einem Falken auf der Hand, als ein reisender Jäger nach, der sich zufällig angeschlossen habe. Im Nortonschen Hause sagte man nichts von der Wichtigkeit des Gastes; vielmehr führte ihn das Fräulein Lane als ihren Bedienten ein, der aber unterweges ein Fieber bekommen habe, und für den sie deshalb um eine abgelegene Kammer bat. Hier erkannte ihn ein Aufwärter, und warf sich vor ihm nieder. Der erschrockene Karl hob ihn schnell auf, und beschwor ihn um Gottes willen, ihn nicht zu verrathen. Leider hörte man hier, daß in Bristol kein einziges Schiff segelfertig liege. Man mußte also auf einen andern Weg denken, und die Wanderungen in dem unsichern Lande begannen wieder. Zunächst begab man sich nach Dorsethire, zu dem Obersten Windham, gleichfalls einem bekannten Anhänger der Königspartei, der den verfolgten Gast mit derselben Treue, wie die vorigen Freunde, verbarg, und das Geheimniß allen seinen Leuten mittheilte, die sich beeiferten, ihm ihre Liebe und Anhänglichkeit zu bezeigen. Solche Zeiten der Angst und der allgemeinen Verwirrung sind es, in denen die Tugenden der Treue und der Aufopferung für Andere in ihrem schönsten

Glanze hervortreten. Die alte Mutter des Obersten zerfloß in Freudenthränen beim Anblick des verkappten Königs, und betheuerte, daß sie jetzt gern ihre drei im Kriege für seinen Vater umgekommenen Söhne verschmerzen wolle, da sie das Glück habe, ein Werkzeug zu seiner Erhaltung zu werden. Ihr Sohn, der Oberst, erzählte ihm, wie sein sterbender Vater ihn und seine vier Brüder im Jahre 1636 vor sein Bette kommen lassen, und zu ihm gesprochen: „Meine Kinder, wir haben unter den drei letzten Regierungen ruhige und friedliche Zeiten gehabt, aber jetzt werden Wolken und Stürme kommen. Macht euch darauf gefaßt; doch gehe es wie es gehe, bleibt euerm Landesherrn treu und gehorsam. Verlaßt die Krone nicht, und sollte sie an einem Haarbüschel hangen." Diese letzten Worte, fügte Windham hinzu, hätten einen so tiefen Eindruck auf ihn und seine Brüder gemacht, daß keine Widerwärtigkeit in den nachher erlebten schweren Zeiten sie hätten aus ihrem Gedächtniß verlöschen können.

Neunzehn Tage blieb der König in Windhams Hause verborgen, indeß das übrige England vergebens forschte, ob er lebe, oder todt sey. Lange sah man sich umsonst nach einem Schiffe um. Endlich ward im Hafen von Shoreham in Sussex eins ausgekundschaftet, das nach Frankreich gehen wollte. Auch die Reise dahin, auf welcher oft die Verkleidung gewechselt werden mußte, war nicht ohne Gefahren. Unter andern entdeckte ein Schmid, daß die Hufeisen seines Pferdes Schottische Arbeit wären, da der Prinz doch vorgab, sie seyen in England gemacht; und mit genauer Noth entrann er dieser Schlinge. Es ist wahrlich bewundernswürdig, wie er ein und vierzig Tage lang unter so vielen tausend Spähern in diesem

feindlichen Lande unentdeckt bleiben konnte, da doch mehr als vierzig Personen um seinen Aufenthalt wußten. Zu Ende des Octobers kam er glücklich in der Normandie an.

---

4. Schifffahrtsacte, Parlamentsreinigung, Bareboneparlament.

(1652—1653.)

Cromwell hatte nun abermals die Ruhe in den drei Reichen wieder hergestellt, oder vielmehr Schottland und Irland dem Englischen Parlament unterwürfig gemacht, denn beide wurden nunmehr, dem Namen nach, mit England zu Einer Republik vereinigt, der Sache nach aber wie eroberte Provinzen behandelt. Daß Cromwell nunmehr zurückträte, mochten nicht nur die Königlichgesinnten sondern auch die eifrigen Republikaner wünschen, aber das Zurücktreten, ja nur das Stillstehen ist eines solchen Geistes Sache nicht. Zuerst dachte er darauf, einen Faden anzuspinnen, den kein Anderer, außer ihm, zu Ende bringen könnte. Ein auswärtiger Krieg sollte die Soldaten zusammenhalten, und ihn unentbehrlich machen. Im vorigen Jahre (1650) hatte das Parlament *) den Vereinigten Niederlanden ein Freundschaftsbündniß angeboten, allein die Holländer hatten die Englischen Gesandten sehr kalt aufgenommen, und den Antrag abgelehnt. Dies nahm Cromwell zum Anlaß, das Parlament gegen sie zum Kriege aufzufordern. Auch die zu Anfange des Jahres 1652 erlassene Schifffahrtsacte, durch welche allen seefahrenden Nationen untersagt ward, in

---

*) Jetzt Rumpfparlament genannt, weil es keinen Kopf hatte.

ihren Schiffen andere als solche Waaren in Englische Häfen einzuführen, die in ihrem eigenen Lande entweder erzeugt oder verfertigt wären, war ein Schritt wider sie. Denn diese Acte brachte dem Englischen Handel eben so vielen Vortheil als den Niederländischen Schaden. Englische Kaper machten von dieser Zeit an bald Jagd auf die Holländischen Schiffe, die jener Acte zuwider handelten, und nahmen in kurzer Zeit den Holländern gegen achtzig Schiffe weg. Ehe noch der Krieg förmlich erklärt war, geriethen eine Englische und eine Holländische Flotte im Canal an einander; wie zufällig begannen die Feindseligkeiten, und es entstand daraus eine blutige Seeschlacht, in welcher beide Theile etwa gleich starken Verlust erlitten. Die Holländer erklärten ihren Admiral Martin Tromp für unschuldig, wollten sich jedoch jeder Untersuchung unterwerfen, und bezeugten eine ungemeine Bereitwilligkeit zum gütlichen Vergleiche. Aber Cromwell war froh, daß der Krieg nur eingeleitet war, und sprach so viel von der Ehre der Englischen Nation, daß man wol sah, er wolle keinen Frieden. Vielmehr steuerte der Englische Admiral Blake sogleich nordwärts und nahm die Holländische Heringsflotte weg; auch erfolgten in diesem und dem folgenden Jahre mehrere Seegefechte von ungleichem Ausgange. Aber der größte Verlust für Holland lag doch in dessen durch den Krieg so übel unterbrochenem Handel und in den gleichfalls ganz gestörten Fischereien; und daneben hatte es den bittern Schmerz, einen Nebenbuhler in der Nähe aufstehen zu sehen, der sich immer höher erhob und ihm den Besitz des bisher mit so vielem Glück geführten Welthandels in Zukunft streitig zu machen drohte.

Auch die neue Staatseinrichtung Englands erfuhr eine rasche Entwickelung. Cromwells aufgeregter Geist

konnte sich jetzt weniger als jemals entschließen, auf dem erreichten Puncte stehen zu bleiben, und in der That mußte es ihm auch unerträglich seyn, mit so vielen Thaten nichts weiter bewirkt zu haben, als daß nun die Gewalt in die Hände eines Unterhauses von etwa achtzig Mitgliedern gelegt war, unter deren Verwaltung das Volk sich weit übler als unter der willkührlichen Herrschaft der Könige befand. Da nun vollends diese Gewalthaber unaufhörlich an seiner Entkräftung arbeiteten (unter andern nahmen sie ihm einige Regimenter weg, unter dem Vorwande, sie zum Seedienst nöthiger zu brauchen) so ließ auch er seiner wilden Gemüthsart zuletzt ganz freien Lauf. Er rief seinen gewöhnlichen Rath, die ihm ergebenen Officiere, zusammen, und schmiedete in dessen Namen eine Vorstellung, in welcher das Heer nicht nur auf schnelle Auszahlung des rückständigen Soldes, sondern auch auf Zusammenberufung eines neuen Parlaments drang, damit, wie es hieß, auch andere wackere Männer sich um das Vaterland verdient machen könnten. Das Unterhaus beschloß, daß künftig Alle, welche dergleichen Bittschriften übergeben würden, des Hochverraths schuldig seyn sollten; allein das war eben Cromwells Absicht, den Bruch zwischen Parlament und Heer recht entscheidend und unheilbar zu machen. Endlich führte er (20. Apr. 1653) einen Hauptstreich aus. Er berathschlagte eben in seinem militairischen Rathe über eine bessere Regierungsverfassung, als ein Oberst ihm die Botschaft brachte, das Parlament sey gerade jetzt versammelt, und damit beschäftigt, eine Menge neuer Mitglieder zu ernennen, um sich gegen die Partei des Heeres recht kräftig zu verstärken. Rasch sprang Cromwell auf, nahm einige seiner vertrauteren Officiere mit sich, rief dreihun=

dert Soldaten zusammen, und eilte damit nach Westminsterhall. Nachdem er Thür, Treppen und Vorzimmer des Gebäudes mit seinen Soldaten besetzt hatte, trat er mit einigen Officieren in den Versammlungssaal, setzte sich nieder, und hörte etwa eine Viertelstunde den Verhandlungen zu. Dann sagte er einem Officiere ins Ohr, jetzt halte er das Parlament zur Auflösung reif. „Herr, erwiederte dieser leise, es ist ein gefährliches Unternehmen; ich bitte euch, es ernstlich zu überlegen, ehe ihr Hand anleget." — Wohl gesprochen! entgegnete der General, und saß wieder eine Viertelstunde still. Als nun endlich die Versammlung über den vorliegenden Streitpunct einen Beschluß abfassen wollte, sagte er abermals zu dem Officier: „Jetzt ist es Zeit, ich muß es thun!" und plötzlich sprang er auf, trat mitten unter sie Alle, und überhäufte sie in einer unverständlichen, polternden und verwirrten Sprache mit den heftigsten Vorwürfen über ihre Tyrannei, ihren Hochmuth und ihre Erpressungen. Alle erstaunten und richteten sich in die Höhe; aber ehe noch Einer Worte finden konnte, sein Schmähen zu erwiederh, stampfte er heftig mit dem Fuße, und auf dies verabredete Zeichen füllte sich augenblicklich der ganze Saal mit Soldaten an. Der Anblick dieser Getreuen erhöhte seine Rednerkühnheit. „Schämt euch, fuhr er die Parlamentsglieder an, und packt euch fort! Macht ehrlicheren Leuten Platz, die ihr Amt getreuer verwalten. Ihr seyd nicht länger ein Parlament! Ich sage,euch, ihr seyd nicht länger ein Parlament! Der Herr ist mit euch fertig; er hat andere Werkzeuge erkoren, sein Werk zu betreiben." Hier unterbrach ihn ein Mitglied des Hauses, Sir Harry Vane, der sich über diese Unförmlichkeit beschweren wollte; aber Cromwell überschrie ihn, indem er

fast krampfhaft brüllte: „O Sir Harry Vane! Sir Harry Vane! Der Herr befreie mich von Sir Harry Vane!" Hierauf nahm er Einen beim Rocke, und sagte zu ihm: „du bist ein Hurer!" zu einem Andern: „du bist ein Ehebrecher!" zu einem Dritten: „du bist ein Säufer!" zu einem Vierten: „du bist ein Wucherer! — Was sollen wir mit diesem Gesindel? Fort damit; ihr selber habt mich gezwungen, so zu verfahren! Ich habe den Herrn Tag und Nacht angerufen, daß er mich lieber hinwegnehmen, als mir eine solche Arbeit auflegen möchte." Indem er noch die letzten Worte sprach, waren die Soldaten schon in voller Arbeit, Einen nach dem Andern zur Thür hinaus zu werfen. Cromwell blieb bis zuletzt, und als der Saal leer war, ließ er die Thüren verschließen, und ging ruhig nach seiner Wohnung im Palast Whitehall zurück.

So seltsam war in wenig Augenblicken die ganze gesetzgebende Macht in England vernichtet. Jedermann erwartete nun still und furchtsam, in welcher Gestalt die neue Regierung hervortreten würde. Es sollte wieder ein Parlament werden, aber von lauter Begeisterten und Heiligen, die Cromwell fast alle selbst, bloß nach angehörtem Gutachten seines Staatsraths, erwählte. Es waren hundert acht und zwanzig Personen, aus verschiedenen Englischen Städten, nur fünf waren aus Schottland und sechs aus Irland. Sie sollten nur funfzehn Monate sitzen, und nachher ihre Nachfolger selber wählen. Am 4. Julius kam dieser tolle Regierungsconvent zuerst zusammen. Viele Mitglieder desselben waren gemeine Handwerker, und ihr eifrigster Schreier, von welchem nachher dies Parlament den Namen erhielt, war ein fanatischer Lederhändler, Preisegott Barebone. Ihre Zusammenkünfte

glichen mehr pietistischen Conventikeln als Staatsversammlungen, denn mit langen Gebeten fingen sie an und endeten sie; man hörte nichts als Anspielungen und Sprüche aus dem alten Testamente, alle politischen Verhältnisse wurden aus dem biblischen Gesichtspuncte betrachtet, z. B. die Holländer als sündige Mammonsdiener, die Geistlichen als durch weltliche Weisheit verblendete Baalspriester u. dgl., wie denn diese Independenten durchaus keinen geistlichen Stand, ja keine Gesetze, außer den Mosaischen, dulden wollten, und gegen alle Gelehrsamkeit auf das wüthendste eiferten. Es ist fast unglaublich, bis zu welchen ausschweifenden Reden und Handlungen der durch die unverhoffte Ehre in ihnen erweckte Schwindel diese Menschen trieb. Sie wollten als Wiedergeborne betrachtet seyn, und tauften sich um mit seltsamen Vornamen. Einer unterschrieb sich: Machfriede Heaton, ein Anderer: Tödtediesünde Pimple, ein Dritter: Stehfestinderhöhe Stringer, ein Vierter: Weinenicht Billing, ein Fünfter: Kämpfedengutenkampfdesglaubens White u. dgl.

Cromwell selber fühlte, daß dieser Unsinn nicht lange Bestand haben könne; auch hatte er die ganze Posse nur deshalb veranstaltet, um sich dem großen Ziele immer mehr zu nähern, das ihm längst vor den Augen stand, an welches sich aber viele seiner wärmsten Anhänger noch immer nicht gewöhnen lassen wollten. Unter den religiösen Enthusiasten waren viele, die ihm nur darum so treu gedient hatten, um das Reich Christi, welches sie erwarteten, auf Erden vorzubereiten, und die geneigt waren, ihren Führer als den abscheulichsten Frevler zu verlassen, wenn sichs am Ende zeigen sollte, daß er nur darum die Alleinherrschaft der Stuarte gestürzt habe, um

sie für sich selbst zu gewinnen. Er hatte deshalb in seinem militärischen Staatsrathe selbst oft harte Kämpfe zu bestehen, und schwankte lange, was er thun solle. Endlich trug es sein kühner Herrschergeist über die Furcht davon; er besprach sich heimlich mit einem Ausschusse der vornehmsten Glieder des sogenannten Barebone-Parlaments, die ihm besonders anhingen, und diese gingen eines Tages eine Stunde früher in die Sitzung, und faßten den Beschluß, daß das Parlament jetzt überflüssig sey, und daß man daher die Herrschaft in die Hände Desjenigen zurückgeben müsse, von dem man sie empfangen habe. Sobald dies geschehen war, gingen Abgeordnete zu Cromwell, ihm ihren Schluß feierlich zu überbringen. Unterdessen hatten sich die übrigen Parlamentsglieder eingefunden, und fingen an, die Sache zu überlegen. Allein sie wurden bald auf eine ähnliche Art unterbrochen, wie das Rumpfparlament acht Monate vorher. Oberst White erschien mit einem Trupp Soldaten, und fragte sie, was sie hier machten. „Wir suchen den Herrn," antwortete Einer. „Dann müßt ihr anders wohin gehen, versetzte der Oberst, denn wie ich gewiß weiß, ist er seit mehreren Jahren schon nicht mehr hier gewesen." Und damit trieb er sie zum Hause hinaus (12. Dec. 1653).

So lag nun die Regierung abermals in den Händen der Kriegsmacht, und es hing nicht sowol von Cromwell (der vielmehr leise auftreten mußte), als von seinen Officieren ab, was sie daraus machen wollten. General Lambert, sein treuester Anhänger, bemächtigte sich jetzt der Gemüther, entwarf in vier Tagen einen neuen Regierungsplan, und ersann eine neue Würde für Cromwell, die unter dem Titel einer Protection die volle Kraft der Königswürde haben sollte. So hoffte er alle Theile

zu befriedigen. Wirklich genehmigte auch der Rath der Officiere den Entwurf, und Cromwell ward öffentlich zum Protector auf zeitlebens erklärt. Ihm ward ein Staatsrath beigesellt; alle drei Jahre sollte er ein Parlament zusammenberufen, und nach seinem Tode sollte der Staatsrath seinen Nachfolger bestimmen dürfen. Ein stehendes Heer von zwanzigtausend Fußsoldaten und zehntausend Reitern sollte die neue Verfassung schützen, und aus den öffentlichen Einkünften seine Besoldung ununterbrochen erhalten.

5. Cromwells Protectorat.

(1653 — 1658.)

Die letzte dieser Vorkehrungen und Cromwells Genie deckten alle Mängel der neuen Verfassung, die sonst unerträglich hätten seyn müssen, da sie das Werk ganz unerfahrner Kriegsmänner, und in so verhältnißmäßig kurzer Zeit entstanden war. In solchen Fällen geht es recht augenscheinlich hervor, was die Kraft eines außerordentlichen Herrschergeistes vermag. Bei allen Nachbarn stand England in den fünf Jahren, da Cromwell an der Spitze der Geschäfte stand, in hohem Ansehn. Auswärtige Monarchen buhlten um des Protectors Freundschaft, und sandten ihm Glückwünsche zu; selbst der stolze Ludwig XIV. mußte ihn, wie oben schon erzählt ist, seinen Bruder nennen. Auch im Innern des Landes wurden die letzten Versuche der Königlichgesinnten kräftig vereitelt und streng bestraft. Der Seekrieg mit Holland endete (15. April 1654) nach Martin Tromps Tode *) eben so ehrenvoll,

*) Er wurde am 29. Juli 1653 in einem Seegefecht erschossen.

als er geführt worden war, und unter andern mußten die Holländer den Engländern noch 85,000 Pfund als Kriegskosten bezahlen. Aber noch immer fehlte viel, daß Cromwells Ansehn schon ganz über alle Anfechtung erhaben gewesen wäre. Dies erfuhr er am schmerzlichsten, als er 1654 der Verfassung gemäß sein erstes Parlament zusammenberief. Die Mitglieder desselben brachten einen solchen Freiheitsgeist mit, daß er trotz seiner Waffenmacht nicht wagte, sein ganzes Ansehn geltend zu machen, und die Versammlung noch vor dem völligen Ablaufe der zu den Sitzungen anberaumten Frist mit großem Mißbehagen auseinander gehen ließ.

Jetzt dachte er von Neuem darauf, das Interesse der Engländer auf auswärtige Händel zu lenken. Krieg wollte er wieder haben, und diesmal sollte es Spanien gelten, einmal weil dies Volk den Engländern wegen der katholischen Religion am meisten verhaßt war, und dann auch, weil kein anderer Krieg eine so reiche Beute versprach. Der treffliche Seeheld Blake, ein würdiger Nebenbuhler Tromps und Ruyters, schuf seinem Vaterlande in diesen Kriegen eine Seemacht, dergleichen es bisher gar nicht gekannt hatte, und begeisterte die Engländer durch seine Thaten so sehr für den Seedienst, daß man von ihm den Anfang jener Größe der Englischen Kriegsschifffahrt rechnen kann, die in unseren Tagen eine so bewundernswürdige Höhe erreicht hat. Er führte seine Geschwader ins Mittelländische Meer, wohin seit den Kreuzzügen kein Englisches Schiff gekommen war, griff die Seeräuber unmittelbar in ihren Wohnsitzen Algier und Tunis an, und zwang sie durch heftiges Beschießen beider Städte zur Unterwerfung. Als die Kriegserklärung gegen Spanien (1655), freilich mit sehr seichten Grün-

den, geschehen war, nahm er eine Spanische Silberflotte weg, und versenkte viele Schiffe, indeß zwei andere Englische Admirale St. Domingo angriffen und Jamaica eroberten. Um diesem Kriege noch mehr Gewicht zu geben, schloß Cromwell deshalb noch ein Bündniß mit Schweden, und unterhielt genaue Verbindungen mit Frankreich und Holland. Wie sein Feuergeist in allen Dingen nach dem Höchsten strebte, so wollte er auch seiner Nation einen heldenmüthigen Schwung und Interesse für das Große, Allgemeine, geben, und oft hörte man ihn sagen, er wolle den Namen Engländer eben so gefürchtet und geehrt machen, als der Name eines Römers gewesen sey. Auch die innere Einheit der Verfassung, an der er immer fortarbeitete, zeugt von demselben kräftigen Streben nach Ordnung und Einheit. Zu Richtern wurden die rechtschaffensten Männer erwählt. Die Truppen wurden in die verschiedenen Städte des Reichs vertheilt, in strenger Zucht gehalten, und pünctlich besoldet. Um die Steuern einzutreiben, bediente man sich der Kriegsmacht, und es wurden deshalb zehn Generalmajore mit fast unumschränkten Vollmachten versehen. Von den königlichgesinnten Aufrührern, die sich noch immer regten, wurde eine Anzahl auf Schiffe gebracht und nach Barbados in die Bergwerke geschickt. Zu einer allgemeinen Niedermetzelung, die seine Officiere ihm oft anriethen, konnte sich Cromwell nie entschließen, ungeachtet mehrere meuchelmörderische Versuche auf sein Leben gemacht wurden. Die fürchterliche Drohung genügte ihm, daß er bei dem ersten neuen Versuche dieser Art, den er wieder entdeckte, die ganze königliche Familie, so weit er derselben habhaft werden könne, ausrotten lassen werde. Da man nun wußte, daß sein Arm sehr weit reiche, und

daß er überall mit schlauen und gut bezahlten Kundschaftern bedient sey, so wirkte diese Drohung mehr als alle die starken Wachen, mit denen er sich allerdings auch zu umringen für gut fand.

Zwei Dinge, bisher höchst vortheilhaft für ihn, standen ihm nun zur Erreichung seiner letzten Zwecke sehr widerlich im Wege, die religiöse Gemeinschaft mit den sogenannten Heiligen, und die Vertraulichkeit, in der er bisher mit seinen Kriegsgefährten gelebt hatte. Die Ersteren ließen ihn noch immer nicht los, sondern wollten wie sonst mit ihm beten und singen, seufzen und weinen, die Augen verdrehen, und über die Weissagungen im alten Testament reden; und um ihre Anhänglichkeit nicht zu verlieren, mußte er ihnen schon den Willen thun, ungeachtet er jetzt auf einem andern Standpuncte auch ganz andere Ansichten über diese Dinge gewonnen hatte. Eben so hatte er ehemals, da er noch General gewesen war, nach dem rohen Geiste der Zeit, bei fröhlichen Malen mit seinen Officieren sich die ausgelassensten Soldatenstreiche erlaubt *). Jetzt da seine höhere Würde ihm eine größere Zurückhaltung nothwendig machte, verdarb ers natürlich mit Vielen, die da geglaubt hatten, nun erst

*) Einen Hauptspaß machte er sich z. B. daraus, trefflich auftragen zu lassen, und dann plötzlich, wenn die lüsternen Gäste zulangen wollten, die schon unterrichteten Soldaten hereinzuwinken, daß sie in einem Nu mit den vollen Schüsseln wieder hinaus stürzen mußten. Auch liebte er es, einem nichts ahnenden Officier eine glühende Kohle in die Stiefeln oder Beinkleider gleiten zu lassen. Selbst im Militärrathe, während man über den Tod des Königs verhandelte, und zuletzt das Bluturtheil unterschrieb, warf er einem gegenübersitzenden Freunde zum Scherze ein Polsterkissen an den Kopf, und strich die mit Tinte gefüllte Feder seinem Nachbar ins Gesicht, welches beides er von den Geneckten wiederum hinnehmen mußte.

recht mit ihm lachen zu können, und der gewöhnliche Vorwurf neidischer Gemüther, daß nun der Hochmuth in ihn gefahren sey, erscholl in allen Conventikeln, in denen bisher nur sein Lob gehört worden war. Diese Stimmung theilte sich auch dem gemeinen Soldaten mit, und zeigte sich besonders deutlich 1656, als er ein neues Parlament zusammenberufen mußte.

Wie sorgfältig er auch die Glieder dieses Parlaments auswählte (aus Schottland und Irland wurden fast nur Officiere berufen, und zwar solche, auf deren Ergebenheit er rechnete), so fand er doch in dem endlich versammelten Hause (Sept. 1656) so wenig Gehorsam, daß sogar viele bedeutende Stimmen sein Recht zur Alleinherrschaft bestritten. Ein böses Zeichen, eben jetzt, da er damit umging, den Schlußstein auf sein kühnes Gebäude zu setzen, und sein Protectorat in ein erbliches Königthum zu verwandeln. Aber was dem kühnen Gewalthaber in unseren Tagen auf ein Jahrzehend gelang, war ihm nicht beschieden. Er erschien seinen bisherigen Freunden als Anmaßer, und mußte sich gar noch einen Heuchler schelten hören, der nur darum die Freiheit im Munde geführt habe, um die Gewalt an sich zu reißen. Cromwells Freiheitsdrang scheint indeß ehemals allerdings sein Ernst gewesen zu seyn, so wie es jetzt die Überzeugung war, daß nicht eher an eine ruhige Verwaltung dreier so großer Reiche zu denken sey, als bis die gesetzgebende und vollziehende Gewalt in einer Hand ruhe, und die Thronfolge auf alle folgenden Zeiten festgesetzt sey. Aber die Selbstsucht verhehlte ihm, gerade wie dem mächtigen Usurpator der neuesten Zeit, daß die Familie eines Emporkömmlings die Bürgschaft der Ruhe und bürgerlichen Ordnung nicht gewähren kann, welche in den Banden

liegt, die das Volk an ein fürstliches, durch Alter und historische Erinnerungen befestigtes Geschlecht knüpfen.

Der Antrag ward endlich, nach langen und schlauen Vorbereitungen, im Parlamente wirklich gemacht, allein er erweckte große Bewegungen. Dennoch brachten Cromwells Freunde es dahin, daß die Stimmenmehrheit auf seiner Seite war, und daß zuletzt doch der Schluß durchging, man solle dem Protector die Krone anbieten. So schien denn der lange Wunsch der unruhig strebenden Seele erreicht; es hing nur von ihm ab, ob er das Anerbieten annehmen wolle. Aber um eben diese Zeit erfuhr er durch seine immer wachen Kundschafter, daß mehr als die Hälfte des Heeres in stiller Gährung sey, und daß sogar ein Blatt unter den Officieren herumgehe, auf dem sich ihrer viele durch ihre Unterschrift verpflichtet hätten, ihn, wenn er den Antrag des feilen Parlaments annehme, wenige Stunden darauf niederzustoßen. Diese Nachricht bestimmte ihn, sich, wie viel es ihm auch kostete, zu überwinden. Er lehnte den lockenden Antrag ab (8. März 1657), und erhielt dafür von dem Parlamente eine feierliche Bestätigung seiner Protectorwürde, einen ehrenvollen Gehalt, und das Recht, seinen Nachfolger selbst zu ernennen.

Von dieser Zeit an scheint er sich, voll Erbitterung gegen die Volkspartei, einen andern Plan vorgezeichnet zu haben. Denn daß die Independenten zur Zerstörung der bisherigen Verfassung nothwendig gewesen waren, fühlte er wol, aber eben so sehr, daß durch sie eine gesetzmäßige Ordnung der Dinge nicht erhalten werden könne. Er wollte nun den Adel gewinnen, und vermählte zu dem Ende seine beiden jüngeren Töchter mit zweien Englischen Grafen. Noch mehr, er stellte das Oberhaus wie-

der her, zu dem sich aber wenige der alten Pairs wieder einfanden, weil er auch mehrere Officiere von niederer Geburt darein aufgenommen hatte. Ferner erweiterte er seine auswärtigen Verbindungen, sandte dem Marschall Turenne Hülfstruppen, und empfing Gesandte vom Cardinal Mazarin, die ihm schmeichelhaft versicherten, daß ihr Herr nichts mehr bedaure, als daß es ihm seine Geschäfte nicht erlaubten, „dem größten Manne der jetzt lebenden Welt" persönlich seine Ehrfurcht bezeigen zu können.

Solche Schmeicheleien reichten jedoch nicht hin, den gekränkten Machthaber über die bittere Bemerkung zu trösten, daß er für alle seine Bemühungen nicht nur keinen Dank erhalte, sondern sogar der Gegenstand der allgemeinen Unzufriedenheit bei seinem Volke geworden sey. In dem zu Anfange des Jahres 1658 wiederum versammelten Parlamente fand er so große Widersetzlichkeit, daß er es gewaltsam auflöste. So viel Freunde ehemals, so viel Neider und Hasser hatte er jetzt; man gehorchte ihm nur noch mit Widerwillen und als im Sommer 1658 ein verwegener Mensch über dem Entwurf, ihn zu ermorden, ertappt ward, konnte der Gerichtshof nur mit Mühe bewogen werden, ihn schuldig zu finden, ungeachtet die klarsten Beweise gegen ihn sprachen. Die eigenen Kinder des Protectors entfernten sich von ihm, und seine Lieblingstochter, Frau Claypole, aus deren sanften Gesprächen er so oft Beruhigung in angstvollen Stunden geschöpft hatte, starb in Schwermuth, nachdem sie kurze Zeit zuvor die Freisprechung eines Doctors Huet, den sie schätzte, und der in eine Verschwörung zu Gunsten des Königs verwickelt war, vergebens zu erbitten gesucht hatte. Von dieser Zeit an war das Schicksal Cromwells in der That sehr traurig. Alle Qualen des Tyrannen, der auf

dem Wege des Verbrechens zur Größe gelangt ist, verfolgten ihn. Von aller Welt, ja von seiner früheren Zuversicht, daß er im Namen Gottes handle, verlassen, stand er in trauriger Einsamkeit allein da, und sah nichts als Feinde um sich her, die sein Leben bedrohten. Jedes fremde Gesicht beunruhigte ihn; alles was er that, verrieth die Angst und das Mißtrauen, von denen er gefoltert ward. In großer Gesellschaft schreckte ihn das Geräusch, und im einsamen Zimmer die Stille. Er führte nicht nur beständig Pistole, Dolch und Degen bei sich, sondern trug auch einen Panzer unter der Kleidung, und that keinen Schritt unbegleitet von starken Wachen. Seine Reisen machte er wie auf Flügeln des Sturmwinds. Nie kehrte er auf demselben Wege zurück, den er gekommen war, nie sagte ers vorher, wann und wohin er gehen wolle. Seine Zimmer hatten sämmtlich verborgene Thüren, sein Schlafgemach wechselte er fast alle drei Tage, und jedesmal sagte ers erst den Augenblick vorher, und bepflanzte die Thüren mit sicheren, königlich bezahlten Wachen. Was seine Angst unheilbar machte, waren die Überreste seiner ehemaligen religiösen Überzeugung, vermöge welcher er seinen peinlichen Zustand selber für eine verschuldete göttliche Strafe hielt.

Unter solchen Qualen mußte auch seine körperliche Kraft allmählig erliegen. Kaum befiel ihn ein schwaches Fieber, als er schon von der Nähe seines Todes überzeugt war. Er versammelte sogleich mehrere Geistliche um sein Bett, und fragte sie, ob der Satz auch wirklich unbestreitbar sey, daß der einmal von Gott Erwählte nie ganz verworfen werden könne. Sie bejahten es. „Nun dann, wohl mir! rief er aus; denn das weiß ich gewiß, daß ich einmal im Stande der Gnade gewesen bin!" Von

dieser Zeit an stieg seine Hoffnung wieder. Aber die Kraft war erschöpft. Die Ärzte zeigten es dem Staatsrath an, daß sein Ende nahe sey. Man fragte ihn darauf, ob er seinen ältesten Sohn zu seinem Nachfolger haben wolle. Er bejahte es, und verschied bald darauf (3. Sept. 1658), im neun und funfzigsten Jahre seines Alters. Ein fürchterlicher Sturm erhob sich gerade in der Stunde seines Todes, welches seinen zagenden Mitbürgern Stoff zu mancherlei Betrachtungen und Ahnungen gab. Sein Körper ward in der Westminsterabtei unter den Gräbern der Könige, jedoch auf Kosten seiner Familie, beigesetzt.

---

6. Die Restauration.

(1660.)

Cromwell hinterließ zwei Söhne und drei Töchter. Die ersteren hatten so wenig von ihres Vaters Strenge, daß sie ihm mehrmals kindlich in die Arme gefallen waren, wenn er zur Herstellung der Sicherheit ein Bluturtheil unterschrieben hatte. Diese milde Gemüthsart machte sie bei dem Volke beliebt, und als nun Richard Cromwell mit seines Vaters Würde bekleidet ward, flogen ihm Glückwünsche von allen Seiten entgegen. Aber es zeigte sich bald, daß in dieser Verwirrung der Verhältnisse schwache Güte die Ruhe nicht zu sichern vermochte. Schon nach acht Monaten mußte Richard seine neue Würde wieder niederlegen. Die Veranlassung dazu gab das Parlament, das er am 7. Januar 1659 eröffnete. Dieses gerieth sehr bald in Streit mit dem Heere, und verordnete, daß künftig alle ohne des Protectors Erlaubniß gehaltene

Officierconcile strafbar seyn sollten. Auf diesen Beschluß bestürmten einige der heftigsten Hauptleute den jungen Protector mit unziemlicher Verwegenheit, und drohten ihm mit üblen Folgen, wenn er dies Parlament nicht auf der Stelle aufhöbe. Er war so schwach, es zu thun; darauf vermehrten sich die Unruhen nur, und Richard, im schüchternen Bewußtseyn, daß er der Mann nicht sey, solchen Sturm zu beschwören, ging auf einige Jahre nach Frankreich, worauf auch seinem Bruder Heinrich, der bisher Statthalter in Irland gewesen war, von den Officieren die Abdankung nahe gelegt ward. Beide kehrten demnach in den Privatstand zurück, und lebten noch bis ins folgende Jahrhundert.

Der Rath der Officiere stellte nun das alte, allgemein verachtete Rumpfparlament wieder her, das, wie gewöhnlich, den Kampf mit dem Heere wieder aufnahm, aber, wie gleichfalls gewöhnlich, auf eine lächerliche Art den Kürzern zog. General Lambert, ein nicht verächtlicher Schüler Cromwells, jagte es sechs Monate nach seiner Entstehung auseinander. Die Mitglieder, die vorher davon Nachricht gehabt, hatten das Parlamentshaus mit starken Wachen besetzen lassen; allein Lambert stellte seine Soldaten in den Straßen, welche zu diesem Hause führten, auf, und als nun die Mitglieder allmählig kamen, wies er Einen nach dem Andern ganz höflich nach Hause zurück (13. Oct. 1659). Die Regierung war nun abermals in den Händen der Officiere. Diese übergaben sie einem sogenannten Sicherheitsausschuß, der aus drei und zwanzig Mitgliedern bestand, worunter sieben aus ihrer Mitte waren.

Um diese Zeit waren auf der Fasaneninsel im Flusse Bidassoa die Spanischen und Französischen Bevollmäch-

tigten versammelt, um den berühmten Pyrenäischen Frieden zu schließen. Bei diesen fand sich jetzt der Sohn des hingerichteten Königs ein, um wo möglich in dem Vertrage eine günstige Bedingung für sich zu erlangen. Er hatte sich bisher abwechselnd in Spaa, in Köln und in Frankreich aufgehalten, und von einem mäßigen Jahrgehalt, das ihm Ludwig XIV. aus Mitleid bewilligte, gelebt. Don Louis de Haro, der Spanische Botschafter, empfing ihn sehr höflich, Mazarin hingegen wollte ihn gar nicht sehen, und ließ ihm sein Bedauern melden, daß hier gar nicht der Ort sey, etwas für ihn zu thun. Unstreitig betrachtete er ihn als einen Mann, der vergebliche und unmögliche Wünsche hegte.

Aber so wunderbar mischt eine höhere Hand die menschlichen Loose, daß oft das für unmöglich Gehaltene am ersten erfüllt wird. In Schottland führte der General Monk den Befehl, der zuerst in Holland seine Schule gemacht, hernach für den König gestritten, und dann, der Nothwendigkeit nachgebend, unter Cromwell gedient hatte, jetzt aber der Abhängigkeit von dem tyrannischen Ausschusse, der in London herrschte, müde war, und insonderheit den Gedanken nicht ertragen konnte, daß sein alter Feind Lambert, wie es den Schein gewann, in Cromwells Fußtapfen treten sollte. Er selbst hegte keine herrschsüchtigen Wünsche, aber eine bessere gesetzliche Ordnung wollte er, und sein zahlreiches Heer hing ihm so treulich an, daß er es wol mit dem Englischen aufnehmen konnte. Die Soldaten liebten ihn so herzlich, daß sie ihn nur den ehrlichen George Monk nannten, und auch in England konnte er auf viele Anhänger bei seinem Durchmarsch sicher rechnen. So trat er denn gegen das Ende des Jahres 1659 seinen Zug wirklich an, und ver-

breitete durch die Nachricht davon in London Furcht und Besorgniß.

Die neue Empörung, wie man es nannte, zu dämpfen, ging Lambert, als General des Sicherheitsausschusses, ihm mit dem Englischen Heere entgegen. Aber jetzt zeigte sichs recht, wie überdrüssig der große Haufe, selbst unter den Soldaten, dieser ordnungslosen Demokratenherrschaft war. Ein großer Theil der Englischen Truppen ging zu Monk über, und mit dem Rest mußte sich Lambert schimpflich zurückziehen. Ganz London gerieth in Aufruhr. Da die gefürchteten Soldaten fort waren, kam sogleich das Rumpfparlament zusammen, und übte seine vorige Herrschaft wieder aus. Die wenigen zurückgekommenen Regimenter nahm es in seinen Sold. Unterdeß kam Monk (Febr. 1660) vor London an, und begehrte, daß man ihn aufnehme und die Parlamentstruppen aus der Stadt schaffe. Beides mußte geschehen. Am 6. Februar zog er mit seinem Heere ein, und nahm in Westminster sein Quartier. Er wurde ins Parlament geführt, wo der Sprecher ihm für die großen Dienste dankte, die er dem Vaterlande erwiesen. Er antwortete ganz schmucklos: er sey überall angegangen worden, sich der Noth des Landes zu erbarmen, und deshalb sey er hergekommen, aber er habe das Vertrauen, daß das Parlament selbst dies wichtige Geschäft über sich nehmen werde.

Allen war ein Stein vom Herzen gefallen, als man aus dem Munde eines so mächtigen Mannes diese gelinde Sprache vernommen hatte. Das Parlament, das ihn für blöde hielt, glaubte ihn sofort als sein Werkzeug behandeln zu können und trug ihm auf, in die City einzurükken, dort alle Verrammlungen, Ketten und Thore wegzuräumen, mit welchen die Soldaten der eben gestürzten

Herrschaft die Straßen gesperrt hatten, und zwölf Gegner des Parlaments, die sich daselbst aufhielten, gefangen zu nehmen. Zu aller Erstaunen bezeigte er sich gehorsam, aber nur um die Stimmung der Nation kennen zu lernen. Sobald er den allgemeinen Unwillen bemerkte, war sein Entschluß gefaßt. Er versammelte seine Officiere, beschwerte sich über die unwürdige Behandlung des Parlaments, und erließ in ihrer Aller Namen ein Schreiben an dasselbe, worin er verlangte: es solle sich selbst aufheben, damit ein neues gewählt werden könne (11. Febr.).

Dieser männliche Schritt verwandelte auf der Stelle den allgemeinen Unwillen des Volks in den ausgelassensten Jubel. Erleuchtungen, Freudenfeuer und Lobgeschrei verkündigten auf allen Straßen die neu auflebende Hoffnung, die lange entbehrte Zufriedenheit. Königlichgesinnte und Presbyterianer, bisher Todfeinde, vereinigten sich jetzt in patriotischen Gebeten und in Verwünschungen des Parlaments. Auf Monks Einladung erschienen die früherhin ausgeschlossenen Mitglieder, und da sie die Mehrheit bildeten, so verließen die meisten Independenten das Haus. Jene, von allem Widerspruch ihrer Gegner befreit, fügten sich ganz in Monks Willen, lösten sich auf (16. März), und ordneten an, daß sich sogleich ein neues Parlament versammle. Bis zur Zusammenkunft desselben richtete Monk einen Staatsrath ein von geachteten und meistens königlichgesinnten Männern, denen die Nation vertraute. Alles war nun wieder beruhigt, und die Revolution schien beendigt zu seyn.

Nur nach Monks Plane war sie es noch nicht. Dieser hielt die Herstellung der Ruhe und einer fest begründeten bürgerlichen Ordnung ohne Wiederaufrichtung des Thrones nicht für möglich. Und wer sollte ihn besteigen,

als der unglückliche Prinz, dem diese Würde nach dem alten, durch so viele Jahrhunderte geheiligten Erbrechte gebührte, und dem man für den blutigen Mord seines Vaters diese Genugthuung schuldig war? Aus den Äußerungen, die Monk im Volke vernahm, konnte er wol vermuthen, daß sein Bemühen gelingen werde. Die Wahl der neuen Parlamentsglieder geschah schon mit Rücksicht auf ihre Gesinnungen zu Gunsten des Königs. Zu gleicher Zeit ließ auch Monk dem Prätendenten, der sich damals in den Spanischen Niederlanden aufhielt, einen Wink geben, sich nach Holland zu verfügen. Endlich ward das neue Parlament eröffnet (25. Apr. 1660). Der Sprecher fing an, die Verhandlungen auf die Nothwendigkeit einer bessern Verfassung zu leiten. Viele Mitglieder, die Monks Wünsche kannten, stimmten darin überein, und allgemeine Klagen erhoben sich über die Gräuel der Anarchie, die man so lange geduldet; selbst Cromwells willkührliche Regierung ward verwünscht, und die Hinrichtung des Königs als ein die Britische Nation schändender Flecken beklagt. Nachdem man mehrere Tage lang diese Sprache geführt hatte, glaubte Monk seiner Sache gewiß zu seyn. In der Sitzung vom 1. Mai trat der Präsident des Staatsraths herein, und zeigte der Versammlung an, daß Sir John Granville mit Briefen von Sr. Majestät dem Könige Karl II. draußen stehe, und um den Einlaß bitte. Die lautesten Ausrufungen der Freude begleiteten dieses Wort. Granville mußte hereinkommen, sein Brief ward vorgelesen, und ohne einen einzigen Widerspruch ward ein Ausschuß ernannt, der die Antwort aufsetzen sollte. Ja damit das ganze Königreich an dieser Begebenheit Antheil nehmen

könne, ward verordnet, daß Brief und Antwort auf der Stelle gedruckt werden sollten.

Die wilde Leidenschaft für eine Freiheit, die nur in den träumerischen Vorstellungen wilder Schwärmer oder Unerfahrner lebte, war durch die bittre Erfahrung von ihren unheilbringenden Wirkungen in den Gemüthern erloschen, und hatte, nach einer in solchen Begebenheiten gewöhnlichen Umkehrung der Gesinnung, dem Geiste der Ordnung und des Gehorsams Platz gemacht. Jeder glaubte jetzt, in Karl II. seinen Vater gerettet zu sehen. Feinde fielen sich vor Freude um den Hals, mehrere Personen sollen von der frohen Überraschung gestorben seyn. In des Königs Briefe war allgemeine Verzeihung mit den Ausnahmen, die das Parlament selbst feststellen würde, so wie völlige Gewissensfreiheit angeboten und den Truppen die Fortdauer ihres bisherigen Soldes versprochen. Die Lords, die sich bisher zurückgezogen hatten, fanden sich jetzt im Oberhause wieder ein, und nahmen von ihren alten Rechten Besitz. Beide Häuser vereinigten sich endlich am 8. Mai in Whitehall und den benachbarten Palästen, und riefen Karl II. öffentlich zum Könige aus. Hierauf berathschlagten die Commons über die Geschenke, die man den Ankömmlingen machen wollte. Für Granville, den Bringer der frohen Botschaft, ward ein Diamant für fünfhundert Pfund Sterling gekauft; dem Könige übersandte man ein Geschenk von 50,000, seinem ältern Bruder dem Herzog von York 10,000, und dem jüngern, dem Herzog von Glocester, 5000 Pfund. Eine Gesandtschaft von Lords und Commons schiffte nach Holland hinüber, und lud Se. Majestät ein, von ihrem Reiche Besitz zu nehmen. Der König selbst erstaunte über diese gutmüthigen Beeiferungen, und sagte scherzend, es

müsse wol seine eigene Schuld seyn, daß er den Thron nicht früher eingenommen habe, da die Sehnsucht nach seiner Einsetzung so groß sey.

Schon in Holland fingen die Ehrenbezeugungen an. Keine Stadt ließ ihn ohne festliche Veranstaltungen durch, und überall drängte man sich, ihn zu sehen, von dem man an denselben Orten noch kurze Zeit zuvor gar keine Kenntniß genommen hatte. Admiral Montague hatte sich mit der Englischen Flotte in der Bai von Schevelingen eingefunden. Hier also stieg der König mit seinen Brüdern ein, indeß Montague sogleich ehrerbietig den Befehl über die Flotte dem Herzog von York als künftigem Lord Großadmiral übergab. In Dover ward gelandet. Hier umarmte der König mit Thränen des Danks und der Freude seinen Freund Monk, der durch seine Klugheit in wenig Monaten drei Reiche beruhigt hatte, die fast zwanzig Jahre lang durch alle Gattungen bürgerlichen Elends zerrüttet worden waren.

---

7. Karl II.

(1660 — 1685.)

Karl II. war dreißig Jahr alt, da er zum Throne gelangte. Ein schönes männliches Äußere, artige Sitten, Leutseligkeit, und eine leichte heitere Gemüthsart erhöhten die Neigung des Volks für ihn, die seine rührenden Schicksale ihm bereits erworben hatten. Noch lange hallten im Reiche die ersten Anklänge der allgemeinen Freude nach; ja sie wurden noch verstärkt, da man sah, daß der neue Regent die achtungswürdigsten Männer des Königreichs in seinen Staatsrath nahm, und besonders den

allverehrten Lord Hyde, Grafen von Clarendon, zu seinem ersten Minister machte, auch den treuen Monk zum Herzog von Albemarle erhob. Hingerichtet wurden nur sechs von den Richtern Karls I., und noch vier Andere, welche bei diesem Morde besonders thätig gewesen waren. Cromwells Leichnam ward aus seiner Gruft gerissen, an den Galgen gehängt, und dann unter demselben eingescharrt.

Die ersten Verrichtungen des neuen Parlaments bestanden in der Festsetzung der Einkünfte der Krone. Und so wirksam ist die persönliche Zuneigung der Unterthanen zu ihrem Fürsten, daß man diesem Karl mehr bewilligte, als jemals ein König von England eingenommen hatte, nämlich 1,200,000 Pf. jährlich. Das Heer wurde abgedankt, bis auf 5000 Mann, die man als Garnisonen im Lande vertheilte. Hierauf erhielt die Episcopalkirche ihre alten Rechte wieder, gegen die Presbyterianer wurden die früheren Verordnungen wieder in Kraft gesetzt. Die Schotten, von so langen krampfhaften Bewegungen erschöpft, ließen sich jetzt ohne Murren den ehemals so wüthend vertheidigten Covenant aus den Händen winden, und widerriefen willig alle die Beschlüsse, die sie seit 1638 gegen die Regierung hatten ausgehen lassen. Nur der Graf von Argyle, die Seele aller Schottischen Volksaufstände, und ein unsinnig fanatischer Priester wurden hingerichtet. So sehr verabscheute man die mögliche Wiederkehr der erlebten Gräuel, daß das Englische Parlament in einer eigenen Acte Jeden für einen Hochverräther erklärte, der jemals wieder von Gefangennehmung oder Anklage des Königs sprechen, oder eine Republik zurückwünschen werde. Und auch da ward die wiedergewonnene Sicherheit und Ruhe nicht gestört, als über

zweitausend presbyterianische Pfarrer ihre Stellen verließen, weil sie sich der zu Gunsten der bischöflichen Kirche vom Parlament erlassenen Uniformitätsacte nicht fügen wollten, obschon die Bestätigung dieser Acte durch den König eine offenbare Verletzung seiner bei der Restauration gegebenen Verheißung ungestörter Gewissensfreiheit war. —

Im Jahre 1662 heirathete Karl eine Portugiesische Prinzessin, die ihm die Festungen Tanger in Africa und Bombay in Ostindien, und eine baare Mitgift von 300,000 Pfund Sterling zubrachte. Einige Jahre nachher (1665) brach ein Krieg mit Holland aus, den die Nation aus Handelseifersucht wünschte, und Karl, weil er die damals in Holland herrschende, seinem Schwestersohn, dem jungen Prinzen von Oranien Wilhelm III. entgegenstrebende Partei (oben S. 308.) demüthigen wollte, und es zugleich nöthig fand, den Wünschen seines Volks hier zuvorzukommen, um sich der Geldbewilligungen mehr zu versichern. Man bekämpfte sich in Europa, Africa und America mit großer Erbitterung; nach mehreren blutigen aber wenig entscheidenden Seeschlachten erschien der schon in der Französischen Geschichte erwähnte Holländische Seeheld Ruyter in der Themse (Jun. 1667) und erfüllte London mit Schrecken, ohne doch von dieser kühnen That weitere Früchte zu erndten. Ermüdet bot Karl den Frieden an, der am 10. Juli 1668 zu Breda geschlossen ward, und den Engländern den Besitz des von ihnen während des Krieges eroberten Neu-York bestätigte.

Zu der Bemerkung eines berühmten Schriftstellers, daß die Geschichte die vortrefflichste, aber zugleich die am schlechtesten befolgte Lehrerin der Fürsten sey, hat nicht

leicht ein Monarch ein treffenderes Beispiel gegeben als Karl II. Wie vorsichtig, ernst und nachdenkend, sollte man meinen, hätte ihn nicht sein und seines Vaters Schicksal machen sollen! Welch' ein Eindruck dessen, was er erlebt hatte, mußte nicht in ihm zurückgeblieben seyn! Aber von dem allen ging nichts in Erfüllung. Sein angeborner Leichtsinn gewann bald so sehr die Oberhand über seine natürlich guten Anlagen *), daß er nur um des Genießens willen den Thron bestiegen zu haben schien. Die Einkünfte des Staats vergeudete er mit Buhlerinnen und Schwelgern, das Parlament behelligte er nur mit Geldforderungen, um seine ungeheuren Schulden zu bezahlen, seine vormaligen Wohlthäter belohnte er mit Undank, um die Regierung bekümmerte er sich wenig, und als er zuletzt gar noch seinen treuesten und einsichtsvollsten Minister, Clarendon, abdankte (1667), fiel er in die Hände solcher Rathgeber, die recht eigentlich darauf hinzuarbeiten schienen, ihm das Schicksal seines Vaters zu bereiten. Dies waren fünf Männer, Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderlale, die 1670 zu Gliedern des Staatsraths gemacht wurden, und diesem bei dem Volke den Namen der Cabal zuzogen, den ein witziger Kopf aus den Anfangsbuchstaben jener fünf Namen zusammengelesen hatte. Das Haupt dieses Ministeriums war Lord Ashley, nachheriger Graf von Shaftesbury, ein Mann von großer Kraft und starken Leidenschaften, der seine Kühnheit auch in Schriften gezeigt hat, welche die Wahrheit der christlichen Religion

*) Er war z. B. ein ungemein angenehmer Gesellschafter, weshalb ein witziger Kopf von ihm urtheilte, er habe nie etwas Dummes gesagt, und nie etwas Kluges gethan.

angreifen. Er sagte, unterstützt von seinen vier Collegen, dem Könige unaufhörlich, daß man nichts Angelegentlicheres zu thun habe, als das, was in Frankreich Richelieu's und Mazarins eifrigstes Streben gewesen sey, nämlich die Krone so unabhängig als möglich zu machen. Jetzt zwar stelle sich das Parlament noch freundlich, allein bald werde es den gewohnten Trotz wieder hervorsuchen, und die Partei des Volks gegen den König ergreifen, so daß an Einheit in der Regierung und an Ruhe im Lande nicht eher zu denken sey, als bis das Ansehn des Parlaments gänzlich zernichtet wäre. So verderblich ein solches Beginnen dem Lande werden mußte, so unfähig war Karl, es auszuführen. Die fünf Minister zerfielen auch bald unter sich, der König wollte sich Keinem ganz hingeben, und der Anführer Shaftesbury ging zuletzt vor Verdruß sogar zur Oppositionspartei über. Doch waren aus diesen Bestrebungen der Cabal schon wichtige Unternehmungen entsprungen, besonders das Bündniß mit Frankreich gegen Holland (1670) (oben S. 305.), zum großen Verdrusse der Englischen Nation, die zuletzt die Kriegssteuern verweigerte, und den König zum Frieden zwang (1674). Auch den Katholicismus suchte die Cabal, als die beste Grundlage, worauf jene Unumschränktheit erbaut werden könnte, wieder hervor. Es war, als hätte man gar kein Gedächtniß mehr für die Begebenheiten der vorigen Zeit; man legte es recht darauf an, genau auf dem alten Wege die Nation zu erbittern. Der König neigte sich, als die Wollust ihn ausgemergelt hatte, auf die Seite der Katholiken hin, Jesuiten bekamen Einfluß in London, die Königin hatte ihre katholischen Seelsorger, des Königs Bruder, der Herzog von York, ein Schwachkopf von großem Dün=

kel, trat öffentlich zu diesem Bekenntniß über und machte Proselyten, und endlich wurden durch eine königliche Verordnung (15. März 1672) die bestehenden Gesetze gegen alle von der bischöflichen Kirche getrennten Secten aufgehoben, aus keinem andern Grunde, als um die Römisch-Katholischen zu begünstigen. Jetzt schwieg das Parlament nicht länger. Die Verordnung mußte zurückgenommen werden, und ein Gesetz (die Testacte) ward 1673 gegeben, vermöge dessen jeder, der ein öffentliches Amt bekleiden wollte, außer dem Eide der Treue, den er zu leisten hatte, auch noch den Glauben an die Brotverwandlung abschwören mußte. Dies traf nun alle Katholiken, und im Unterhause ging 1679 sogar eine Bill durch, vermöge deren der Herzog von York förmlich von der Thronfolge ausgeschlossen ward. In demselben Jahre mußte der König ein Gesetz genehmigen, welches jedem Engländer, der in Verhaft genommen wird, Verhör und Urtheil in möglichst kurzer Zeit zusichert. Dies ist die berühmte Habeas corpus Acte, ein wichtiger Theil der Englischen Freiheit.

Von all' der Liebe, mit welcher die Nation vor zwanzig Jahren ihren König bewillkommt hatte, war in den letzten Jahren seiner Regierung jede Spur verschwunden. Mehrere Versuche, die er zu spät machte, um sie wieder zu gewinnen, waren nur schimpfliche Zeugen seiner Schwäche und seiner Reue. Da er keine Kinder hinterließ, so war sein allverhaßter Bruder Jakob Herzog von York sein nächster Erbe; allein obschon das Oberhaus die Ausschließungsbill verworfen hatte, war doch kaum zu hoffen, man werde ihn ruhig den Thron besteigen lassen. Vielmehr dachte man an dessen zwei Töchter, Maria und Anna, die noch beide in der protestanti-

schen Religion erzogen waren, und von denen die älteste seit 1677 an den trefflichen Prinzen Wilhelm III. von Oranien, Statthalter der Vereinigten Niederlande, die zweite seit 1684 an den Bruder des Königs von Dänemark vermählt war. Zwei Parteien, die des Hofes, Torys, und die des Volkes, Whigs genannt, standen einander schon mit graßer Erbitterung gegenüber. Zuletzt dachte Karl noch darauf, sich durch Bündnisse mit auswärtigen Mächten ein Ansehn zu geben; allein diese Mächte selbst verachteten ihn, weil sie seine Unbeständigkeit kannten. Auch fehlte es ihm, bei seinem Zwiespalt mit dem Parlamente, an Gelde zu Unternehmungen nach außen. Gegen das Ende seines Lebens gährte es zwar heftig, allein die Scheu des Volks vor größeren Übeln, und das kleine Heer in des Hofes Diensten, ließen es zu keinem förmlichen Aufstande kommen. Doch wurden mehrere Häupter der Whigs, Russel, Hambden, Algernon Sidney und Essex, die sich in eine Verschwörung zum Umsturze des bestehenden Zustandes eingelassen hatten, obschon ihre Absichten eben so wenig dieselben waren, als der Grad ihrer Schuld, eingezogen und verurtheilt (1683), und zwei von ihnen, Russel und Sidney, in den Straßen von London hingerichtet. Endlich starb der König nach einer kurzen Krankheit (6. Febr. 1685), deren Ursache der mißtrauische Geist der Volkspartei sogleich einer Vergiftung durch die Katholiken zuschrieb, und jeder stand in ängstlicher Erwartung, was nun geschehen werde.

8. Jakob II.

(1685 – 1688.)

Indeß bestieg trotz der Ausschließungsbill Jakob den Thron ganz ruhig. Er trat die Regierung mit einer Rede in dem geheimen Rathe an, die so voll von großmüthigen Versprechungen war, daß Jedermann wieder Muth und Hoffnung faßte. Aber es waren nur schöne Redensarten gewesen, denn aus den ersten Handlungen dieses starrsinnigen, unklugen Königs ging sogleich hervor, daß er es darauf angelegt habe, die beiden Heiligthümer, um deren willen die Nation bisher Blut und Vermögen aufgeopfert hatte, Religions- und bürgerliche Freiheit, von Grund aus zu vernichten. Er schickte Gesandte an den Papst, ihm sein Reich zu unterwerfen, er besuchte im Angesicht des Volkes die Messe, welches sein Bruder niemals gethan hatte, er umschanzte sich mit Jesuiten, machte bekannt, sein Vorgänger sey in der katholischen Religion gestorben, und das alles mit einer Zuversicht, als wüßte er die Geschichte seines Vaters gar nicht, als hätte er nicht selbst ein Flüchtling in fremden Landen herumirren müssen. Selbst der Papst, ja der herrische Ludwig XIV., der sich doch so viel erlaubte, fanden für gut, ihm Mäßigung anzurathen.

Dies Verfahren vernahm der Herzog von Monmouth, ein unehelicher Sohn Karls II., der sich damals in Holland aufhielt, mit großer Freude. In der sichern Erwartung einer allgemeinen Unzufriedenheit mit Jakob II., und im Vertrauen auf seine eigene Beliebtheit beim Volke, hatte er längst Alles vorbereitet, um mit einer kleinen Mannschaft an der westlichen Küste von

England zu landen, wo, wie er hoffte, die Meisten sich bald für ihn erklären würden. Er kam, und bemächtigte sich mehrerer Städte; aber man hörte in London nicht sobald von dem Aufstande, als der König ihm seine Truppen entgegenschickte, die mit den ungeübten Aufrührern bald fertig wurden, und den verwegenen Herzog selbst gefangen nach London brachten. Dieser zeigte sich in allen übrigen Dingen als ein so gutmüthiger Mann, und sein übereilter Versuch hatte so sehr das Ansehn eines leichten Jugendstreichs, daß Jedermann glaubte, Jakob werde dem Sohne seines Bruders verzeihen. Monmouth selbst bezeigte so viel Liebe zum Leben, und bat so rührend um Vergebung, daß jeder Andere den ganz unschädlichen Mann mit leichtem Muthe begnadigt haben würde. Aber Jakob war unerbittlich. Der bedauernswerthe Monmouth starb nicht nur (und zwar erst nach dem fünften Streiche) auf dem Blutgerüst, sondern das Kriegsgericht erhielt auch den Auftrag, in den Gegenden, wo er durchgekommen, die strengsten Nachforschungen über dessen Anhänger anzustellen, und dieselben unmittelbar zu bestrafen. An der Spitze der Untersucher standen der Oberst Kirke und der Richter Jefferies, zwei der heillosesten Unmenschen, die jemals Recht gesprochen haben. Unter ihren blutdürstigen Händen starben mehr als drittehalbhundert Menschen, und das Gerücht von ihren Barbareien erfüllte das ganze Land mit Abscheu gegen sie und ihren Meister, der ihr Verfahren vollkommen gebilligt hatte.

Da Jakob bis jetzt noch immer Unterwürfigkeit gefunden hatte, so glaubte er nun schon, gar keine Rücksichten mehr nehmen und sich Jegliches erlauben zu dürfen. Er versammelte am 9. November 1685 ein Parla-

ment, eröffnete es mit einer trotzigen Rede, und machte bekannt, daß er bereits viele Katholiken zu Officierstellen befördert habe, und sie künftig auch unbedenklich zu allen anderen Stellen trotz dem Gesetze zulassen werde. Das Oberhaus wagte einen Einspruch gegen diese Neuerung; der zornige König vertagte darauf das Parlament, und da es die Vorstellung nicht zurücknahm, hob er es gänzlich auf, und erklärte, daß er künftig ohne Parlament regieren werde.

Damals ward in Frankreich eben die Aufhebung des Edicts von Nantes verkündet, und von den Flüchtlingen, die in dieser Noth ihr Vaterland verließen, strömten allein gegen funfzigtausend nach England hinüber. Jakob nahm sie auf, und wies ihnen Wohnplätze an; aber Jedermann hielt dafür, daß er sich diesmal nur verstelle, zumal da er fast um eben diese Zeit vier bis fünftausend reformirte Soldaten aus seinem Heere entließ, die dadurch zu Bettlern wurden und zum Theil in den Straßen von London Hungers starben. Die grauenvollen Erzählungen der eingewanderten Franzosen erhöhten das Mißtrauen der Engländer gegen ihren König, der noch viel bigotter, viel hartherziger und viel beschränkter als der König von Frankreich war.

Kaum hatte er also ein halbes Jahr den Thron besessen, als er die Grundlage desselben schon mehr erschüttert hatte, als sein Vater in zwanzig Jahren. Die Protestanten sahen alle Gewalt in den Händen ihrer bittersten Feinde, Jakob lag ganz in den Banden seiner erzkatholischen Gemahlin und des Paters Peter, eines eifrigen Jesuiten, und litt keinen Nichtkatholiken mehr in seiner Nähe. Fast seine ganze Regierung bestand in einer Reihe wüthender Angriffe auf Alles, was seinen Un-

terthanen werth und heilig war. Er errichtete sogar wieder ein geistliches Gericht, nach Art der ehemals so verhaßten hohen Commission, und ließ durch dasselbe jeden Geistlichen absetzen, der gegen den Katholicismus predigte. Den Universitäten drang er allverhaßte Katholiken zu Lehrern und Vorsitzern auf. In Irland, wo der größte Theil der Einwohner katholisch war, wurden die Reformirten fast geradezu wie Ketzer verfolgt. Und in England, wo die Katholiken nur einen geringen Theil des Volks ausmachten, wagte Jakob schon zu erklären, strenge Gewalt wolle er gegen die Protestanten gerade nicht brauchen.

Er rückte indeß mit seinem jesuitischen Uniformationsplane immer deutlicher hervor. Im Frühling 1688 schmiedete er eine neue Verordnung zur Begünstigung der katholischen Religion, und befahl allen Predigern, dieselbe von den Kanzeln abzukündigen. Sechs Bischöfe, welche gegen diese Zumuthung einkamen, wurden sogleich vor das geistliche Gericht gefordert, und von da in den Tower gebracht. Dieser Schritt erregte allgemeine Niedergeschlagenheit. Das Volk versammelte sich schaarenweise in den Straßen und am Ufer der Themse, und sah traurig seine geehrten Lehrer überschiffen. Noch mehr Antheil nahm es in den folgenden Tagen an ihrem Processe, der einem Ausschusse von Pairs übertragen ward. Das Benehmen dieser Geistlichen war so musterhaft, und ihre Antworten so befriedigend und so bescheiden zugleich, daß die Richter nicht umhin konnten, sie von der Schuld frei zu sprechen. Ein lauter Jubel erfüllte die Straßen von London, als dies Urtheil bekannt ward; allein Jakob, der dadurch nur mehr erbittert ward, erließ desto

strengere Drohungen gegen alle Geistliche, die seine Verordnung nicht ablesen würden.

Eins hatte bisher die duldende Nation getröstet, und sie ruhig gehalten, die Aussicht auf dieses verhaßten Königs Tod, nach welchem seine protestantische Tochter, die Prinzessin von Oranien, ihm folgen mußte, da er, trotz seiner unablässigen Gebete, keinen männlichen Erben hatte erlangen können. Daher war die Nachricht, daß ein Prinz von Wales geboren sey (10. Jun.), ein Donnerschlag für das ganze Reich, das nun keine Erlösung aus seinem gegenwärtigen Zustande sah. Ein dumpfes Gemurmel lief durch das Land, und bald verbreitete sich ein Gerücht, das jeder emsig annahm: der Knabe sey untergeschoben, damit die Regierung nicht in reformirte Hände kommen solle. Viele Lords entfernten sich heimlich, und gingen nach Holland hinüber; von anderen erhielt der Prinz von Oranien schriftliche Aufforderungen, sich der gedrückten Nation anzunehmen; eher wollte man alles dulden, als diesen Kronprinzen.

Wilhelm III., den wir schon als einen ausgezeichneten Feldherrn kennen, begegnete trefflich dem so gestimmten Volke. Unter dem Scheine, als gälte es Frankreich, seinem beständigen Gegner, rüstete er eine ansehnliche Flotte aus, und schloß mit vielen Reichsfürsten das oben (S. 335.) erwähnte große Bündniß zu Augsburg. Ludwig XIV. selber ward eine Zeitlang getäuscht; doch als er endlich die wahren Absichten Wilhelms entdeckte, eilte er, Jakob von der nahen Gefahr zu unterrichten, und ihm ein Schutzbündniß anzubieten. Denn eine Verbindung Englands und Hollands, zwei bedeutender Seemächte, setzte Ludwig in Schrecken. Aber Jakob, welcher einen solchen Plan von seinem Schwiegersohne Wilhelm

gar nicht glauben konnte, sah in den Warnungen der Franzosen nur die boshafte Absicht, ihn in einen Bruch mit den Holländern zu verwickeln, und lehnte alle Anträge zu noch so freundschaftlichen Bündnissen ab. Ja er fuhr nur desto eifriger fort, seine Maßregeln durchzusetzen. So versammelte er unter andern im August 1688 sein ganzes, auf dreißigtausend Mann erhöhtes Heer zu einer Musterung vor den Thoren von London, wobei er zugleich die Absicht hatte, die Verordnung, die allen Katholiken den Weg zu den höchsten Ehrenstellen öffnen sollte, von demselben bestätigen zu lassen. Zu dem Ende mußte zuerst ein Bataillon hervortreten, worauf ein Officier die Verordnung vorlas, und dabei befahl, daß jeder, der sie nicht anerkennen wolle, die Waffen niederlegen solle. In einem Augenblick lagen fast alle Gewehre auf der Erde. Der König entfärbte sich und schwieg eine Weile; dann befahl er ihnen, die Waffen wieder aufzunehmen, und ging zuletzt mit der trotzigen Äußerung fort, er werde ihnen künftig die Ehre nicht mehr anthun, sie zu fragen.

---

9. Die Revolution.

(1688 – 1689).

Der 23. September (1688) war endlich der Schreckenstag, an welchem er durch einen Brief seines Gesandten aus dem Haag die sichere Nachricht von dem Landungsplane seines Eidams erhielt. Vor Entsetzen fiel ihm das Blatt aus der Hand. Nun sah er erst, an welchem Abgrunde er sich befand. In der Angst nahm er

alle die Verordnungen schnell zurück, die ihm den Haß des Volkes so sehr erregt hatten; allein dadurch machte er sich nur aus einem gefürchteten Tyrannen zu einem verächtlichen. Da er sich nie einem redlichen Minister anvertraut hatte, so ließen Diejenigen, die um ihn waren, ihn nun entweder gleich im Stich, oder führten ihn durch verkehrte Rathschläge irre. Indeß fuhr Wilhelms wohlgerüstete Flotte in bester Ordnung von Helvoetsluis ab, durchstrich ohne Anfechtung den Canal, und landete (5. Nov.) an der Westküste von England. Beide Ufer, das Englische und das Holländische, waren mit unzähligen Zuschauern bedeckt. Auf dem einen hatte man den allverehrten Helden mit Glückwünschen entlassen, auf dem andern hieß man ihn mit freudigem Zuruf willkommen. Er ging sogleich auf Exeter los, und Alles empfing ihn als den Retter des Vaterlandes. In diesen Gegenden, dem Schauplatz der königlichen Gräuel, die Monmouths Aufruhr verursacht hatte, sprach man nicht anders als mit Abscheu von dem dumpfsinnigen Tyrannen. Ein Manifest ging dem Heere voraus, in welchem alle Beschwerden der Nation gegen Jakob II. aufgezählt waren, und worin sich Wilhelm III. nur als einen Anwalt derselben ankündigte, der gekommen sey, ein freies Parlament zu berufen, für die Freiheit und Sicherheit der Nation zu sorgen, und die rechtmäßige Geburt des sogenannten Prinzen von Wales zu untersuchen. Denn, hieß es, obgleich der König vor kurzem seine gesetzwidrigsten Verordnungen selbst zurückgenommen habe, so sey doch dieser plötzlichen Bekehrung nicht zu trauen, vielmehr müßten die Rechte der Nation auf eine nachdrücklichere Art, und für immer festgestellt werden. Die auswärtigen gegen Frankreich verbündeten Mächte sahen in Wil-

helm den Erretter des festen Landes, und begünstigten sein Unternehmen.

Der König hatte sich indessen mit dem Heere nach Salisbury begeben. Alle Officiere sahen hier scharf auf ihn, und erwarteten seine Maßregeln. Da sie aber wider Vermuthen den sonst so starrsinnigen Herrscher hier auf einmal so verwirrt, unentschlossen und furchtsam sahen, verließ ihn Einer nach dem Andern, ja Einige führten ganze Regimenter mit sich zu den Holländern hinüber. Dies machte ihn so kleinmüthig, daß er das ganze übrige Heer entließ, nach London zurückeilte, und Gesandte mit Vergleichsvorschlägen an den Prinzen schickte. Allein dieser ließ sich auf nichts ein, sondern ging fortgesetzt auf London los. Eine Stadt nach der andern öffnete ihm freiwillig ihre Thore, und viele der vornehmsten Lords vergrößerten seinen Zug. Alle Befehlshaber erklärten sich für den Prinzen. Jakob, von allen Guten verlassen, von übertriebenen Gerüchten geängstigt, von keinen Anderen umringt als von furchtsamen Katholiken, die ihren Untergang vor Augen sahen, wenn sie ihren Feinden in die Hände fielen, ließ sich von diesen bereden, mit ihnen nach Frankreich zu entfliehen, sandte auch wirklich Weib und Kind voraus, und verschwand selbst bald nachher, in der Nacht des 12. December, ohne die mindeste schriftliche Anweisung zurückzulassen.

Diese Feigheit hatte man nicht von einem Könige erwartet, der bisher so zuversichtliche Schritte gethan, und der für jetzt noch nicht Ursache hatte, so sehr alle Hoffnung aufzugeben. Auch der Pöbel wurde nun laut, und ließ seine Schadenfreude an den katholischen Kirchen, Meßgeräthen und Bildern aus. Des Königs Staatsrath ward gar nicht mehr geachtet, und eine kriegerische

Schreckensgewalt war nicht mehr vorhanden. Den ärgsten Unruhen vorzubeugen, traten die vornehmsten Bischöfe und Pairs zusammen, und hielten durch Hülfe der Londoner Stadtsoldaten das Volk im Zaume. Endlich kam der Prinz mit seinen Holländern in der Hauptstadt an, von Hohen und Niedern freudig bewillkommt. Aber sehr zur ungelegenen Zeit erschien auch der entflohene Jakob wieder, den die Bürger in Feversham erkannt, angehalten und nach London gebracht hatten. Er war fast besinnungslos, dachte gar nicht mehr an die Möglichkeit einer Wiedereinsetzung, und sah nichts als das Schicksal seines Vaters vor Augen. Wilhelm III. benutzte diese Betäubung, indem er sie durch scheinbare Schreckmittel zu vermehren suchte. Er gab ihm eine starke Holländische Wache, und befahl ihm, in der Nacht die Hauptstadt zu verlassen. Die Soldaten brachten ihn nach Rochester, und ließen ihn gern entfliehen. So entkam er denn zum zweiten Male, und erreichte diesmal glücklich die Französische Küste (22. Dec. 1688). Ludwig XIV. nahm ihn zu Saint-Germain mit Französischer Artigkeit auf, und gab ihm ein ansehnliches Jahrgehalt bis an sein Ende (1701), allein der Geist schien so sehr von diesem Flüchtlinge gewichen zu seyn, daß er den Französischen Hofleuten nur zum Gespötte diente.

Wilhelms Benehmen in dieser seltenen Lage war dagegen so besonnen, wie es von einem so trefflichen Kopfe zu erwarten stand. Da ihm die allgemeine Neigung des Volks so freiwillig entgegenkam, so that er nichts, um ihr vorzugreifen, sondern schien alles von der eigenen Willkühr der Nation erwarten zu wollen. Nur daß er ein neues Parlament berief, bei dem mit größter Unparteilichkeit verfahren ward. Er selber besuchte die Siz-

zungen nicht, schmeichelte niemandem, machte sich keine Partei, sondern verhielt sich wie ein leidenschaftsloser Zuschauer. Seine Soldaten hielt er in der strengsten Zucht, und das Parlament bewilligte ihm dagegen zur Unterhaltung derselben und der Flotte eine Anleihe von 200,000 Pfund. Gleich in den ersten Sitzungen erklärte das neue Unterhaus den Thron für erledigt, und einige Wochen später, nach heftigen Streitigkeiten, erkannte es ihm und seiner Gemahlin die Krone, ihm allein aber die Verwaltung der Geschäfte zu (22. Jan. 1689). Diese Staatsveränderung wird in der Englischen Geschichte die Revolution genannt. Nach Wilhelms und seiner Gemahlin wahrscheinlich kinderlosem Absterben sollte der Letzteren Schwester, Anna (oben S. 438.), folgen. Mit der Krone zugleich übergab man ihm, gleichsam als die Bedingung derselben, die sogenannte bill of rights, in welcher die Verhältnisse der königlichen und der Volksgewalt genauer als sonst bestimmt wurden. Kraft dieser Parlamentsacte darf der König z. B. die Vollstreckung der Gesetze nie hemmen, kein besonderes geistliches Gericht einsetzen, und ohne Genehmigung des Parlaments keine Auflagen ausschreiben und kein Heer in Friedenszeiten unterhalten. Die Wahlen zum Parlament sollen frei seyn, und über die darin gehaltenen Reden kein Gerichtshof urtheilen dürfen, als die Volksvertreter selbst.

So stand also in England und Holland jetzt ein Haupt an der Spitze der Regierung, zum nicht geringen Nachtheil Ludwigs XIV., der um diese Zeit seinen dritten Raubkrieg anfing. Um dem neuen Könige desto mehr zu schaffen zu machen, sandte er eine Flotte und ein Heer nach dem katholischen Irland, in welchem Jakob noch viele Freunde hatte, und suchte dort eine Gegenre-

volution zu erregen. Jakob selbst befand sich bei diesem Heere. Allein Wilhelm III. schlug die mit den mißvergnügten Irländern vereinigten Franzosen am Boyneflusse (1. Jul. 1690), worauf Jakob sofort wieder nach Frankreich floh. Im folgenden Jahre wurden die Irländer abermals bei Aghrim (13. Jul. 1691) geschlagen, worauf sich die ganze Insel unterwarf. Schottland hatte gleich anfangs dem neuen Herrscher gehuldigt, und bei dieser Gelegenheit das Episkopat und alles Patronatrecht abgeschafft.

Wir wissen schon aus der Französischen Geschichte, daß Wilhelm fast dies ganze Jahrzehend hindurch mit den Franzosen zu fechten hatte. Er brachte daher gewöhnlich die Sommermonate bei dem Heere in Holland, und nur die Winterszeit in London zu. Die Englische Flotte gewann in diesen Feldzügen manchen rühmlichen Sieg. Im Innern des Landes wuchs bei völliger Freiheit und Sicherheit der gesunkene Wohlstand wieder; der Handel ward allgemeiner, die berühmte Londoner Bank ward angelegt (1694), die Ostindische Compagnie erweitert, und der lang verlorne Einfluß der Engländer auf das feste Land trat glänzender hervor als je. Als darauf im Anfange des folgenden Jahrhunderts der gewaltige Spanische Erbfolgekrieg ausbrach, ward auch England darin verwickelt, wie an seinem Orte mit mehrerem berichtet werden soll.

---

10. Englands Cultur im siebzehnten Jahrhundert.

Aus den bisherigen Erzählungen geht deutlich hervor, welche Haupttriebfeder aller inneren Bewegungen Eng-

lands in diesem Jahrhundert die Religion war, und mit welchem Eifer die Form des Christenthums, der jeder anhing, vertheidigt ward. In solchen Zeiten der religiösen Begeisterung ist es gewöhnlich, daß Einzelne, denen die gewöhnliche Vorstellungsweise keine Befriedigung gewährt, über manche Seiten der christlichen Lehre und des Glaubens neue Ansichten fassen, sich ein eigenthümliches System, das ihnen die Wahrheit in ihrer reinsten Gestalt zu enthalten scheint, erbauen, und, wenn sie Gleichgesinnte finden, kleinere Secten bilden. Dergleichen Secten entstanden auch damals in England, unter welchen die Quäker die merkwürdigsten sind.

Diese verdanken ihren Ursprung einem aus der Lehre entlaufenen Schusterburschen, Namens George Fox (geb. 1624), den eine frühere Beschäftigung mit religiösen Gegenständen zu einer solchen Begeisterung führte, daß er sich zu einem Reformator berufen fühlte. Um alle irdischen Gedanken aus seiner Seele zu verbannen, verließ er alle seine Bekannten, ging in die Fremde, hielt sich an keinem Orte lange auf, um nirgends neue Bekanntschaften zu machen, brachte ganze Tage mit seiner Bibel in Wäldern, ja in hohlen Bäumen zu, und unterhielt sich einzig mit Gott. Es währte nicht lange, so glaubte er die nämlichen Offenbarungen zu erhalten, die Gott ehedem seinen heiligen Werkzeugen mitgetheilt habe, und nun ging er als Apostel zu den Menschen zurück. Er lehrte gänzliche Versenkung der Seele in Gott, Ertödtung des äußern Menschen, völlige Freiheit und Gleichheit, und Verachtung aller äußern Ehre, ja alles äußern Gottesdienstes. Es fehlte ihm nicht an Anhängern, und seine Secte dauert noch jetzt fort. Den Namen Quäker (Zitterer) haben sie von den Spöttern erhalten, die das

begeisterungsvolle Verdrehen der Augen und Erzittern aller Glieder ins Lächerliche zogen. Die guten Leute stießen so sehr gegen alle bestehende Ordnung an, daß sie oft heftig verfolgt wurden. Sie schimpften auf die Prediger und den öffentlichen Gottesdienst, nannten alle Leute Du, bedienten sich keiner andern Anrede als „mein Freund", erklärten das Kriegführen für Sünde, wollten keinen besondern Feiertag haben, ja die gewöhnlichen Sacramente abgeschafft wissen, u. dgl. In der Kleidung beobachten sie dieselbe Einfachheit. Kein unnützer Knopf darf an derselben zu finden seyn. In ihren Versammlungen kann jeder auftreten, dem der Geist etwas eingiebt, selbst die Weiber. In ihrer Sittenlehre suchen sie im eigentlichsten Sinne der Forderung Jesu nachzukommen: Wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, so halte ihm die linke auch hin.

Auch die Gesellschaft der Freimaurer erhielt damals in England, wo nicht ihre Entstehung, die nach der Meinung Mehrerer in viel früheren Jahrhunderten zu suchen ist (s. Th. VI. S. 63.), doch ihre spätere Form. Daß dieser Orden noch fortlebt, verdankt er theils dem mächtigen Hange aller Menschen zum Geheimnißvollen, theils den Abzeichen und Würden, womit er (wenigstens auf Stunden) den Ehrgeiz und die Eitelkeit ausputzt, theils den geselligen Bequemlichkeiten und Ergötzungen, die man mit seinen Geheimnissen in eine reizende Verbindung zu bringen gewußt hat.

Die religiösen Schwärmer jener Zeit kamen darin überein, daß sie die Gelehrsamkeit verachteten, und die Künste für gottlos erklärten. Während der Republik waren alle Schauspiele abgeschafft, und Karls I. schöne Gemäldesammlung ward um ein geringes Geld verkauft.

Man könnte also die Periode, wo die Puritaner herrschten, mit Recht die barbarische nennen. London war damals noch eine höchst unreine, ekelhafte Stadt, voll enger Gassen, und finsterer, hölzerner Häuser. Ein ungeheurer Brand, der am 3. September 1666 in eines Bäckers Hause ausbrach, und erst nach drei Tagen inne hielt, nachdem er gegen vierhundert Straßen und dreizehntausend Häuser in Asche gelegt hatte, gab Veranlassung zu einer beträchtlichen Verschönerung der Stadt. Gegen das Ende des Jahrhunderts erhielt sie erst eine nächtliche Straßenerleuchtung.

Polizei und Gesetzgebung waren noch sehr mangelhaft. Ein stehendes Heer in Friedenszeiten hielt man der Freiheit der Nation für so gefährlich, daß selbst der so hoch geachtete Wilhelm III. ihm entsagen mußte. Die Englische Flotte bestand unter diesem Könige aus 173 Schiffen, die mit 42,000 Seeleuten bemannt waren. Damals trieb man auch schon einen bedeutenden Handel mit Pennsylvanien und Carolina, wohin sich zur Zeit der Englischen Unruhen viele Unzufriedene als Colonisten begeben hatten.

Einen der bewundernswürdigsten wissenschaftlichen Geister brachte England in diesem Jahrhundert hervor, den unsterblichen Isaak Newton (geb. 1642, gest. 1727) dem die Mathematik und die Naturlehre außerordentliche Entdeckungen verdanken. Von einem kleinen Orte (Wolstrop) in Lincolnshire, ging ein Mann aus, der eine ganze Welt erleuchten sollte. Schon als Jüngling ergriffen ihn die Werke der großen Mathematiker Kepler und Descartes so mächtig, daß er nichts als sie studiren mochte, und schon in seinem vierundzwanzigsten Jahre hatte ihn das unausgesetzte Nachdenken darüber auf die vorzüglich-

sten Entdeckungen geführt, die er in der Folge bekannt machte. Seine Werke machten Aufsehen in ganz Europa, und auch sein Vaterland verkannte seine Größe nicht. König Wilhelm III. machte ihn 1696 zum Münzwardein, und drei Jahre nachher zum Münzmeister, mit einem ansehnlichen Gehalte, und von dieser Zeit an widmete er sich ganz dem Staate. Um jedoch noch etwas für die Wissenschaften zu thun, warf er sich — wiewol mit minderm Glücke — in die Chronologie, und zuletzt versuchte er eine Erklärung der Offenbarung Johannis. Die Königin Anna machte ihn 1703 zum Präsidenten der Londoner Akademie, und erhob ihn 1705 in den Ritterstand. Die größten auswärtigen Gelehrten suchten seine Belehrung. Er hatte dabei die Bescheidenheit einer Jungfrau und die offene Unbefangenheit eines Kindes. Liebe zum Gelde und zum weiblichen Geschlechte berührte ihn gar nicht. Er erreichte ein Lebensziel von fünf und achtzig Jahren, unangefochten von Krankheit, die letzten fünf Jahre ausgenommen. Aber sein so früh angespannter Geist dauerte nicht so lange in seiner Stärke aus. Der große Mann verstand in seinem Alter die Werke selbst nicht mehr, die er in seiner Jugend geschrieben hatte. Dennoch ehrte die gerechte Zeitgenossenschaft das früh erworbene Verdienst auch in dem Greise. Sein Begräbniß war wie eines Königs. Der Kanzler und drei Pairs von England trugen den Thronhimmel über seinem Sarge, und in der Westminsterabtei, wo die Könige und die Größten des Landes ruhen, lies't man noch Newtons Grabschrift.

Früher als er, schon unter Karl I., machte der Englische Arzt Harvey die Entdeckung der Art und Weise des Blutumlaufs in den thierischen Körpern.

Auch einen großen Dichter brachte dies Zeitalter der Begeisterung hervor, und zwar, wie zu erwarten stand, einen religiösen. Johann Milton ist es (geb. zu London 1608, gest. 1674), dessen Verlornes Paradies unter den Englischen Epopöen den ersten Rang behauptet. Er war ein Mann von feurigem Geiste und zarter Empfindung, der nach einer sehr nützlich angewandten Jugend Frankreich und Italien durchreisete, und nach seiner Rückkehr die Studien sogleich wieder hervorsuchte, in denen er es schon vorher so weit gebracht hatte. Er las den Dante und Petrarca, den Homer und das alte Testament in der Ursprache, und die beiden letzteren Werke wußte er fast auswendig. Dabei war er in der Musik und in der Reit- und Fechtkunst wohl bewandert. Während des Aufstandes trat er auf die Seite der Republikaner, und vertheidigte selbst in mehreren Schriften den Königsmord. Unter Cromwells Regierung ward er Staatssecretär, kam aber nach der Restauration mit einer kurzen Gefangenschaft davon. Noch während seines Amts hatte er das Gesicht verloren, aber seine Thätigkeit ward dadurch auf keine Weise gehemmt, er dictirte, und seine Töchter dienten ihm als Vorleserinnen. Jetzt vollendete er sein oben genanntes großes Werk, welches alle Arbeiten seiner jüngeren Jahre weit hinter sich zurück ließ. Dennoch konnte ein Buchhändler nur mit vieler Mühe bewogen werden, zehn Pfund dafür zu geben, auch fand es bei den Zeitgenossen nur wenig Eingang. Der Dichter schrieb darauf ein Gegenstück zu demselben: das Wiedergewonnene Paradies, das ihm noch besser gelungen dünkte, jetzt aber völlig vergessen ist. Den Werth des verlornen lernte, wie gewöhnlich, erst die Nachwelt schätzen, und

seitdem hat es manchen Londoner Buchhändler zu einem reichen Manne gemacht.

Einen geschätzten komischen Dichter brachte die Regierung Karls II. ebenfalls hervor, den Verfasser des Hudibras, Butler. Auch Dryden ist ein berühmter Name. Das Zeitalter war aber für solche Erscheinungen wenig empfänglich, und Karl II. wandte das Geld lieber an Buhlerinnen, als an große Geister. Milton und Butler blieben ohne alle Unterstützung, und der Dichter Otway starb 1685 in der bittersten Armuth, von Noth und Kummer verzehrt.

IV.

Die übrigen Völker.

---

1. Portugiesen.

Wir haben dies schnell verblühte Volk am Ende des vorigen Zeitraums unter Spanischer Herrschaft verlassen, die den Geist desselben ganz niedergedrückt hatte, und nur darauf bedacht war, es in der dadurch entstandenen Kraftlosigkeit zu erhalten. Der Herzog von Olivarez, Philipps IV. herrischer Minister, war besonders darauf bedacht, die reichen königlichen Domainen allmählig alle zu veräußern, damit die Portugiesen, selbst wenn sie sich losrissen und einen andern König wählten, keine Hülfsquelle mehr hätten, aus welcher derselbe die Regierungsbedürfnisse bestreiten könnte. Allein diese List half ihm wenig. Der nächste Thronprätendent, der Herzog von

Braganza *), besaß der Güter so viele, daß sie, im Fall er zum Thron gelangte, ihm statt der trefflichsten Domainen seyn konnten. Zwar stellte der Minister auch ihm nach, allein dies beschleunigte nur den Ausbruch der Revolution. Ein Aufruhr in Catalonien machte, daß man die Spanischen Truppen im Hauptlande selber nöthig brauchte; dadurch ward Portugal ganz entblößt, und in Lissabon besonders war nicht ein einziger Soldat. So ward die Empörung leicht verabredet. An einem Tage (1. Dec. 1640) war in der Hauptstadt Alles vollendet, der Herzog von Braganza unter dem Namen Johann IV. zum Könige ausgerufen, alle Hauptgebäude mit Portugiesen besetzt, alle Spanischen Wappen und andere Zeichen abgerissen, und alle Spanischen Schiffe im Hafen in Beschlag genommen. Nur drei Personen kamen ums Leben. Dem Beispiel der Hauptstadt folgte mit raschem Vaterlandsgefühl in wenig Tagen das ganze Königreich. Olivarez kündigte seinem schlaffen Herrn die Sache als eine fröhliche Botschaft an. „Sire, sagte er, der Herzog von Braganza hat sich erfrecht, sich zum König von Portugal erklären zu lassen; dadurch sind alle seine Güter Ew. Maj. heimgefallen." — „Gut so laßt sie einziehen," erwiederte der König. Aber sie blieben uneingezogen.

Ein Krieg erhob sich freilich, allein da Spanien damals so viel mit Frankreich zu thun hatte, so konnte es gegen Portugal nur eine schwache Macht erübrigen, und Johann IV. wußte sich insgeheim durch tüchtige Bestechungen die Spanischen Minister so zu Freunden zu machen, daß er wenig Soldaten brauchte. Er starb nach

*) Er stammte im fünften Geschlecht von jenem Herzog Ferdinand von Braganza ab, den König Johann II. hatte hinrichten lassen (S. Th. VII. S. 112.)

einer sechzehnjährigen Regierung (6. Nov. 1656) und hinterließ zwei Söhne, Alfons und Peter, von denen der erstere, ein Schwächling an Körper und Geist, nach ihm den Thron bestieg.

Daraus erwuchs eine neue Revolution. Man gab dem Schattenkönige eine Französische Prinzessin aus dem Hause Nemours, Maria Franzisca Elisabeth, zur Gemahlin (1666); aber diese hatte nicht sobald ihren Gemahl und den neuen Hof kennen gelernt, als sie sich mit dem mißvergnügten Peter verband, wider Willen des Königs die Stände zusammenberief, die Minister vertrieb, und ihrem Gemahl wegen seiner gänzlichen Untauglichkeit die Ehe aufkündigte (21. Nov. 1667). Die Stimmung des Volks begünstigte das rasche Unternehmen, und der Infant Peter konnte sich ohne Widerstand der Regierung bemächtigen. Diesen heirathete nun die junge Königin (30. März 1668), indeß Alfons, der abgesetzte König, als Staatsgefangener nach einer der Azorischen Inseln gebracht ward. Von da führte man ihn jedoch einige Jahre nachher, als nichts mehr von ihm zu befürchten war, wieder nach Portugal zurück, und räumte ihm ein kleines Landhaus in der Nähe von Lissabon ein, wo er, wohlbewacht, bis 1683 lebte.

Bis dahin hatte Peter nur den Titel eines Regenten geführt. Als solcher schloß er 1661 Frieden mit den Holländern (die den Krieg, welchen Portugal als Spanische Provinz geführt, noch fortgesetzt hatten), in welchem Brasilien, das die Holländer erobert und dann wieder verloren hatten, gegen eine Zahlung von vier Millionen Crusaden erhalten wurde. Der Krieg mit Spanien wurde (insgeheim mit Französischer Hülfe) bis 1668 fortgesetzt, bis endlich in dem am 13. Februar geschlossenen Frieden

Portugal auch von Spanien als ein unabhängiges Reich anerkannt ward. Nach Alfonsens Tode fiel dem Infanten auch der königliche Titel zu, und unter dem Namen Peter II. regierte er bis an seinen Tod (1706) Portugal noch drei und zwanzig Jahre.

---

2. Spanier.

In Spanien regierte von 1621 bis 1665 Philipp IV. oder während der beiden ersten Jahrzehnde seines Königthums vielmehr sein Minister, der Herzog von Olivarez. Der letztere war ein unternehmender Mann, der seinem Zeitgenossen Richelieu in dem Ruhme, das Land zu einem neuen Leben erweckt zu haben, gern gleichgekommen wäre. Aber dazu fehlten ihm Richelieu's Gaben, und Spanien war in einem noch weit verfalleneren Zustande, als Frankreich es gewesen war, wie Jener das Staatsruder ergriff. Und doch hatte dieser Mann das unselige Gelüst, mit Richelieu auch in auswärtigen Unternehmungen wetteifern zu wollen. Er mischte sich in den dreißigjährigen Krieg, und gerieth darüber auch mit Frankreich in den Kampf, den wir schon oben berührt haben, und in dem Spanien den Kürzern zog, weil die Staatseinrichtungen so unzweckmäßig waren und die eigne Thätigkeit des Volks so gering, daß die Reichthümer der überseeischen Länder dem Reiche wenig Vortheil brachten. Um die kleinste Unternehmung zu bewerkstelligen, mußten erst neue Anleihen gemacht, oder große Domainen verkauft werden, und doch brachte man nie soviel zusammen, daß einmal ein entscheidender Streich im Felde ausgeführt werden konnte. Ein Versuch des Ministers, die Provinzen Aragonien, Catalonien

und Navarra, die bisher fast steuerfrei gewesen waren, gleichfalls zur Theilnahme an der allgemeinen Bürde zu bewegen, lief so unglücklich ab, daß Spanien dadurch an den Rand des Untergangs gebracht ward. Weder die geforderte Anzahl Soldaten, noch die aufgelegten Steuern wollten sie hergeben, und als die Catalonier hörten, daß Olivarez ihre Abgeordneten zu Madrid in Verhaft genommen habe (1640), gerieth die Bürgerschaft von Barcelona, und bald darauf die ganze Provinz in Aufruhr; ja es war zu fürchten, daß die Gährung das ganze Land anstecken möchte. Zu allem Unglück riß sich gerade in demselben Jahre, da man mit den Franzosen und Cataloniern genug zu thun hatte, auch Portugal los, wie oben erzählt ist, und 1647 verursachten die übertriebenen Auflagen, selbst auf die gemeinsten Bedürfnisse, auch in Neapel, das damals noch den Spaniern gehörte, einen blutigen Aufstand. Ein gemeiner Fischer, Thomas Aniello (auch Masaniello genannt), dessen Frau gestraft worden war, dafür, daß sie Mehl ohne Steuer zu bezahlen eingebracht hatte, führte einen Pöbelschwarm auf die Zollbuden los, ertrotzte vom Unterkönige die Aufhebung aller seit Karl V. gemachten Auflagen, und machte sich an der Spitze von fast hundert tausend Menschen zum unumschränkten Herrn der Stadt. Aber im Schwindel seiner neuen Größe beleidigte er seine Freunde, ward erschossen (16. Jul.), noch im Tode gemißhandelt, und einige Tage darauf wieder als ein Heiliger verehrt. Kaum hatte sich die Unruhe ein wenig gelegt, so beging der Unterkönig den Fehler, den Brotpreis zu erhöhen, worauf die Empörung sogleich in viel mächtigeren Flammen aus der Asche wieder hervorbrach. Diesmal zwang das Volk einen edlern Mann, einen Fürsten von Massa, an die Spitze der Empörung zu treten. Die-

ser that sein Möglichstes, die Ruhe gütlich herzustellen, als eben eine Spanische Flotte unter dem achtzehnjährigen Don Johann von Österreich, einem natürlichen Sohne des Königs, im Hafen erschien. Alles war schon auf gutem Wege, Gelindigkeit hätte die letzten Stürme vollends besänftigt; allein jetzt wollte der unverständige Vicekönig seine Rache an den Empörern kühlen. Unter dem Schein der Unterhandlungen wurden die vornehmsten Häupter der Volkspartei auf die Flotte gelockt, hierauf stürzten die Spanischen Soldaten mit brennenden Fackeln auf die Stadt los, und forderten Übergabe ohne alle Bedingung (5. Oct.). Diese Arglist trieb die feurigen Italiäner zur Verzweiflungswuth. Ein Büchsenmacher, Gennaro Annese, übernahm den Befehl über die Empörer, der Fürst von Massa ward als ein heimlicher Freund der Spanier hingerichtet, die Spanier wurden glücklich zurückgeschlagen. Man wollte eine republikanische Regierungsform einrichten. Selbst der Adel willigte nothgedrungen in diesen Plan. Um eine mächtige Stütze gegen Spanien zu haben, bot man dem Herzog Heinrich von Guise, der sich eben damals in Rom aufhielt, die Würde eines Generalissimus des neuen Freistaats an. Guise erschien wirklich (19. Nov.) in Neapel, und ward mit Jubelgeschrei empfangen; vier Wochen später zeigte sich auch eine Französische Flotte zu seinem Beistande, allein man glaubt, Mazarin habe diesem Prinzen nicht wohl gewollt; genug, die Flotte verschwand wieder, Guise konnte außerdem auch die Forderungen des nach Brot schreienden Volks nicht befriedigen, die Häupter wurden, wie gewöhnlich, uneins, Mangel und Elend stiegen aufs äußerste. Guise wagte vergebens einen Ausfall auf alle Spanischen Posten (Febr. 1648). Endlich erschien ein neuer Vicekönig,

Graf von Ognate; mit diesem unterhandelten die Häupter des Adels heimlich, ließen die Spanier bei einem allgemeinen Sturme (5. April) willig in die Thore ein, als eben Guise abwesend war, und so ward das Land fast ohne Schwertstreich dem Hause Spanien erhalten. Guise ward bei seiner Rückkehr listig ergriffen, und ein langes Gefängniß folgte auf die kurze Herrschaft.

Daß Spanien in seinen übrigen Kriegen so glücklich nicht war, wissen wir schon aus der Französischen Geschichte. Das Geschrei der Unterthanen über den allzu herrschsüchtigen Minister nahm so zu, daß der König endlich gezwungen ward, darauf zu achten. Olivarez mußte weichen (1648), und seinem Neffen Don Louis de Haro seine Stelle überlassen, der allerdings milder, aber auch weniger kraftvoll und entschlossen war. Er endigte den Niederländischen Krieg im Westphälischen Frieden mit großem Verluste, denn er erkannte die Unabhängigkeit der sieben vereinigten Provinzen und ihr Recht auf alle ihre auswärtigen Besitzungen an. Mit Frankreich mußte leider noch elf Jahre gefochten werden, und doch war der Pyrenäische Friede (1659) so unvortheilhaft. Den Catalonischen Aufstand konnte man auch erst 1652, und zwar größtentheils durch Nachgeben dämpfen. Noch schlug man sich mit den Portugiesen, als Philipp IV. starb (17. Sept. 1665).

Jetzt beginnt eine der traurigsten Zeiträume der Spanischen Geschichte. Nichts als Bilder des Elends; überall der tiefste, schrecklichste Verfall; Karl II., der junge Thronfolger, war ein vierjähriger Knabe, so schwächlich, daß der benachbarte Französische König schon auf seinen Tod wartete. Die Mutter sollte Regentin seyn, entzweite sich aber unverständig mit den Edelsten des Landes, und

machte ihren Liebling, einen Deutschen Jesuiten, Pater Neidhard, zum Großinquisitor und zu ihrem Gewissens- und Cabinetsrath. Bis zum Frieden mit Portugal (auch kein geringer Verlust!) ging noch alles gut, aber nun brach die Unzufriedenheit der Großen öffentlich aus. Don Johann von Österreich rückte mit Truppen vor Madrid, und zwang die Königin, ihren allverhaßten Beichtvater fortzuschicken (1669). Aber an Neidhards Stelle trat bald ein anderer Günstling, der eben so wenig helfen konnte, und als endlich der großjährige, aber doch bis an sein Ende höchst schwache König Karl II. selbst die Regierung übernahm, wurde es nicht besser. Das Elend des Landes war damals so groß, daß es in vielen Gegenden gar kein gemünztes Gold oder Silber mehr gab. Eine Zeitlang behalf man sich mit Kupfergeld, und als auch dies ausging, mußte man Sachen gegen Sachen austauschen. Die Hofbedienten erhielten jahrelang keine Besoldung, ja es fehlte oft an Speisen für ihren Tisch. Man sah königliche Lakaien ihre Livreen ausziehn und verkaufen, um nur nicht Hungers zu sterben. Nachdem der König seine besten Domainen veräußert hatte, fand er so wenig Zutrauen, daß er kaum noch zu funfzehn Procent Geld geliehen bekommen konnte. Wahrlich unter solchen Umständen war es doppelt leicht für Ludwig XIV., dies hülflose Reich dreimal hinter einander so heftig anzugreifen, und nun wird man es sehr begreiflich finden, warum Spanien im Nimweger Frieden so schlecht wegkam (1679). Und doch mußte es bald nachher noch einen achtjährigen Krieg (1689—1697) aushalten! Welche neue Drangsale das Land zu erdulden hatte, als es im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts

das Ziel fremden Ehrgeizes wurde, werden wir im nächsten Zeitraume betrachten.

---

3. Holländer.

Dies Volk haben wir schon oben in der Französischen Geschichte als eins der betriebsamsten und bedeutendsten Völker des siebzehnten Jahrhunderts kennen gelernt. Nicht genug, daß es sich nach einem achtzigjährigen Kampfe mit Spanien von der Herrschaft des letztern glücklich losgerissen hatte: das Haus Oranien, aus dem es seine Anführer wählte, gebar in vier auf einander folgenden Geschlechtern lauter so erlesene Feldherren, daß dies allein schon hinreichend ward, dieses Jahrhundert zum glänzendsten für die Holländische Geschichte zu machen. Wilhelm von Oranien (gest. 1584), Moritz (gest. 1625), dessen Bruder Friedrich Heinrich (gest. 1647), Wilhelm II., des Vorigen Sohn (gest. 1650), und Wilhelm III. (gest. 1702) bildeten eine Folge von Männern im vollen Sinne des Worts!

Wir haben diese Oranier schon im vorigen Zeitraum im Kampfe mit einer republikanischen Partei verlassen, die zuweilen durch einen kräftigen Großpensionär (Landsyndikus) von Holland sehr furchtbar wurde. Ein solcher Mann war Oldenbarneveld, der im Streite mit der Oranischen Partei sein Leben verlor (Th. VIII. S. 317.). Desgleichen der große Staatsmann de Witt (S. oben S. 308.), der das nämliche Schicksal hatte. Das Bestreben solcher Männer ging, wie das der republikanischen Geister des Alterthums, von der Furcht aus, die Freiheit der Verfassung an Diejenigen zu verlieren, welche durch ih=

ren Geist und die Kraft ihres Arms das Vaterland gegen die äußeren Feinde schützten, und dadurch die Anhänglichkeit des Volkes in einem Grade erwarben, der zur Grundlage des Strebens nach höherer Macht dienen konnte. Daher sah man auch in den Vereinigten Niederlanden einen steten Gegensatz zweier sich an einander erhitzenden Kräfte, der nur so lange dem Staate nicht schadete, als ein großes gemeinschaftliches Interesse — der auswärtige Handel, die Kriege und die Colonien — vorhanden war, das im Nothfalle beide Parteien im Innern schnell wieder vereinigte. Im Jahre 1621, wo der zwölfjährige Waffenstillstand (Th. VIII. S. 313) zu Ende lief, begann Hollands Krieg gegen Spanien von Neuem. In demselben Jahre errichtete man auch eine Westindische Compagnie, die sich jedoch nur dreizehn Jahre hielt. Im Jahre 1628 nahm Peter Hein die große Spanische Silberflotte; 1636 vertrieb der tapfere Graf Johann Moritz von Nassau-Siegen die Portugiesen aus Brasilien; 1641 nahm ihnen die Holländische Ostindische Gesellschaft (die sich unlängst durch die Anlage von Batavia merklich verstärkt hatte) Malacca, und 1644 auch Ceylon weg. Seit 1630 zahlte Frankreich zum Kriege mit Spanien Hülfsgelder an die Republik, und 1635 schloß es ein Schutz- und Trutzbündniß mit derselben; 1648 erlangten endlich die Holländer im Westphälischen Frieden nicht nur die ehrenvolle Anerkennung ihrer Unabhängigkeit von Spanien, sondern auch beträchtliche Stücke von ihren Eroberungen in Brabant, Flandern und dem Limburgischen, die nun, unter dem Namen der Generalitätslande, wahre Domainen der Verbindung wurden; ja man bewilligte ihnen das Recht, die Schelde nach Gefallen zu schließen. Nur im Kriege gegen Cromwell waren die Holländer un-

glücklich. Wie glorreich sie aber die schweren Kämpfe mit Ludwig XIV. bestanden, und welche herrliche Siege ihre Seehelden Tromp und Ruyter und der ernste Wilhelm III. erfochten, ja wie der letztere endlich noch — wiewol nicht zum Vortheil der Republik — die Krone von England davon getragen, ist im Vorigen bereits erzählt worden.

Mit der wachsenden Macht und dem Wohlstande der Holländer stellten sich auch bei ihnen alle Künste des Luxus ein; selbst die Wissenschaften wurden nirgends mehr geschätzt, noch die Gelehrten besser belohnt, als in Holland. Die Holländischen Philologen sind berühmt genug; die meisten derselben waren Professoren in Leyden. Die fast unbeschränkte Denk- und Preßfreiheit, welche die Republik vorzugsweise vor allen übrigen damaligen Staaten gewährte, lockte die besten Köpfe dorthin. Descartes und Bayle fanden in Holland den Schutz, den ihnen das bigotte Frankreich versagte, und einer der Heroen der neueren Philosophie, der berühmte Baruch Spinoza, ward 1632 in Amsterdam geboren. Er war der Sohn eines Portugiesischen Juden, lernte Latein von einem Arzte, und Jüdische Theologie von einem Rabbinen. Dem letztern legte er bald eine Menge Zweifel über die Wahrheit des Judenthums vor, die ihm derselbe nicht lösen konnte. Das Gerücht von seiner Ketzerei zog ihm bald darauf so viele Verfolgungen zu, daß er sogar einmal beim Herausgehen aus der Synagoge von einem andern Juden einen Messerstich erhielt. Seitdem zog er sich von seinen Glaubensgenossen ganz zurück. Als darauf einige Zeugen von ihm aussagten, er habe geäußert, die Juden seyen das thörichteste Volk auf der Erde, da sie sich das Volk Gottes nennten, ohne doch die mindeste Idee von diesem Gotte zu haben, ward er förmlich in den Bann

gethan. Er änderte nun seinen Vornamen in Benedict um, ernährte sich vom Schleifen optischer Gläser, und hielt sich äußerlich zu den Arminianern. Aber auch die gemeinen Christen trauten ihm nicht, denn sie hielten ihn für einen Gotteslängner. Dagegen suchten die gebildetsten Männer seine Gesellschaft wegen seiner ungemeinen Gelehrsamkeit, seines vorsichtigen, anspruchlosen Betragens und seiner außerordentlichen Rechtschaffenheit. So weit er über die Aufklärung der damaligen Geistlichen erhaben war, so ermunterte er doch jedermann, ihre Vorträge fleißig zu hören; ja er selber fand sich häufig dazu ein, um kein Sonderling zu scheinen, und niemandem anstößig zu seyn. Seine Rede war sanft, liebreich und immer anständig, sein Körper klein, sein Gesicht gelb und schwärzlich. Leider starb er schon 1677 im fünf und vierzigsten Lebensjahre. Von dem philosophischen Systeme dieses großen Geistes kann hier nicht die Rede seyn.

Nachdem die großartige Schule der Malerei, welche durch die Brüder van Eyck in den Niederlanden begründet worden (Th. VI. S. 361), im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts allmählig gänzlich ausgeartet war, begann daselbst vom Anfang des siebzehnten eine zweite Epoche der Blüthe für diese Kunst. Die Statthalter in den Spanischen Niederlanden, so wie die Prinzen von Oranien in den vereinigten Provinzen beeiferten sich, die aufstrebenden Talente vielfach zu beschäftigen und auf alle Weise zu ehren. Zugleich fand nicht leicht zu einer andern Zeit unter den Begüterten eines Landes so viel thätige Kunstliebhaberei als in diesem Zeitraum in den Niederlanden statt. Dadurch wird es auch allein erklärlich, wie sich in einem Bezirk von verhältnißmäßig nicht großem Umfange so außerordentlich viele Maler ausbilden

und ihren Unterhalt finden, und wie die verschiedensten Gattungen der Malerei daselbst zu einem so hohen Grade von Vollendung gelangen konnten.

In der historischen Malerei war es in den Niederlanden Peter Paul Rubens, ein gewaltiges Genie, der auf eine höchst geistreiche, obschon in Vergleich mit der edleren und idealeren Art der größten Italiener etwas derb-sinnliche Weise, die heilige Geschichte, Mythologie und Allegorie behandelte, außerdem aber noch mit der größten Meisterschaft Portraits, Landschaften und wilde Thiere malte. Der unerschöpfliche Reichthum seiner Phantasie, die Gluth, worin alle seine Farben getaucht sind, sichern ihm einen ehrenvollen Platz unter den größten Künstlern aller Zeiten.

Dieser treffliche Maler wurde 1577 zu Köln geboren, wohin seine Eltern sich aus Antwerpen wegen der dort ausgebrochenen bürgerlichen Unruhen geflüchtet hatten. Der Vater, ein vornehmer Gerichtsbeamter zu Antwerpen, erzog ihn früh zu den Wissenschaften, brachte ihn dann als Pagen in ein gräfliches Haus. Nach dem Tode desselben folgte Rubens seiner Neigung zur Malerei, und besuchte die Schule mehrerer Meister, unter denen Otto Venius sein eigentlicher Lehrer wurde. Er ging darauf nach Italien, ward von dem Herzoge von Mantua, Vincenz Gonzaga, in Dienst genommen, und von demselben nach Madrid und Rom geschickt, um daselbst die berühmtesten Gemälde für ihn zu copiren. Von da ging er nach Genua, wo er viel, besonders Portraits malte. Eine Krankheit seiner Mutter rief ihn nach siebenjähriger Abwesenheit nach Flandern zurück. Jetzt verband er mit seiner Kunst auch die ernstesten Studien der Geschichte, der Poesie und der Mythologie. In der Lateinischen

Sprache war er so fertig, daß er sie bequem sprach und schrieb. Seine Gemälde wurden nun immer mehr gesucht. Der Erzherzog Albrecht bezahlte ihn fürstlich. 1620 rief ihn Maria von Medici nach Paris, um die Galerie im Palast Luxemburg von ihm malen zu lassen. Da er ein eben so feiner Weltmann als denkender Künstler war, so bot man ihm sogar schwierige Staatsämter an; ja auf den Vorschlag des Herzogs von Olivarez, des Ministers Philipps IV., ging er 1630 als Spanischer Gesandter nach England, um den Frieden zwischen beiden Mächten vermitteln zu helfen, was ihm auch glücklich gelang. Er erhielt hier von Karl I. ansehnliche Geschenke, ward zum Ritter gemacht, reisete darauf nach Spanien, um von seinen Verrichtungen Rechenschaft abzulegen, und erhielt von Philipp IV. den goldnen Schlüssel und den Posten eines Secretärs des Niederländischen Staatsraths. Die mit dieser Würde verbundenen Geschäfte hinderten ihn jedoch nicht, seiner Kunst treu zu bleiben; er brachte noch täglich mehrere Stunden vor der Staffelei zu, nur daß er sichs jetzt bequemer machte, denn bei vielen Bildern ließ er nach seinen Compositionen das Meiste von seinen Schülern machen, und begnügte sich, die letzte Hand daran zu legen. So wie die Kenntnisse und das feine Benehmen dieses so vielseitig ausgebildeten Mannes ihm die Freundschaft der Edelsten seiner Zeitgenossen verschafften, so erhoben seine Einkünfte ihn zu gleicher Lebensweise mit den Vornehmsten. Er bewohnte einen der geschmackvollsten Paläste zu Antwerpen, besaß eine seltene Kunstsammlung und hielt sich die schönsten Pferde. Er starb 1640. Man hat von ihm viele hundert Gemälde, die in allen Ländern zerstreut sind. In der ehemaligen Düsseldorfer Galerie waren ihrer allein

fünf und vierzig, in Paris über funfzig, und in den Niederlanden ist fast keine Kirche, die nicht mit einem Altarblatt von Rubens geschmückt wäre.

Unter seinen zahlreichen und trefflichen Schülern ist Anton van Dyk der berühmteste. Er war in Antwerpen geboren (1599), wo sein Vater ein Glasmaler war. Anfangs that man ihn bei Heinrich van Balen, einem geschickten Meister, in die Lehre; doch der lernbegierige Jüngling, gleich entzückt von Rubens Werken und von seinem Ruhme, hatte keinen eifrigern Wunsch, als in dessen Haus aufgenommen zu werden. Ein Freund verhalf ihm dazu, und nun sah man den Schüler mit einem Feuer arbeiten, das den Meister hätte eifersüchtig machen können. Im zwanzigsten Jahre ging er auf den Rath seines Lehrers nach Italien. Zum Abschiede schenkte er Rubens drei seiner trefflichsten Arbeiten, wogegen ihm dieser eines seiner schönsten Pferde verehrte. Schon früher hatte er ein besonderes Talent zum Portraitiren verrathen; jetzt, da er die sprechenden Bildnisse eines Tizian und Paul Veronese kennen lernte, entschied sich sein Hang zu dieser Gattung vollends. Zwar lieferte er auch noch manches historische Stück, besonders aus der heiligen Geschichte, aber die Portraitmalerei hat ihn doch eigentlich so berühmt gemacht. Er wußte Stellungen, Anzüge, Blicke zu treffen, die den Personen, die er malte, außer der sprechendsten Ähnlichkeit noch ein ganz eigenes Interesse gaben, und dazu bedurfte er so wenig Zeit, daß es ihm wie ein Spiel von der Hand ging. Er hat fast alle Fürsten und mehrere berühmte Personen seiner Zeit gemalt; auch Tilly und Wallenstein haben ihm gesessen. Nachdem er ganz Italien und Sicilien durchreiset hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo nun jeder=

mann von ihm gemalt seyn wollte. In Harlem besuchte er Franz Hals, einen vortrefflichen Portraitmaler, ohne von demselben gekannt zu seyn, und ersuchte ihn, sein Bildniß zu malen. Hals begab sich sogleich an die Arbeit; Van Dyk lobte das Gemälde, und bat um die Erlaubniß, ihn wiederum malen zu dürfen. Hals setzt sich, und Van Dyk fordert ihn nach einiger Zeit auf, sein Bild anzusehen. Ergriffen von der Vortrefflichkeit der Arbeit rief der Maler aus: „Herr, ihr seyd entweder der Teufel oder Van Dyk!"

Er hielt sich hierauf abwechselnd in Holland und in England auf. In London beeiferte sich der Hof, ihn zu ehren und zu beschenken. Karl I. besuchte ihn oft, und sah ihm gern zu; auch gab er ihm eine schöne Wohnung, und einen bestimmten Preis für jedes seiner Werke, ja er erhob ihn zum Ritter des Ordens vom Bade. Van Dyk, von Überfluß umgeben, heirathete die schöne Tochter eines Schottischen Grafen, machte fast einen eigenen kleinen Hof für sich, lebte mit den vornehmsten Lords in freundschaftlichen Verhältnissen, hielt sogar eine eigene Kammercapelle, und erregte trotz allem diesem wegen seiner ausgezeichneten Bildung und seines einnehmenden, bescheidenen Betragens mehr Bewunderung als Neid. Er starb schon 1641 zu London, und erhielt in der Paulskirche ein Denkmal.

Was Rubens für die südlichen Niederlande gewesen, das wurde Paul Rembrandt van Ryn (geb. 1606 in einer einzelnen Mühle, gest. 1674), auf eine andere Weise für Holland, indem auch er durch eine ansehnliche Zahl talentvoller Schüler die Art und Weise seiner Kunst auf längere Zeit allgemein geltend machte. Obgleich er sich fast nie über die getreue Nachahmung der gemeinen Na=

tur erhoben, zeugen dennoch seine Compositionen von großem künstlerischen Sinn, und in der glühenden Harmonie seiner Tinten, in der zauberischen Kraft und Durchsichtigkeit seines Helldunkels, hat er noch nicht seines Gleichen gefunden. Einen fast nicht geringeren Ruhm als durch seine Gemälde hat er sich durch seine meisterhaften und zahlreichen Radirungen erworben, welche noch jetzt von Sachverständigen eifrig gesucht werden. — Von seinen Schülern verdienen besonders Ferdinand Bolt und Govaert Flink genannt zu werden.

Von der großen Anzahl ausgezeichneter Männer, welche sich in anderen Gattungen der Malerei rühmlich hervorgethan, müssen wir uns begnügen, hier einige der Vorzüglichsten zu erwähnen. Für das Portrait war Bartholomäus van der Helst (geb. 1601 zu Harlem) das für Holland, was Van Dyk für die südlichen Niederlande gewesen. Das Verdienst seiner Bildnisse besteht vorzüglich in naiver Auffassung, großer Naturwahrheit, und ausnehmender Zartheit des Colorits. — In der Behandlung von Gegenständen aus dem gewöhnlichen Leben (genre) zeichnete sich Gerhard Dow (geb. zu Leyden 1613) durch die höchste Feinheit und Sorgfalt der Ausführung, so wie David Teniers der Sohn (geb. zu Amsterdam 1610, gest. 1690) durch komische und geistreiche Laune aus. Die Landschaft wurde von Jakob Ruysdael (geb. zu Harlem 1635, gest. 1681) bis auf einen hinreißenden Grad von Naturwahrheit ausgebildet. Vieh aller Art malte Paul Potter (geb. zu Enkhuysen 1625, gest. 1654) mit einem Geist und einer ausführlichen Wahrheit, wie kein zweiter unter den Neueren. In Schlachtstücken sind Johann van Huchtenburch (geb. zu Harlem 1646, gest. 1733) wie in Darstellung von Pfer-

den und Reitern Philipp Wouvermann (geb. zu Harlem 1620, gest. 1668) mit Recht bewunderte Meister. Für Jagden und wilde Thiere nimmt Franz Snyders (geb. zu Antwerpen 1579, gest. 1657) den ersten Rang ein, so wie für Darstellung von Seestürmen und scheiternden Schiffen Ludolph Backhuysen (geb. zu Emden 1631, gest. 1709). Blumen und Früchte hat endlich niemand in größerer Vollendung dargestellt als Johann van Huysum (geb. zu Amsterdam 1682, gest. 1749).

---

4. Dänen.

Die Könige von Dänemark und Norwegen im siebzehnten Jahrhundert sind Christian IV. (gest. 1568), Friedrich III. (gest. 1670) und Christian V. (gest. 1699). Sie haben mehrere Kriege mit Schweden geführt, zu denen die nachbarliche Eifersucht meist den Anlaß gab, und dadurch wurden ihre schon so armen Länder nur noch mehr zurückgebracht, mit drückenden Schulden überladen, und fast niemals etwas gewonnen. Ja Dänemark würde wol sicher eine Schwedische Provinz geworden seyn, wenn nicht die benachbarten Seemächte wegen ihres Handels ein Interesse dabei gehabt hätten, diese Verschmelzung der drei nordischen Reiche aus allen Kräften zu verhindern.

Daß Christian IV. sich in den dreißigjährigen Krieg mischte, dadurch in große Bedrängniß gerieth, aber noch mit einem unerwartet gelinden Frieden davon kam, ist schon in der Deutschen Geschichte erwähnt worden. Auch wie vierzehn Jahre nach diesem Lübecker Frieden ein Krieg mit Schweden ausbrach (1643), den Torstenson mit einem plötzlichen Einfalle in Holstein und Schleswig

eröffnete, wird den Lesern noch im Andenken seyn. Dänemark hatte die Macht nicht, es mit solchem Feldherrn und solchen Truppen aufzunehmen, zu denen noch eine beträchtliche Flotte *) hinzukam, wiewol der König selbst durch die rühmlichste Tapferkeit seine Krieger anzufeuern suchte **). Der Friedensschluß fiel daher für die Dänen sehr nachtheilig aus (13. Aug. 1645 zu Brömsebro). Die Norwegischen Provinzen Jämtland und Herjedalen, und die Inseln Gothland und Oesel, mußten auf immer, die Provinz Halland auf dreißig Jahre, an Schweden abgetreten werden.

Friedrichs III. Regierung ist durch die Ulfeldschen Händel, durch die Belagerung Kopenhagens von den Schweden, und durch eine große Veränderung der Verfassung merkwürdig. Korfitz Ulfeld (geb. 1604), Sohn des Reichskanzlers Jacob Ulfeld, zeigte schon als Knabe einen so durchdringenden und hochfahrenden Geist, daß sein Vater ihn im dreizehnten Jahre nach Paris zu schicken wagte. Hier machte er seinem Hofmeister so viel zu schaffen, daß dieser ihn nach fünf Jahren ganz allein seinem Schicksal überließ. Er ging darauf aus eignem Antriebe an den

*) Um dem Leser von dem Reichthum damaliger Privatpersonen in Holland einen Begriff zu geben, dient, daß in diesem Kriege ein einzelner Holländischer Kaufmann, Ludwig van Geer, als Feind des Königs von Dänemark auftrat. Er trieb einen starken Handel nach Schweden, und aus Rache, daß ihm von den Dänen einige Schiffe im Sunde genommen worden waren, rüstete er auf seine Kosten zwanzig Schiffe aus, um damit die Schwedische Flotte zu verstärken; ja das Jahr darauf setzte er auf einer neuen Flotte eine beträchtliche Anzahl Truppen im Kieler Meerbusen ans Land.

**) In einem hitzigen Seegefecht bei der Insel Femern (1. Jul. 1644) befehligte er selbst auf dem Admiralschiffe. Die Splitter eines neben ihm zerschossenen Brettes fuhren ihm ins Gesicht, und schlugen ihm ein Auge und mehrere Zähne aus. Dennoch blieb er stehen, bis er die nöthigen Befehle gegeben hatte.

kleinen Hof des Grafen Anton Günther zu Oldenburg. Dort war es ihm aber viel zu still, er machte sich daher 1625 wieder auf, und nahm Kriegsdienste im Dänischen Heere. Nach dem Frieden zu Lübeck (1629) kehrte er nach Kopenhagen zurück, söhnte sich mit seinem Vater aus, und empfahl sich Christian IV. so sehr durch seine Klugheit und sein glänzendes Betragen, daß dieser ihn von einer Ehrenstelle zur andern erhob, ihm 1636 eine seiner unehelichen Töchter zur Gemahlin gab, und 1641 sogar vom Kaiser Ferdinand III. die Ernennung zum Deutschen Reichsgrafen für ihn auswirkte. Im Jahre 1643 erhielt er endlich die höchste Stelle im Reiche, die Reichshofmeisterwürde. Dies schnelle und außerordentliche Wachsthum seines Glücks machte ihn so übermüthig, daß er nach Christians Tode sogar die Hand nach der Krone ausstreckte, und als der allgemeine Unwille des Adels endlich seiner Vermessenheit Schranken setzte, empfand er es so übel, daß der junge König sich kaum vor ihm sicher halten durfte. Ihn zu entfernen sandte er ihn nach dem Haag (1649), um mit den Holländern einen Vertrag in Betreff des Sundzolls zu schließen. Boshaft genug schloß er ihn recht auffallend zum Nachtheil des Königs. Man forderte ihm Rechenschaft ab, seine Privatfeinde legten ihm Schlingen, und jedermann am Hofe betrug sich so kalt gegen ihn, daß er sich nicht länger in Dänemark für sicher hielt. Er entfloh in der Nacht (14. Jul. 1651) auf einem Holländischen Schiffe, und ging mit seiner Gemahlin an den Hof der Königin Christine von Schweden, wo seine glänzenden Eigenschaften ihm überall den Zutritt öffneten. Friedrich III., um seine Rückkehr unmöglich zu machen, zog sogleich seine Reichshofmeisterwürde und seine Lehngüter ein.

Als 1654 Karl X. den Schwedischen Thron bestieg, reifte erst Ulfelds Racheplan. Dieser kriegerische Monarch wollte sein Reich durch Eroberungen vergrößern, und war nur ungewiß, ob er mit Rußland, Polen oder Dänemark zuerst anfangen sollte. Diesmal ward Ulfelds Rath noch überstimmt; es ging zuerst nach Polen. Aber Dänemark leitete aus eignem Willen das Ungewitter auf sich hin. Friedrichs Räthe, die den Verlust der Norwegischen Provinzen noch nicht verschmerzen konnten, meinten, jetzt sey die Gelegenheit recht bequem, sie wieder zu erobern, da Karl X. mit Polen so viel zu thun habe. Sie bedachten nicht, daß sie noch sechs Millionen Schulden vom vorigen Kriege, kein Geld im Lande, keine geschickten Anführer, keine geübten Truppen, keine sicheren Festungen hatten. Dennoch erfolgte die Kriegserklärung (1657). Karl X. ließ sogleich von den Polen ab, landete in Holstein und eroberte die ganze Halbinsel. Die Natur selbst schien ihn aufzufordern, sich des ganzen Dänemarks zu bemächtigen, denn mit dem Winter brach eine so ungewöhnliche Kälte ein, daß beide Belte zufroren, so daß man zu Fuße auf dem Eise von Jütland nach Fünen und von Fünen nach Seeland gehen konnte. Wirklich beschloß der verwegene Mann, mit seinem Heere die schlüpfrige Reise anzutreten. Die Reiter führten ihre Pferde am Zügel, Kanonen und Packwagen glitten über das Eis hin (Jan. 1658). Zwei Compagnien brachen ein und ertranken. Die anderen kamen glücklich an, bemächtigten sich der Inseln Fünen, Langeland, Laland und Falster, und lieferten den Dänen auf dem Eise ein Treffen. Nach einigen Tagen erschien das ganze Heer bei Wordingborg, an der Südküste von Seeland. Kaum glaubte man in Kopenhagen die Möglichkeit der ungeheuren Un=

ternehmung. So bedrängt war das Dänische Reich noch nie gewesen, und die Ueberraschung wirkte so lähmend, daß man kaum noch an Vertheidigung dachte. Kaum war Karl X. in Wordingborg angekommen, so waren auch schon Dänische Bevollmächtigte mit Friedensvorschlägen da. Ulfeld, der nun frohlockte, drang in den König, sie nicht anzuhören, allein Karl X. war so übermüthig nicht. Die Kränkung hatten indessen die Dänischen Räthe doch, daß sie jetzt mit ihrem Todfeinde unterhandeln, ja seine Vorschriften anhören mußten. Diese kamen ihnen so übertrieben vor, daß sie nach Kopenhagen zurückgingen, um sich Verhaltungsbefehle zu holen. Aber der Sieger verlangte schnellen Entschluß und rückte gegen die Hauptstadt vor. Zwei Meilen vor derselben, in Tostrup, kamen ihm die Bevollmächtigten entgegen, und bewilligten alles. Am 18. Februar ward der Friede entworfen, und die Friedensurkunde nach einigen Tagen in Roeskild (26. Febr.) gänzlich zu Stande gebracht. Das hülflose Dänemark mußte an Schweden die Provinzen Schonen und Blekingen mit den umliegenden Inseln, die Norwegische Landschaft Bahus und das Stift Drontheim, auch die Insel Bornholm abtreten und auf Halland für immer Verzicht thun. Auch Korfitz Ulfeld erhielt alle seine Güter in Dänemark zurück, blieb aber noch eine Zeit lang am Schwedischen Hofe, und mag wohl an dem schnellen Wiederausbruch des Krieges keinen geringen Antheil gehabt haben.

Der Roeskilder Friede war nämlich nichts, als ein Waffenstillstand von fünf Monaten. Karl X. machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er sich so übereilt, und sein Glück nicht besser benutzt habe. Um dies wieder gut zu machen, führte er höchst ungerechter Weise einen zweiten Krieg herbei. Er zog die Truppen aus Fünen und Jüt-

land nicht zurück, fing Streitigkeiten wegen der Grenzen an, behandelte die Dänischen Gesandten auf eine empörende Weise, und landete plötzlich (8. Aug. 1658) mit einer zahlreichen Flotte bei Korsöer auf Seeland. Friedrich III. erstaunte über diese Verletzung des Völkerrechts, und ließ ihn fragen, was ihn dazu berechtige. Aber der ländergierige Krieger antwortete: „Erst will ich Dänemark erobern, und dann will ich auch mein Recht darauf beweisen." Und nichts schien leichter, als diese Eroberung, denn Jütland, Fünen und die Herzogthümer waren noch vom vorigen Kriege her mit Schwedischen Truppen besetzt. Bloß die Hauptstadt war noch übrig, und in dieser lagen kaum tausend Mann. Viele sprachen von Uebergabe, aber Friedrich III. rief laut, eher wollte er sich unter den Trümmern seines Reichs begraben lassen, als den Untergang desselben ruhig mit ansehen. Und als Karl die Stadt aufforderte, ließ er ihm sagen, er werde ihm an der Spitze seiner Unterthanen entgegengehen, und sein Leben theuer verkaufen.

Jetzt sah man in Kopenhagen dasselbe Schauspiel, das einst Karthago und Constantinopel gewährt hatten! Die Hauptstadt eines Königreichs in Verzweiflung sich rüstend, für ihr Daseyn auf Tod und Leben zu kämpfen. Alles wandte der König an, seine Unterthanen zur Aufopferung für ihn zu bewegen. Er vermehrte die Vorrechte der Stadt, schenkte den Grundstücken der Bürger adelige Freiheiten, versprach den Tapfersten von ihnen den Adelstand, den Leibeigenen die Freiheit. Jeder Norweger, der zur Vertheidigung der Stadt herbeieilen würde, sollte einen freien Bauerhof in seinem Vaterlande bekommen. Jetzt griff Alles zu den Waffen, zu den Schaufeln, zu den Handkarren. Reichsräthe, Hofleute, Geist-

liche, Handwerker und Kaufleute sah man gleich Tagelöhnern auf den Wällen arbeiten; die Studenten übten sich in den Waffen. Selbst Weiber und Kinder waren nicht müßig. Endlich erschienen die Schweden (6. Sept.). Karl wollte sogleich Sturm laufen, aber einige, heimlich Dänisch gesinnte, Rathgeber widerriethen es ihm. So schloß er bloß die Stadt ein, und traf Belagerungsanstalten. Zwei Monate harrten die Bürger in banger Erwartung; da kam zu Ende des Octobers (1658) eine Holländische Flotte, die nicht bloß den Belagerten Lebensmittel und Kriegsvorräthe brachte, sondern auch die Schweden im Sunde angriff und völlig besiegte (9. Nov.). Auch die Norweger eilten, den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen. Die Einwohner von Drontheim und der Insel Bornholm, mit der neuen Schwedischen Herrschaft unzufrieden, warfen rasch das fremde Joch ab, und trieben die Schwedischen Beamten und Soldaten zum Lande hinaus. Dennoch blieb die Gefahr immer dieselbe, da die Schweden den ganzen Winter hindurch die Belagerung fortsetzten, und alle Anstalten trafen, die Stadt auszuhungern, nachdem verschiedene blutige Stürme fehlgeschlagen waren.

Friedrich III. hatte sich in dieser Noth an Polen, Brandenburg und den Kaiser gewendet, und erhielt wirklich von diesen Mächten schleunige Hülfe. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm führte persönlich 16,000 Brandenburger, der Graf von Spork 11,000 Österreicher, und der Fürst Czarnetzky 5000 Polnische Reiter nach Holstein. Sie vertrieben glücklich die Schweden vom festen Lande, als sie aber auch nach Fünen übersetzen wollten, verweigerten ihnen die Holländer dazu ihre Schiffe. Da für Friedrich Wilhelm in Jütland nichts mehr zu thun war, so ging

er nach Schwedisch-Pommern, welches Karl X. sehr besorgt machte. Als endlich nach langem Streiten die Holländer sich dazu verstanden, einen Theil der verbündeten Truppen nach Fünen überzusetzen, ward den Schweden auf dieser Insel eine entscheidende Schlacht geliefert, in welcher gegen zweitausend derselben niedergehauen, und die übrigen gefangen genommen wurden. Begierig verlangten nun die Sieger, auch nach Seeland übergesetzt zu werden, und sicher hätten sie dann die Hauptstadt rühmlich entsetzt und die Schweden aus ganz Dänemark vertrieben, allein dessen weigerten sich die Holländer, neidisch auf das Kriegsglück der Verbündeten, schlechterdings. So blieb also das bedrängte Kopenhagen noch das ganze folgende Jahr eingeschlossen, bis ein unerwarteter Zufall seine Befreiung bewirkte. Der kriegerische Schwedenkönig starb nämlich an einem bösartigen Fieber zu Gothenburg am 23. Februar 1660, und empfahl seiner Gemahlin angelegentlichst, nach seinem Tode einen schnellen Frieden zu schließen. Versuche dazu waren von allen verbündeten Mächten lange vorher gemacht worden, allein da jede dabei ihren eigenen Vortheil am ersten sicher zu stellen bedacht war, so kam man zu keinem Entschlusse. Nach Karls X. Tode wurden die Versammlungen der Gesandten (Frankreich, England und Holland traten als Vermittler auf) vollends so ungestüm, daß man sich von diesem Ziele immer weiter zu entfernen schien. Da trat ein verständiger Dänischer Reichsrath, Hannibal Sehested, ins Mittel, und stellte den Dänischen und Schwedischen Bevollmächtigten mit Nachdruck vor, wie entehrend es sey, sich von Franzosen, Engländern und Holländern Gesetze vorschreiben, und sich durch ihre Zwistigkeiten von dem ihnen beiden so heilsamen Friedensschlusse abhalten zu lassen.

Diese Ermahnung bewirkte, daß beide Parteien sich ohne die Vermittler verglichen, und am 27. Mai 1660 den Frieden zu Kopenhagen abschlossen. Er lautete fast wörtlich wie der Roeskilder, nur daß die Schweden auf den Besitz von Drontheim und Bornholm Verzicht thaten. Der Pfalzgraf von Sulzbach führte hierauf die Schwedischen Truppen aus Seeland, nachdem dieselben über anderthalb Jahre vor Kopenhagen gelegen hatten.

Das entschlossene Benehmen Friedrichs III. in der nun überstandenen Gefahr hatte ihm das Vertrauen und die Liebe seiner Unterthanen im höchsten Grade erworben. Die Bürgerschaft hatte sich in dieser bedenklichen Zeit gleichfalls auf die würdigste Weise gezeigt, der stolze Adel aber beneidete ihr die jüngst empfangenen Auszeichnungen, und suchte sie ihr sogar zu verkümmern. Die daher entstandene Eifersucht hatte noch in demselben Jahre eine Revolution zur Folge, in welcher, ohne daß ein Tropfen Bluts floß, ja ohne daß auch nur jemand verhaftet worden wäre, die bisher bestandene Adelsaristokratie gänzlich umgestürzt, und eine unumschränkte erbliche Souveränetät in Dänemark eingeführt ward.

Diese Revolution kam sehr unerwartet. Der Dänische Adel war steuerfrei, und zahlte von den vielen Krondomainen, die er inne hatte, eine so geringe Pacht, daß die Staatseinkünfte darunter außerordentlich litten. Derselbe Eigennutz, der ihn diese schädlichen Vorrechte behaupten ließ, leitete ihn auch, wenn es darauf ankam anderen öffentlichen Pflichten zu genügen, und in den Kriegen zeigte er sich so saumselig, so gleichgültig für das Beste des Vaterlandes, daß er längst die Achtung der übrigen Stände eingebüßt hatte. Dringende Finanzbedürfnisse, durch diese Verhältnisse erzeugt, machten gleich

nach dem erlangten Frieden eine Zusammenkunft der Stände nothwendig. Man versammelte sich am 10. September 1660 zu einem allgemeinen Reichstage. Es ward beliebt, daß der Adel und die beiden anderen Stände jeder für sich über die Mittel, der Staatsnoth abzuhelfen, berathschlagen sollten. Da wollte denn, wie gewöhnlich, der Adel nichts auf sich kommen lassen, oder sich doch nur zu sehr geringen Opfern verstehen, und berief sich auf seine Vorrechte. Die Geistlichen dagegen und der Bürgerstand, ihrer geleisteten Dienste eingedenk, verlangten, daß den Adeligen alle Krondomainen genommen und an die Meistbietenden verpachtet werden sollten. Über diese Forderung wurde der Adel höchst entrüstet, aber die Bürger kehrten sich daran nicht. Nach langem heftigen Streiten überschickten sie dem Reichsrathe eine Schrift, worin sie erklärten, daß sie den Beschluß gefaßt hätten, dem Könige aus Dankbarkeit das Erbfolgerecht für die männliche und weibliche Nachkommenschaft zuzugestehen. Es würde ihnen lieb seyn, wenn der Adel freiwillig ihnen beitreten wollte. Daraus folgte aber schon von selbst die Aufhebung der bisherigen, die königliche Gewalt zu Gunsten des Adels im hohen Grade beschränkenden Wahlcapitulation. An der Spitze dieser entschlossenen Bürger stand der wackere Bürgermeister Nansen von Kopenhagen, so wie an der des damit einverstandenen Klerus Johann Svane, Bischof von Seeland. Aus ihrem Kopfe kam dieser große Plan, in welchen sie erst, als er entworfen war, den König hineinzogen *), der durch den klugen Kammerschreiber Christoph Gabel mit ihnen unterhandelte. Der tapfere Kriegsbefehlshaber Hans Schack war gleich-

*) Spittler Geschichte der Dänischen Revolution im Jahre 1660, S. 83.

falls bereit, die Unternehmung im Nothfall mit seinen Truppen zu unterstützen, die er deshalb, so wie die Studenten, noch immerfort in den Waffen erhielt. Als der Adel diese Vorkehrungen sah, wollte er die Stadt verlassen, um alle Beschlüsse der übrigen Stände unkräftig zu machen; sofort aber wurden die Thore geschlossen, und dies brachte die Bestürzten zur Nachgiebigkeit. Am 13. October 1660 erklärten sämmtliche Stände, den Reichsrath an der Spitze, in einer vom Könige gegebenen Audienz die völlige Aufhebung des Wahlreichs. Nun entstand die Frage, was an die Stelle der bisherigen Wahlcapitulation zu setzen sey. Voll der Besorgniß, einen heftigen Kampf des Aristokratismus und Demokratismus ausbrechen zu sehen, und gewarnt durch die in England eben erst erlebten Gräuel, zog es Svane vor, Alles voll Vertrauen in die Hand des Königs zu legen, und es gelang ihm, die Übrigen für diese Ansicht zu stimmen. Die Capitulationsurkunde wurde feierlich vernichtet, und am 18. October nahm Friedrich III. von den Ständen die Erbhuldigung an. Was Dänemark nun für eine Verfassung bekommen würde, wußte eigentlich niemand. Aber die Stimmung für den König war so günstig, daß man ihn gern im Besitz der vollen und unumschränkten Gewalt sah, und am 10. Januar 1661 stellten die Stände eine Urkunde aus, in welcher sie diese Gewalt ausdrücklich anerkannten. Die nächste Folge dieser merkwürdigen Regierungsveränderung war Aufhebung der schädlichen Begünstigung des Adels, besonders in Bezug auf die Domainen; doch geschah dies allmählig und mit großer Schonung.

Friedrichs Nachfolger Christian V. war ein ländersüchtiger Fürst, der seine Besitzungen auf ungerechte Weise

zu vergrößern strebte. Nicht zufrieden, Oldenburg und Delmenhorst nach dem Tode des letzten Besitzers (1667) gegen die übrigen Holsteinischen Linien zu behaupten, wollte er auch dem Herzog Christian Albrecht von Holstein-Gottorp die Souveränetät über den ihm zugehörigen Theil von Schleswig, die ihm im Roeskilder Frieden zugesichert worden war, entreißen, und vertrieb ihn auf einige Zeit gänzlich aus seinem Herzogthume, bis ihn die nachdrückliche von Rüstungen unterstützte Verwendung Englands, Hollands, Schwedens, Kurbrandenburgs und der Braunschweigischen Herzoge 1689 zu dem Altonaer Vergleich bewog, in welchem er dem Herzoge seinen Antheil an Schleswig nebst der Souveränetät zurückgab. Auf ähnliche Weise ward Hamburgs Freiheit durch Einschreiten fremder Mächte gegen Christian, der es seiner Herrschaft unterwerfen wollte, gerettet. Im Anfange der Regierung dieses Königs wurden alle Geschäfte durch einen trefflichen Minister, den Grafen von Greifenfeld geleitet, der Christians Vertrauen im hohen Grade besaß. Er hieß eigentlich Peter Schuhmacher, und war der Sohn eines Weinhändlers in Kopenhagen. Durch seine Kenntnisse und außerordentlichen Talente war er zu den höchsten Ehrenstufen emporgestiegen; fremde Mächte wetteiferten, ihm ihre Gunst zu bezeigen. Von dieser Höhe ward Greifenfeld 1676 durch seine Feinde gestürzt, und da es leicht war, einen Mann, der auf einer solchen Höhe stand, des Mißbrauchs der Macht zu zeihen, ward er zum Tode verurtheilt. Schon stand er auf dem Blutgerüste und das Schwert des Henkers war über ihm geschwungen, als er begnadigt ward, aber drei und zwanzig Jahre lang in der Gefangenschaft schmachten mußte. Wenige Wochen nach seiner endlichen Befreiung starb er (1699), kurz vor

dem Könige, der ihn so hoch erhoben und so tief hatte sinken lassen.

---

5. Schweden.

Wenn gleich das Schwedische Reich unter der glorreichen Regierung des großen Gustav Adolf (1611 — 1632) viele seiner kernhaftesten Söhne einbüßte, und eine Zeitlang in seinen innersten Staatskräften erschöpft ward, so erhielt doch die Nation durch ihn einen Schwung, der sie auch der inneren Veredelung rasch entgegen führte, und einen Namen, den die stolzesten Völker des übrigen Europa seitdem mit Achtung aussprechen lernten. Er und seine Schule (Oxenstierna, Horn, Banner, Bernhard von Weimar, Torstenson, Wrangel) werden in der Geschichte stets eine denkwürdige, anziehende Erscheinung seyn. Unter ihm waren die sonst Russischen Provinzen Karelien und Ingermannland durch den Frieden zu Stolbowa (1617), und das sonst Polnische Livland an Schweden gekommen, so wie ein Theil von Preußen und Curland. Esthland war damals gleichfalls noch eine Schwedische Provinz.

Nach seinem Tode ward, wie schon in der Deutschen Geschichte erwähnt ist, seine einzige Tochter Christine (geb. 18. Dec. 1626) als Königin gekrönt, und die vormundschaftliche Regierung von den fünf höchsten Reichsbeamten zwölf Jahre lang geführt. Wir wissen, mit welchem Ruhme dieser Reichsrath, an dessen Spitze der treffliche Kanzler Oxenstierna stand, das Interesse der Schweden bis zum Westphälischen Frieden verfolgt hat. Die junge Prinzessin wurde unterdeß mit Sorgfalt erzogen, und von

gelehrten Männern in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Aus den ungemeinen Fortschritten, die sie schon als Kind machte, aus ihrer unbezähmbaren Wildheit und ihrer mit nichts zu stillenden Wißbegierde sah man bald, daß sie ein eben so außerordentliches Weib werden würde, als ihr Vater ein ungewöhnlicher Mann gewesen war. Mit dem Letztern hatte sie die Kühnheit und die brennende Ruhmbegierde gemein, manche seiner Gesichtszüge waren in ihr wieder zu erkennen, ja ihr ganzes Wesen hatte mehr Männliches als Weibliches; sie saß zu Pferde und jagte wie eine Amazone, verachtete Weiberputz, trug gern Mannskleider, und war am liebsten in männlicher Gesellschaft. Übrigens war sie von weniger als mittlerer Gestalt und trug eine Schulter etwas höher als die andere. Doch wußte sie durch Gang und Kleidung diesen Fehler geschickt zu verdecken.

Als sie im Jahre 1644 die Regierung selbst angetreten hatte, warf sie sich mit Eifer und großer Thätigkeit auf die Staatsgeschäfte, und setzte durch die Einsicht, mit welcher sie sie behandelte, ihre Räthe und die fremden Gesandten in Erstaunen. Darüber vernachlässigte sie aber die Wissenschaften nicht, von denen sie sich mit einem unwiderstehlichen Reize angezogen fühlte. Seltene Fähigkeiten erleichterten ihr die gelehrten Beschäftigungen. Sie verstand sechs Sprachen, las den Thucydides und Polybius in der Urschrift, schrieb und redete Französisch und Italienisch, wie ihre Muttersprache, und Deutsch und Latein ziemlich richtig. Tacitus war ihr Lieblingsschriftsteller. Sie schrieb viele eigenhändige Briefe an die vorzüglichsten Gelehrten des Auslandes, und lud sie ein, nach Schweden zu kommen, oder ihr wenigstens Nachricht von ihren Arbeiten zu geben. Viele Philologen (unter ande-

ren Salmasius) machten sich auf, und erfuhren die Größe ihrer Freigebigkeit. Der ehrwürdige Descartes starb in Stockholm. Gassendi schickte ihr seine mathematischen Werke. Selbst von Chemikern und Astronomen wollte sie lernen. Bücher, Gemälde, Antiken sammelte sie mit Geschmack und auf königliche Weise. Dabei war sie von jeder Pedanterei weit entfernt, sie haßte sie auch bei den Gelehrten ihrer Umgebung, die zuweilen ihren Spott ertragen mußten *). Aber ihre Freigebigkeit, die fremden Künstler, die sie besoldete, und die Feste und Lustbarkeiten, die sie sehr liebte, vermehrten die ohnehin schon große Finanznoth des armen Staates auf empfindliche Weise. Die Reichsräthe drangen daher auch mit deswegen in sie, sich zu vermählen; allein dahin war sie durchaus nicht zu bringen, da ihr, wie der Englischen Elisabeth, das Gefühl der Freiheit über Alles ging, wiewol sie, gleich jener, das Männergeschlecht gar nicht haßte. Indeß wurde ihr das fortgesetzte Dringen der Stände höchst lästig, und das ewige Einerlei der Staatsgeschäfte fing an, ihrem lebhaften Geiste großes Mißbehagen zu erregen. Sie glaubte Schweden bedürfe der Regierung eines Mannes, der selbst an der Spitze der Heere stehen könne. Auch sah sie mit Schmerz, wie der Unwille des Volkes über die fremden Künstler und Gelehrten, die dem Staate so viel kosteten, immer höher stieg, und doch konnte sie sich nicht entschließen, ihre Neigungen der Behauptung ihres An-

*) Den Salmasius nannte sie sehr passend omnium fatuorum doctissimum. Auf das Eingeben eines witzigen Französischen Arztes, Namens Bourdelot, befahl sie einmal zweien Philologen, Meibom und Naudé, von denen der eine über die Musik, der andere über den Tanz der Alten geschrieben hatte, ein griechisches Ballet aufzuführen. Keine Ausrede half; Meibom mußte singen, Naudé tanzen, zum großen Gelächter des ganzen Hofes.

sehns aufzuopfern. Alle diese Betrachtungen und ihre damals schon starke Hinneigung zum Katholicismus brachten sie zu dem großen, bei ihrer Liebe zum Ruhme und dem Feuer ihres Geistes desto erstaunlicheren Entschlusse, in der Blüthe ihrer Jugend den Thron zu verlassen, um ein völlig unabhängiges, den Freuden und den feineren Genüssen der Wissenschaften und Künste gewidmetes Leben zu führen. Sie machte ihren Vorsatz 1651 dem Reichsrathe bekannt, und wollte die Krone ihrem Vetter, Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, einem Schwestersohne Gustav Adolfs übergeben, den die Stände auf ihr Verlangen schon früher zu ihrem Nachfolger ernannt hatten. Jedermann suchte sie von diesem Entschlusse zurückzubringen, und die Beredtsamkeit Oxenstierna's brachte es dahin, daß sie diesmal wirklich noch nachgab. Aber es war ein Sieg, den nur die Gewalt des Augenblickes davon getragen hatte, und die Sehnsucht nach der Lebensweise, die sie sich mit den glänzendsten Farben ausmahlte, blieb nur desto glühender in ihrer Seele zurück. Im Jahre 1654 führte sie denn auch ihren Entschluß aus, trotz aller erneuerten Bitten des Reichsraths, ja ihres Vetters selbst, der lieber ihre Hand angenommen hätte, die ihm aber oft versagt worden war. Am 16. Junius übergab sie feierlich in der Versammlung der Großen dem Prinzen Karl Gustav die Regierung, und behielt sich nichts weiter vor, als eine jährliche Rente von 200,000 Thalern und die Gerichtsbarkeit über ihre Hausbedienten. Nicht ohne Thränen hörte man hier ihre letzten Reden an. An demselben Tage noch ward der neue König Karl X. gekrönt, und fünf Tage nachher reiste sie in Männerkleidern durch Dänemark nach Hamburg.

Die Heimath der Künste, Italien, hatte sie sich zu

ihrem künftigen Aufenthalte ausersehen. Sie nahm den Weg durch die Niederlande und durch Deutschland. Zu Brüssel, wo sie sich fast ein Jahr aufhielt, legte sie heimlich, in Gegenwart des Erzherzogs Albrecht und einiger vornehmen Spanier, das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände eines Dominicaners nieder (24. Dec. 1654). Von Brüssel ging sie mit einem prächtigen Gefolge über Augsburg nach Inspruck. Hier that sie mit größter Feierlichkeit den Übertritt zum Katholicismus öffentlich (3. Nov. 1655), zum nicht geringen Schmerze der Schweden, und besonders derer, die einst mit ihrem heldenmüthigen Vater den Zug nach Deutschland zum Schutze der Protestanten gethan hatten. Die Gründe dieses auffallenden Schrittes sind keinesweges klar. Es scheint, daß ihr unruhig umherschwärmender, nirgends Befriedigung findender Geist endlich zu dem andern Extrem flüchtete, und sich in den Schooß einer Kirche begab, deren erste Forderung das unverrückte Festhalten ihrer mit großer Bestimmtheit gegebenen Lehren und Formen ist, und die in dieser Anerkennung einer als göttlich verehrten Autorität die vollste Beruhigung verheißt. Man weiß, daß Christine schon 1648 in einer Krankheit das Gelübde that, wenn sie genese, den katholischen Glauben anzunehmen. Einige ihrer Vertrauten, auch Descartes, bestärkten sie in diesen Gesinnungen, und als die Jesuiten die frohe Botschaft vernahmen, kamen sogleich zwei derselben nach Schweden, die unter der Maske reisender Edelleute die Königin mit allen ihren Künsten bearbeiteten, und den Entschluß zur Reise brachten, den sie nunmehr, nachdem sie ihr Vaterland und den Thron verlassen hatte, ausführte.

Mit der Aufnahme, die sie in Italien fand, konnte sie wohl zufrieden seyn. Alle Städte, durch welche sie

kam, fand sie festlich geschmückt; von allen Bürgerschaften ward sie jauchzend eingeholt; Gastmähler, Schauspiele, Erleuchtungen und Ehrenpforten warteten ihrer überall; die ganze Reise von Inspruck bis Rom war ein Triumphzug. In Rom selber hatte man die höchste Pracht aufgeboten (21. Dec. 1655). Sie küßte dem Papst Alexander VII. den Fuß, empfing seinen Segen, und schrieb sich seitdem nach ihm Christina Alexandra. Sie bezog darauf den Farnesischen Palast, und versammelte bald einen Hof von Gelehrten und Künstlern um sich her, deren Werke sie lobte und verschwenderisch bezahlte. Aber lange that ihr auch das schöne Rom nicht Genüge. Sie wollte nun Frankreich sehen, und trat im Sommer 1656 die Reise dahin an, wiewol unter so zerrütteten Vermögensumständen, daß sie erst in Rom ihre Juwelen verpfänden mußte, um das nöthige Geld herbeizuschaffen. Ganz Paris war in gespannter Erwartung, dies Wunder einer Frau zu sehen. Mazarin sorgte für einen prächtigen Einzug und eine ehrenvolle Aufnahme. Der damals erst achtzehnjährige Ludwig XIV. wagte nur schüchtern, sich ihr vorstellen zu lassen. Die Damen des Hofes bekamen bald wieder Muth, da sie die hohe Schulter, die kleine Gestalt, den nachlässigen Aufzug und die armselige Begleitung der Königin sahen. Sie fanden, daß sie sich zum Erstaunen wenig Zwang anthue, über alles frei urtheile, im Schauspiele laut auflache, zuweilen gar in Gesellschaft einen Schenkel über den andern schlage, und was der Todsünden in den Augen des lauernden Neides mehr waren. Doch that sie alles, um die Damen mit sich auszusöhnen, indem sie ihnen mit der größten Höflichkeit entgegen kam, ihnen Schmeicheleien (z. B. der Königin Mutter über ihre schönen Hände) sagte, und die Unterhaltung immer

nach ihrem Ideenkreise herabstimmte. Die Männer bezauberte sie allzumal durch den bewundernswürdigen Umfang ihres Wissens und durch die unterhaltende, ungezwungene Art, mit der sie von Allem zu sprechen wußte. Auch ihr Äußeres schien ihnen sehr reizend, wiewol die Damen dies durchaus nicht zugeben wollten. Das Ende aller Urtheile, selbst der verschiedensten Parteien, war indessen immer, daß sie eine ganz außerordentliche Person sey.

Nach einigen Monaten verließ sie Paris wieder. Auf der Rückreise nach Italien besuchte sie die berühmte Ninon auf deren Landsitze, und fand sehr viel Geschmack an ihr. Nach einem prächtigen Einzuge in Turin (17. Dec. 1656) reis'te sie eine Zeit lang in Italien umher, hielt aber nirgends lange aus. Im nächsten Herbste wollte sie zum zweiten Male nach Frankreich gehen. Mazarin fügte der nachgesuchten Erlaubniß noch eine höfliche Einladung hinzu, und so kam sie im October 1657 in Fontainebleau an. Allein diesmal erregte sie schon die erste Aufmerksamkeit nicht mehr, und als sie gar vierzehn Tage nach ihrer Ankunft ihren Stallmeister, Marchese Monaldeschi, der bisher ihr Vertrauter gewesen war, aber ihre Geheimnisse verrathen hatte, nachdem sie selbst das Urtheil über ihn gesprochen, in einem Zimmer des königlichen Schlosses hinrichten ließ, so daß Fußboden und Wände des Zimmers von dem allenthalben hingespritzten Blute kaum wieder gereinigt werden konnten, nahm man ihr dies am Hofe sehr übel, und gab ihr deutlich zu verstehen, wie gern man ihre Entfernung sehen würde. Dennoch blieb sie bis zum Frühjahr 1658 in Frankreich, worauf sie zum dritten Mal nach Rom zurückreisete.

Großer Mangel im Schwedischen Schatze verursachte

jetzt eine üble Stockung in den Geldlieferungen, die sie bis dahin noch so ziemlich regelmäßig erhalten hatte. Sie mußte sich in dieser Noth an den Papst wenden, der auch wirklich die Gefälligkeit hatte, ihr jährlich zwölftausend Scudi auszusetzen, und den Kardinal Azzolini, einen sehr klugen und wirthlichen Mann, zu ihrem Haushofmeister zu bestellen. So lebte sie denn wieder zwei Jahre in Rom, und nicht in der besten Laune. Schon entstanden unangenehme Reibungen mit den vornehmen Römerinnen, und diese gaben ihr Stoff genug, ihre Abdankung zu bereuen. Im Februar 1660 erhielt sie die Nachricht von ihres Vetters (Karls X.) Tode. Sie beschloß darauf, nach Schweden zurückzureisen, dem Vorgeben nach, um ihre verwirrten Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, der Wahrheit nach aber, um zu sehen, ob es nicht etwa möglich wäre, wieder auf ihren alten Thron zu gelangen. Aber daran war nicht mehr zu denken. Vielmehr erregte ihr öffentliches Messehören in Schweden allgemeines Ärgerniß, und da sie zu stolz war, um es einzustellen, so rissen die Schweden ihre Capelle ein, und verwiesen alle ihre Priester und Italiener aus dem Reiche (23. Dec. 1660.) Sie selbst ging im Mai 1661 nach Hamburg, blieb etwa ein Jahr daselbst, und kehrte dann abermals nach Rom zurück. Dort mischte sie sich nun bald in Familiensachen, bald in Staatshändel, erwarb sich aber nirgends Dank, und erfuhr nur allzu schmerzlich, wie wenig eine Königin ohne Macht bedeute. Da ihre Wechsel immer noch nicht regelmäßiger einliefen, so ging sie 1666 zum zweiten Male nach Schweden, litt aber daselbst noch größere Kränkungen als das erste Mal. Der Staatsrath verwahrte sich sehr sorgfältig gegen sie, und schon in Norköping ward ihr angedeutet, entweder

umzukehren, oder ihre Geistlichen zurückzuschicken. Sie erwählte das erstere, segelte, ohne Stockholm gesehen zu haben, nach Hamburg, und machte ihre Geldgeschäfte von diesem Orte aus, wo sie über ein Jahr blieb, schriftlich ab. Im October 1668 kehrte sie darauf zum letzten Male nach Rom zurück, lebte daselbst noch ein und zwanzig Jahre, und starb endlich (19. April 1689), drei und sechzig Jahre alt. In der Peterskirche liegt sie begraben.

Welche Thaten unterdeß der von ihr eingesetzte König Karl X. gethan, ist zum Theil schon oben bei Dänemark erzählt worden. Aber dieser eroberungssüchtige König hatte es nicht bloß mit Dänemark, sondern auch mit Polen und Rußland zu thun, und hinterließ seinem Nachfolger Kriege mit diesen drei Staaten, die indeß gleich nach seinem Tode, und zwar der mit Dänemark, wie schon oben (S. 481) erzählt ist, durch den Frieden zu Kopenhagen, der mit Polen zu Oliva (23. April 1660), der mit Rußland zu Cardis (21. Juni 1661) geendet wurden. Schweden blieb im Besitz der wichtigen Nebenländer an der Ostsee, die es von den Nachbarn erkämpft hatte, und glänzte fortwährend als die erste Macht des Nordens.

Der Nachfolger Karl Gustavs war sein fünfjähriger Sohn Karl XI. (1660 — 1697). Während seiner Minderjährigkeit maßte sich der Adel immer mehr von den Krongütern und eine ungebührliche Macht an; auch mischte man sich in unnütze Kriege, die dem Reiche große Verluste hätten zuziehen können, wenn es nicht mit Ludwig XIV. verbündet gewesen wäre, dem sein Vortheil gebot, Schweden in seiner Vollständigkeit zu erhalten (oben S. 178). Aber mit des Königs Volljährigkeit wurden diese Einmischungen in ihre Grenzen zurückgewiesen.

Karl XI. drang mit einer neuen Domainenreduction durch, zeigte sich als einen besonnenen, friedliebenden und dabei höchst sparsamen Fürsten, zahlte neun Millionen Thaler Kronschulden ab, wandte einen Theil seiner Einkünfte auf den Handel, auf Manufacturen, Heer und Flotte, und hinterließ bei seinem Ende (15. April 1697) das Reich in dem blühendsten Zustande.

Sein Sohn und Nachfolger, Karl XII., war erst funfzehn Jahre alt. Diesen Umstand wollten Schwedens alte Feinde, Polen, Rußland und Dänemark benutzen, um das wiederzuerhalten, was Gustav Adolf und Karl X. ihnen abgenommen hatten. Sie griffen daher alle drei zu gleicher Zeit Schweden an. Wie muthig ihnen aber der junge Held begegnete, werden wir im folgenden Theile sehen.

---

6. Russen.

Die Russen waren zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts noch nach Sitten, Sprache, Kenntnissen, Wohnungen und Kleidung ein so barbarisches Volk, daß man sie lieber zu den Asiaten als zu den Europäern hätte rechnen mögen. Der Adel maßte sich große Gewalt ein; und obgleich Zar Iwan IV. das Corps der Strelitzen errichtet hatte (Th. VIII. S. 417), so war doch dies, wegen Mangel an gehöriger Zucht und Gehorsam, oft mehr dem Fürsten als dem Adel gefährlich.

Man muß aber gestehen, daß über diesem ungeheuren Reiche seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ein ganz besonders glücklicher Stern gewaltet hat; so vieler kluger und kraftvoller Regierungen hat es sich in den letzten zweihundert Jahren zu erfreuen gehabt. Gleich

der erste Zar aus dem Hause Romanow, Michael Feodorowitsch, gewann alle Herzen durch kluge Sanftmuth, indeß sein wahrhaft weiser Vater, der Patriarch, ihm zwanzig Jahre lang wie ein Mitregent beistand. Nach seinem Tode (1645) folgte ihm sein wackerer Sohn Alexei, ein funfzehnjähriger Jüngling, der sich während einer Regierung von ein und dreißig Jahren allgemeine Achtung erwarb. Er hat auch mehrere Kriege geführt, zuletzt noch gegen die Türken, doch ohne Plan und Erfolg, wie alle rohen Völker. Nach seinem Tode (1676) erbte sein ältester, gleichfalls trefflicher Sohn Feodor III. den Thron, abermals ein Jüngling, denn er stand im neunzehnten Jahre. Er durfte schon einen kühnen Schritt zur Zertrümmerung der Adelsaristokratie wagen, indem er auf einer großen Reichsversammlung die sogenannten Rosrädbücher, in welchen alle Urkunden und Privilegien des hohen Adels verzeichnet waren, öffentlich ins Feuer warf. Er starb schon am 27. April 1682, aber nur um einem Größern Platz zu machen.

Dies war sein zehnjähriger Stiefbruder Peter (geb. 20. Jun. 1672). Zwar war noch ein rechter Bruder, Namens Iwan vorhanden, allein dieser war so schwachen Geistes, daß die Großen, welche sich gleich nach Feodors Tode zu Moskau versammelten, Peter zum Thronerben bestellten. Über diese Verordnung brach aber ein fürchterlicher Aufruhr aus, dessen Seele die Prinzessin Sophie, Iwans ältere Schwester, war. Diese, ein Fräulein von hoher Schönheit und vielem Verstande, aber von unbezähmbarer Herrschsucht beseelt, war schon immer mit ihres Vaters zweiter Ehe unzufrieden gewesen, durch welche die Familie Narischkin, aus welcher die ihr verhaßte Stiefmutter stammte, ein großes Übergewicht bekommen hatte.

Wurde nun ihr Stiefbruder Zar, so war zu fürchten, daß diese Familie vollends Alles an sich reißen würde. Dies zu verhindern, und sich selbst die Herrschaft zu sichern, bewog sie die Anführer der Strelitzen und viele Herren vom Russischen Adel, Feodors Verordnung umzustoßen, den ältern Bruder Iwan zum Zar zu wählen, und ihr die Mitregentschaft zu übertragen. Um aber Jedermann gegen die Familie Narischkin zu erbittern, streute sie die schändlichsten Verläumdungen von derselben aus. Iwan Narischkin, der Bruder der Kaiserin, sollte sich auf den Thron gesetzt, und freche Reden ausgestoßen haben. Das setzte die wilden Strelitzen in Wuth. Sie umzingelten den Palast, droheten die ganze Familie zu ermorden, und hieben auch wirklich jenen Iwan und seine Brüder, nebst anderen Gliedern dieses Hauses, in Stücke. Darauf riefen sie, nach Sophiens Wünschen, den Prinzen Iwan zum Zar aus. Aber der gutmüthige Knabe trat selbst hervor, zur großen Verwunderung seiner Schwester, und bat, man möchte ihm doch auch seinen lieben Bruder Peter zum Mitregenten lassen. Sogleich riefen sie: „Gott erhalte auch unsern Prinzen Peter!" Darauf kam auch dieser hervor, der durch sein sprechendes Gesicht und sein freies, muthiges Wesen schon als Knabe die Gemüther beherrschte, und bat, man möchte doch seine Mutter nicht ins Kloster schicken. Auch dies bewilligten sie.

Im Junius 1682 wurden nun Iwan und Peter als künftige Zaren gemeinschaftlich gekrönt. Die Regentschaft aber führte während ihrer Minderjährigkeit die Prinzessin Sophie, in Verbindung mit ihrem Liebling, dem Fürsten Wasilei Galitzin, dem sie, wie man glaubt, ihre Hand und dereinst den Thron von Rußland zugedacht hatte, wenn der schwache und kränkliche Iwan sterben würde.

Denn mit dem Stiefbruder Peter hoffte sie bald fertig zu werden. Zugleich fürchtete sie indeß die allzugroße Macht der Strelitzen, und suchte sie zu brechen. Kaum merkten diese, worauf es abgesehen sey, als sie zu den Waffen griffen. Peter sollte diesmal als Opfer ihrer Rachsucht fallen, und schon hatte ein frecher Mörder den Knaben am Altare, wohin seine Mutter mit ihm geflüchtet war, ereilt, schon hielt er das Messer gezückt, als ihn einer seiner Gesellen mit den Worten zurückhielt: „Nicht hier am Altar, Bruder! Er wird uns nicht entwischen." Aber in diesem Augenblicke eilte die zarische Reiterei herbei, die Strelitzen flohen, und Peter war gerettet. Entmuthigt durch das Mißlingen ihres Versuchs, legten die Aufrührer die Waffen nieder, und unterwarfen sich demüthig dem Hofe, der sich diesmal mit der Bestrafung der Hauptschuldigen, dreißig an der Zahl, begnügte.

Indeß wuchs Peter unter der Leitung seiner Mutter zum Jüngling heran. Das Dorf Preobraschenskoe bei Moskau zog ihn durch seine angenehme und gesunde Lage an; hier lebte er unter einem Schwarme junger Russen, zum Theil aus guten Familien, mit denen er auf eine ungebundene lärmende Weise fröhlich war. Aber mitten aus diesem Jugendfeuer leuchtete ein edlerer Schimmer hervor, den Sophie vielleicht zu spät bemerkte; der Prinz besaß eine Wißbegier, die ihn rastlos von einer Untersuchung zur andern jagte, und einen Trieb, etwas Großes auszuführen, wie nur die kräftigsten Geister ihn je im Busen getragen haben. Glücklicher Weise fand sich unter seinen Zechgenossen ein junger Genfer, Namens Lefort, der eine Zeitlang im Kriege gedient hatte, und mit der Dänischen Gesandtschaft nach Moskau gekommen war. Dieser Mann besaß eine angenehme Gabe des Vortrags,

einen offenen Geist, eine einnehmende Gestalt, und mancherlei Kenntnisse. Der junge Peter wurde nicht müde, ihm zuzuhören, wenn er von der Lebensart gebildeter Völker, von ihren Künsten, Vergnügungen, bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen, vom Heer- und Seedienst, vom Handel und den großen nach Indien segelnden Flotten erzählte. Da schwoll ihm die jugendliche Brust voll inniger Sehnsucht, einst auch dahin zu kommen, wo die Menschen so menschlich, so kunstreich wären, und dann, wenn er Alles von ihnen gelernt, wieder heimzukehren in sein barbarisches Vaterland, um seine Russen eben so menschlich, eben so kunstreich zu machen. Er nahm indeß Lefort in seine Dienste, und überhäufte ihn mit Liebkosungen. Dieser that dafür alles Mögliche, ihn zu erfreuen und aufzuklären. Er lehrte ihn Holländisch und Deutsch, zeigte ihm die französischen Kriegsexercitien, und richtete eine kleine Compagnie von etwa funfzig jungen Russen, in welcher Peter von unten auf (nach einer allgemeinen Sage, zuerst als Trommler) diente, ganz auf Französischen Fuß ab. Man nannte diese Jünglinge, welchen Lefort als Oberst vorstand, Poteschnie (Spielgesellen). Es wurde aber dieses vermeintliche Spiel bald zu etwas sehr Ernstem, und die Poteschnie waren es, durch deren Hülfe Peter den Strelitzen furchtbar wurde, denn da der Ruf dieser kriegerischen Übungen das Reich durchdrang, wuchs die Menge der Jünglinge von Tage zu Tage; die Söhne der edelsten Geschlechter strömten nach Preobraschenskoe um Theil daran zu nehmen. Bald ward der Raum zu enge, man mußte eine Abtheilung in das nahe Dorf Semenowsky verlegen, und die beiden Dörfer gaben zweien Compagnien der Poteschnie den Namen *).

*) So wie späterhin (als die Benennung Poteschnie schon auf-

Je mehr sich unter solchen Beschäftigungen Peters großer Geist entfaltete, desto verhaßter mußte der Zwang ihm werden, in welchem seine herrische Schwester Sophie ihn noch fortwährend zu erhalten suchte. Mehrmals widersprach er ihr im Staatsrath so nachdrücklich, daß sie ein Zittern befiel, und im Julius 1689 kam es endlich zum öffentlichen Bruche, bei Gelegenheit eines Umgangs, wo er Sophien nicht gestatten wollte, als Regentin zu erscheinen, und, da er nicht durchdrang, sich schnell entfernte. Sogleich nahm Sophie zu ihren alten Freunden den Strelitzen ihre Zuflucht, und es gelang ihr durch allerlei Vorstellungen, sie abermals in die Waffen zu bringen. Peters Ermordung ward beschlossen. Er floh in der ersten Bestürzung mit seinen Freunden in das Dreieinigkeitskloster bei Moskau. Hier hatte er die Freude, eine Menge Deutsche, ja Viele vom Russischen Adel, freiwillig zu ihm eilen zu sehen. In wenig Tagen hatte er beinahe ein kleines Heer um sich. Auch der angesehene General Gordon und viele Offiziere erklärten sich für Peter. Nun hätte sich Sophie gern mit ihm ausgesöhnt, aber es war zu spät. Er ließ sie nicht vor sich, sondern verlangte Auslieferung der Verräther. Als nun auch Iwan die Schwester ermahnte, Petern nicht länger zu widerstreben, mußte sie sich in das Unvermeidliche fügen. Alle Verschwornen wurden festgenommen, und nach der rohen Sitte des Landes barbarisch gestraft. Der Oberste der Strelitzen und andere Anführer wurden gerädert, Andere wurden geköpft, Andere geknutet, Andere mit ausgeschnittenen Zungen nach Sibirien geschickt. Sophiens Liebling, der Fürst Galitzin, verlor seine Güter, und wurde mit

gehört hatte) zweien Garderegimentern, die ihn noch gegenwärtig führen.

drei Kopeken (9 Pfen.) täglichen Kostgeldes nach Pustosero, einem kleinen Flecken nah am Eismeere, verwiesen. Sophie ward in ein Nonnenkloster bei Moskau gesperrt und streng bewacht. Jetzt ward Peter Alleinherrscher, denn sein Bruder Iwan trat ihm mit Vergnügen seinen Anspruch ab, und 1696 raffte ihn schon der Tod hin.

Es war jetzt Peters erste Sorge, sich ein Heer nach Europäischer Weise zu bilden, wozu in den Poteschnie der erste noch unscheinbare Grund gelegt worden war; aber eine noch weit stärkere Begierde empfand er, eine Seemacht zu besitzen, zu welcher damals in Rußland noch jeder Anfang fehlte. Schon lange wünschte er sehnlich, ein Englisches oder Holländisches Seeschiff zu sehen. Er reis'te jetzt nach Archangel, freute sich des herrlichen Anblicks, betrachtete, untersuchte Alles, half selbst an einer Schaluppe mit arbeiten, übte sich im Zeichnen der einzelnen Theile, und ruderte so oft er konnte auf dem Wasser herum. Er sah wol ein, daß es ohne den Besitz von Küstenländern, die eine leichte Verbindung zur See gewährten, unmöglich seyn würde, Bildung, Handel und Gewerbfleiß in Rußland zu wecken und zu beleben, und daß die einzige Küste, die damals in seinem Besitz war, die am weißen Meere, zu diesem Zwecke völlig ungenügend sey. Daher richtete er seine Blicke auf die Ostsee und das schwarze Meer, und zwar zuerst auf das letztere, wozu ihm ein schon von Sophie unternommener Türkenkrieg Veranlassung gab. Asow, am Ausflusse des Don, war lange schon ein Gegenstand des Streites zwischen Russen und Türken gewesen. Peter griff es an (1695); aber die Russen waren noch so ungeschickte Belagerer, daß die Türken diesmal den Besitz behaupteten. Aber Peter sandte nach Wien und Berlin, und bat um Deutsche Ar-

tilleristen und Ingenieurs, mit deren Hülfe denn auch die Eroberung der Stadt im folgenden Jahre (18. Jul. 1696) gelang. Im Besitz dieses Schlüssels zum schwarzen Meere eilte er nun, seinen längst genährten Lieblingswunsch auszuführen, fremde Länder zu sehen. Die Zurüstungen zu dieser Reise erregten schon den Unwillen der Strelitzen, denen die fremden Offiziere längst verhaßt gewesen waren, und die von dieser Reise eine völlige Umschaffung des Kriegswesens mit Recht fürchteten; und diese Unzufriedenheit veranlaßte eine neue Verschwörung wider Peters Leben. Der Plan war, in der Nacht des 2. Februar 1697 Feuer anzulegen, in dem dabei entstehenden Gedränge den Zar, der bei solchen Gelegenheiten immer mit Hand anlegte, umzubringen, dann die Prinzessin Sophie aus dem Kloster zu holen, und sie auf den Thron zu setzen. Einige Stunden vorher sollte sich die Rotte bei einem ihrer Häupter, dem Staatsrath Sokownin versammeln, und dort bis Mitternacht beisammen bleiben. Schon war der verhängnißvolle Tag gekommen, da entdeckten zwei furchtsame Strelitzen dem Zar den Anschlag. Dieser ließ sie verhaften, unterrichtete den Hauptmann der Leibwache davon, und befahl ihm, in der Nacht um elf Uhr in größter Stille mit seiner Compagnie das Haus des Sokownin zu umzingeln. Weil er aber nachher in der Verwirrung glaubte, er habe den Hauptmann um zehn Uhr bestellt, so ging er in Begleitung eines einzigen Pagen schon nach zehn Uhr selbst hin. Da er niemanden vor dem Hause fand, so vermuthete er, die Wache werde schon drinnen seyn. Aber wie erstaunte er, als er beim Eintritt niemand als die Verschwornen erblickte. Diese, nicht minder erschrocken, fuhren rasch auf; er aber nahm sich zusammen, grüßte sie freundlich, und sagte, er

sey eben hier vorbeigekommen, und weil er aus dem hellen Lichte eine lustige Gesellschaft vermuthet, so habe er, zum Schlafengehen noch zu munter, erst ein Gläschen mit ihnen trinken wollen. Diese Anrede benahm den Verwirrten alle Furcht, sie tranken seine Gesundheit, und er, mitten unter ihnen sitzend, that ihnen nach seiner Weise tapfer Bescheid. Bald darauf sagte einer der Verschwornen halb laut zu Sokownin: „Jetzt, Bruder, ist es Zeit!" Noch nicht, flüsterte dieser. „Ha! rief der Zar mit fürchterlicher Stimme, indem er wild aufsprang, wenn es bei dir noch nicht Zeit ist, so ist es bei mir Zeit!" Und in dem Augenblick schlug er den Sokownin mit der geballten Faust so heftig ins Gesicht, daß er zu Boden stürzte. Dann schrie er fast sinnlos gegen die Thür: „Wache, bindet die Hunde!" Und glücklicher Weise erschien in diesem Augenblick, mit dem Schlag elf Uhr, der Gardehauptmann mit seinen Leuten. Die Verschwornen fielen auf die Knie und baten um Gnade. Sie wurden gebunden und abgeführt. In der Hitze erhielt auch der Hauptmann eine Ohrfeige, weil er eine Stunde zu spät gekommen. Als er aber seinen Befehl vorzeigte, küßte der beschämte Zar ihn auf die Stirn, nannte ihn einen braven Officier, und bat ihn um Vergebung. Die Strafe Sokownins und zweier seiner vorzüglichsten Gesellen war fürchterlich. Sie wurden geviertheilt, und ihre Glieder an allen Stadtthoren aufgesteckt. Sophie ward von jetzt an schärfer bewacht, als zuvor.

Jetzt durfte es der kühne Mann schon wagen, sein Reich auf einige Jahre zu verlassen. Er bestellte die einsichtsvollsten und treusten Männer zur Regierung während seiner Abwesenheit, und trat im April 1697 diese Reise an. Da er alles Aufsehen haßte, so gab er seiner Reise-

gesellschaft das Ansehen einer großen Gesandtschaft, an deren Spitze sein General Lefort und einige vornehme Russen standen, und zu deren unscheinbarsten Begleitern er nur gehören wollte. Die Reise ging über Riga und Mitau nach Königsberg, wo der damalige prachtliebende Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg für eine höchst glänzende Aufnahme dieser ehrenvollen Gesandtschaft gesorgt hatte. Unter einem carmoisinrothen, reich mit Gold durchstickten Thronhimmel, und in einem scharlachenen, mit Diamanten besetzten Kleide, umringt von seinem Hofstaat, empfing er den Besuch, hörte die Reden der Gesandten, und bewirthete nachher die Gesellschaft köstlich. Während der Audienz stand der verkleidete Zar ganz hinten unter dem Gefolge, allein die Brandenburgischen Hofleute wollten nachher doch versichern, sie hätten ihn schon damals erkannt an dem hohen und schlanken Wuchs und an dem wunderbaren Blitz der rollenden Augen, die man in der That nicht ohne Furcht betrachten konnte. Nachdem er sich von der Brandenburgischen Verfassung und vielen anderen Dingen sorgfältig unterrichtet hatte, reis'te er mit seiner Gesandtschaft am 9. Junius von Königsberg ab, und ging über Pommern, Berlin, Magdeburg und Kleve nach Amsterdam. Hier war er recht in seinem Elemente. Das Gewühl der Kaufleute, Schiffer und Soldaten, die unzähligen Werkstätten der Künstler und Handwerker, die Mühlen, Dämme, Maschinen und Schleusen, und vor Allem die ungeheuren Seeschiffe beschäftigten seine Aufmerksamkeit und Wißbegierde so sehr, daß er von früh bis in die Nacht auf den Beinen war, um Alles recht genau besehen und merken zu können. Noch einen Theil der Nacht sogar verwandte er auf das Aufzeichnen des Merkwürdigsten, das er an jedem Tage gesehen hatte.

Um hier in dieser herrlichen Schule keinen Augenblick mit leeren Förmlichkeiten und Staatsbesuchen verschwenden zu dürfen, trennte er sich jetzt von der Gesandschaft und begab sich zuletzt mit wenigen jungen Russen nach dem berühmten Dorfe Saardam, wo die großen Seeschiffe gebauet werden. Nicht zufrieden nur zu sehen, wollte er selber lernen, und stellte sich, als ein junger Russe, in einer kurzen rothen Friesweste und langen Hosen einem Schiffsbaumeister als Lehrling dar. Man schrieb ihn darauf unter dem Namen Peter Michaelow als gemeinen Zimmermann ein, und nur einer seiner Begleiter nahm Theil an der mühsamen Arbeit. Um sich durch nichts zu verrathen, lebte er mit den übrigen Zimmerleuten auf völlig gleichem Fuße, und zeichnete sich durch nichts von ihnen aus, als durch ganz ungewöhnlichen Fleiß und eine unersättliche Lernbegierde. Mit seiner Axt auf der Schulter, war er des Morgens immer einer der Ersten bei der Arbeit, und des Abends der Letzte in seinem selbstgemachten Bette. Erst als man zufällig seinen wahren Stand entdeckte, wurde er verdrossener. Da er indeß fortwährend nicht anders als seine Kameraden behandelt seyn wollte, so schickten sich diese zuletzt in seinen Willen, und nannten ihn bloß Meister Peter. Im Winter nahm er seine Wohnung wieder zu Amsterdam, und ließ sich in der Mathematik und Naturkunde unterrichten; ja er besuchte die Vorlesungen eines berühmten Anatomen, Ruysch, und übte sich selbst in chirurgischen Operationen. Wo nur irgend etwas Nützliches zu lernen war, da mußte er hin, und wenn ihm ein kenntnißreicher Mann eine Belehrung gab, so hing sein Blick mit forschender Ungeduld an dessen Lippen.

Als das Schiff, an dem er selbst so fleißig mitgear-

beitet hatte, fertig war, kaufte er es, und schickte es, mit vielen in Holland angeworbenen Seeleuten, Officieren und Künstlern aller Art, nach Archangel. Er selber segelte darauf im Januar 1698 nach England hinüber. Mit König Wilhelm III. hatte er sich im Haag schon besprochen. Auch hier nahm er seine Wohnung zu Deptfort, dem großen Schiffsbauplatze, und unterhielt sich fleißig mit den Arbeitern. In London besuchte er die Uhrmacher und anderen Künstler häufig, ließ sich in der Sternkunde unterrichten, und streifte in Gärten und Kaffeehäusern, Kirchen und Schauspielen, bald als Mann von Stande, bald als Matrose gekleidet, ohne allen Zwang umher. Am Gestade zu Spithead machte ihm der König eine außerordentliche Freude, indem er die große Englische Flotte sich in zwei Parteien theilen, und von diesen ein Seetreffen vorstellen ließ. Dieser Anblick entzückte ihn so sehr, daß er ausrief: „Ha fürwahr, wäre ich nicht Zar von Rußland, nichts möchte ich lieber seyn als ein Englischer Admiral!" Beim Abschiede schenkte ihm der König seine Jacht von vier und zwanzig Kanonen, auf welcher er wieder nach Holland überfuhr. Er nahm aus England drei Capitaine von Kriegs-, und fünf und zwanzig von Handelsschiffen, vierzig Lieutenants, dreißig Lootsen, dreißig Wundärzte, zweihundert und funfzig Kanoniere und über dreihundert Künstler mit. Von Holland ging er über Dresden nach Wien, wo er sich aufs genaueste über das Deutsche Kriegswesen unterrichtete, und schon schickte er sich an, nach Venedig und Rom abzugehen, als eine höchst beunruhigende Nachricht von einem neuen Aufstande der Strelitzen ihn zwang, seinen schönen Plan aufzugeben, und eiligst nach Moskau zurückzukehren (Aug. 1698).

Sein Blut kochte, wenn er an dies widerspenstige

Volk dachte, das ihm schon so viel Kummer gemacht, und ihn jetzt eben in dem herrlichsten Genusse störte. Als er bei seiner Durchreise durch Polen den König August II. in dem Flecken Rawa besuchte, und dieser als ein Pröbchen seiner ungeheuren Stärke einem Polnischen Ochsen mit einem einzigen Säbelhiebe den Kopf herunterschlug, bat sich Peter zum Andenken den Säbel aus, und sagte: „Ich will Ihre Kunst an den Russenköpfen versuchen." Am 4. September (1698) traf er in Moskau ein. Die schwerste Arbeit fand er schon gethan. Der tapfere General Gordon, ein Schotte, hatte den aufrühreriſchen Strelitzen ein förmliches Treffen geliefert, viele getödtet, und mehrere tausende gefangen bekommen. Schreckliche Verhöre mit Folter und Knute begannen nun. Viele blieben stumm und standhaft, selbst bis zur Todesqual; aus anderen brachte man heraus, daß sie mit der Nachricht getäuscht worden seyen, der Zar sey todt. Die Prinzessin Sophie hatte sich durch Bittschriften förmlich auffordern lassen, die Regierung zu übernehmen. Der Widerwille gegen des Zars Neuerungen war die Haupttriebfeder der Verschwörung gewesen.

So fürchterlich war Peters ungeheurer Jähzorn noch nie angefacht worden. Es fehlte nicht viel, daß er nicht das ganze Corps der Strelitzen mit Stumpf und Stiel ausgerottet hätte. Das Rädern, Hängen, Köpfen dauerte mehrere Wochen lang fort, denn über Zweitausend wurden hingerichtet. Er machte es nun wahr, was er dem Könige von Polen versprochen hatte, ja er forderte seine Freunde auf, ihm schlachten zu helfen. Nur Lefort bat, ihn davon auszunehmen, da dies in seinem Vaterlande nicht gewöhnlich sey. Um das Kloster, in welchem Sophie wohnte, wurden an zweihundert Galgen errichtet,

die alle voller Strelitzen hingen, und ihrem Fenster gegenüber knüpfte man die drei auf, die ihr die Bittschriften überreicht hatten. Jeder derselben bekam ein Blatt in die Hand, und eine Stütze unter den Arm, so daß er das Ansehen eines Darreichenden erhielt. Sophie selbst ward härter als bisher beschränkt, und seitdem wagte sie nichts weiter.

Eine fürchterliche Stille herrschte im ganzen Reiche. Peter konnte jetzt alle Neuerungen einführen, die er wollte. Er ordnete neue Behörden für die Verwaltung und Gerechtigkeitspflege an, errichtete neue Regimenter, stiftete Schulen, bauete Schiffe, und führte fast mit Gewalt statt der langen Röcke die Deutsche Kleidung ein. Wer seinen Zorn nicht reizen wollte, mußte sich den Bart abscheren, und wer nicht wollte, daß ihm auf öffentlicher Straße der Rock abgeschnitten würde, der mußte sich gleich einen kurzen machen lassen. Damit Jeder das Maß genau erführe, so wurden an den Stadtthoren Muster von Deutscher Kleidung aufgehängt. Offenbar ging der hitzige Mann in diesem Stücke in seinem Eifer zu weit, und schritt über alle einer Regierung zustehenden Rechte hinaus; allein seine Absicht war doch gut gewesen, er wollte auch sein Volk dem Äußern nach gebildeter machen. Nur Schade, daß der Geschmack, den er einführte, schlechter war, als der, den er verdrängte.

Noch hat er das Verdienst um die Vermenschlichung seiner Russen, daß er den Weibern, die bisher wie in der Türkei gleich Gefangenen waren verschlossen gehalten worden, den Zutritt in Männergesellschaften erlaubte. Und da nach der bisherigen Sitte ein Bräutigam seine Braut nicht eher als nach geschlossenem Vertrage zu sehen bekam, so verordnete Peter jetzt, daß die Heirathslustigen

selber sollten wählen und sechs Wochen lang mit den Gewählten umgehen dürfen. Er selbst war schon seit seinem siebzehnten Jahre vermählt.

Im folgenden Zeitraume werden wir diesen außerordentlichen Mann im Kampfe mit einem nicht minder merkwürdigen Gegner erblicken.

---

7. Polen und Preußen.

Das Polnische Reich war in diesem Jahrhundert bei weitem nicht so vom Schicksal begünstigt worden, als das Russische. Nicht nur litt es ungemein in seinen vielen Kriegen, durch die Verheerungen der Tataren, Türken, Kosaken, Schweden, ja selbst der befreundeten Wallensteinischen Hülfsvölker, sondern es verlor auch in denselben beträchtliche Provinzen. Choczym und die Moldau kamen an die Türken (9. October 1622), Esthland und Livland an die Schweden (3. Mai 1660), den unruhigen Kosaken mußte die ganze Ukraine überlassen werden; und endlich kam es sogar dahin, daß die Polen den Türken einen jährlichen Zins von 22,000 Goldgulden versprachen, und ihnen außerdem noch Podolien und die wichtige Festung Kaminietz abtreten mußten *) (18. Oct. 1672). Aber noch weit größer als diese Verluste war das Unglück im Innern des Landes. Anstatt daß in anderen Ländern die Vernichtung oder Beschränkung der Adelsherrschaft der Regierung mehr Kraft und Festigkeit gab, daß der Wohlstand des Landes gehoben wurde, und die niederen Stände in denselben zur Freiheit und Mensch-

*) Beides bekamen sie jedoch 1699 (26. Jan.) im Karlowitzer Frieden wieder.

lichkeit emporwuchsen, war der Polnische Adel auf nichts eifriger bedacht, als wie er bei jeder neuen Königswahl die Macht und die Einkünfte des Regenten immer mehr schmälern wollte; und damit nur er recht frei bliebe, ward nicht nur dem Könige aller Einfluß auf die niederen Stände benommen, sondern diese Millionen kräftiger Menschen, von der Natur so gut als ihre Tyrannen zur Entwickelung ihrer Anlagen und Kräfte berufen, mußten im Schmuz, in der Dummheit und in der Armuth der drükkendsten Leibeigenschaft bleiben. Von muthigen Bürgern, von erfinderischen Köpfen, von raschem Gewerbe und künstlicher Arbeit hörte man in Polen nichts. Der nöthige Handel ward von den Nachbarn und von Juden getrieben, die sich früh genug in diesem ihnen so günstigen Staate einfanden, dessen Landplagen sie eben durch ihr Erscheinen noch um eine der ärgsten vermehrten.

Auf die fünf und vierzigjährige unglückliche Regierung des schwachen Königs Sigismund III. (Th. VIII. S. 411) folgte die nicht viel bessere seines Sohnes Wladislav IV. (1632—1648), und hierauf die noch viel traurigere Johann Kasimirs, eines Bruders des Vorigen (1648 — 1669). Unter ihm empörten sich die Kosaken, freie Schutzverwandte der Polen, die man schon vorher beleidigt hatte; viele unzufriedene Edelleute machten gemeine Sache mit ihnen, Rußland warf sich zu ihrem Beschützer auf, ja auch der Siebenbürgische Fürst Ragoczy und der kriegerische Schwedenkönig Karl X. fielen in das Polnische Reich ein. Nur die kräftige Unterstützung Brandenburgs und der plötzliche Tod des Schwedischen Königs (1660) konnten es von der gerechten Furcht befreien, in diesem Sturme gänzlich zertrümmert zu werden. Der Friede mit Schweden, der es rettete, wurde, wie schon

oben erwähnt ist, zu Oliva geschlossen. In demselben gab Johann Kasimir seine Ansprüche an die Krone Schwedens auf, und Polen that auf den größten Theil von Livland Verzicht.

Der schwache und überall beschränkte König ward endlich seiner Würde so überdrüssig, daß 1668 nach dem Tode seiner Gemahlin nichts ihn bewegen konnte, sie länger zu behalten; er legte sie daher gegen ein Jahrgeld von 150,000 Gulden nieder, ging nach Frankreich, und starb vier Jahre darauf zu Nevers (16. December 1672). Sieben Monate lang war nun eine völlige Anarchie, während welcher zwei auswärtige Fürsten sich um die Krone bewarben, und sich durch Bestechungen aller Art ihre Parteien zu machen suchten. Auf dem Wahlfelde kam es zu blutigen Auftritten. Fast wäre aus dem Wahlfelde *) ein Wahlplatz geworden, denn in wenigen Minuten geschahen einige tausend Schüsse. Nur der Krongroßfeldherr Johann Sobiesky stellte die Ruhe her, indem er drohte, die Truppen vorrücken zu lassen, um alle diejenigen niederzuschießen, die sich der ruhigen Stimmensammlung widersetzen würden. So kam denn die Wahl zu Stande, fiel aber auf keinen jener beiden Bewerber, sondern auf einen einheimischen Edelmann, einen Abkömmling der Jagellonen, Michael Thomas Wisniowiecky (19. Jun. 1669). Dieser, in dem man sich ganz vergriffen hatte, weinte, und wollte die Krone gar nicht annehmen, ergab

*) Die Wahlen geschahen ganz auf Römische Art auf einem freien Felde bei Krakau. Der ganze Adel Polens und Litthauens versammelte sich hier, oft über hunderttausend Köpfe stark, in größter Pracht, jener diesseits, dieser jenseits der Weichsel. In der Mitte war eine Verschanzung errichtet, in welcher die Abgeordneten der einzelnen Kreise rathschlagten, doch nicht ohne von Zeit zu Zeit die Außenstehenden von den Ergebnissen zu unterrichten.

sich aber doch endlich. Zum Glück dauerte die Reue, ihn gewählt zu haben, nicht lange; denn er starb schon 1673 (10. Nov.). Man erhob nun den tapfern Großfeldherrn Johann Sobiesky, der durch Muth und Klugheit besonders den Türken sehr gefährlich ward (auch zur Rettung Wiens gegen diese, wie oben erzählt ist, so wesentlich beitrug), aber dennoch nicht die Liebe des Adels erlangen konnte, weil dieser in jeder kräftigen Handlung des Königs schon eine Beeinträchtigung seiner Rechte sah. Johann starb am 17. Junius 1696, und sein Nachfolger war der Kurfürst Friedrich August von Sachsen, der deswegen zum katholischen Glauben übertrat, und als König von Polen den Namen August II. geführt hat. Die Eitelkeit, mit einem Königstitel zu prangen, ward wol nirgends härter als in Polen gebüßt, und dies unglückliche Reich hat auf das überzeugendste bewiesen, wohin eine solche Aristokratie endlich führe.

Das Herzogthum Preußen wurde in diesem Jahrhundert durch seinen großen Herrscher, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, von der drückenden Oberhoheit Polens befreit. Als Karl X. von Schweden dem Könige Johann Kasimir ins Land fiel, zwang er den Kurfürsten sich mit ihm zu verbinden, und in der dreitägigen Schlacht bei Warschau (18 — 20. Jul. 1656), wo die Polen von den Verbündeten gänzlich geschlagen wurden, legte Friedrich Wilhelm die ersten Proben seiner Kriegseinsicht, und seine Truppen die ihrer Tapferkeit ab. Zur Belohnung dieser Dienste verlieh ihm Karl X., der sich schon als Herrn von Polen betrachtete, die Souveränetät über Preußen. Aber die Furcht vor der wachsenden Macht Schwedens erweckte diesem Könige von allen Seiten Feinde; Dänemark (oben S. 476) und Rußland erklärten sich wider ihn, und der

Kaiser Ferdinand III. unterstützte Polen nicht nur mit Truppen, sondern drang auch in den Kurfürsten, sich von den Schweden zu trennen, und sich der Verbindung gegen sie anzuschließen. Friedrich Wilhelm, den nur die gebieterischen Umstände gezwungen hatten, sich Karl X. in die Arme zu werfen, und der den Kampf gegen so viele Feinde, die bei der Entfernung des Schwedenkönigs nach Dänemark über ihn hergefallen seyn würden, unmöglich bestehen konnte, entschloß sich, in dem Bewußtseyn, das Wohl seiner Staaten zur Richtschnur seiner Staatskunst zu machen, zum Frieden mit Polen, welches ihm dafür im Vertrage zu Wehlau (19. Sept. 1657) die Souveränetät über Preußen bestätigte. Daß der Kurfürst hierauf den bedrängten Dänen gegen Karl X. Beistand leistete, ist schon oben erwähnt. Bis 1688 dauerte die Regierung dieses trefflichen, für das Wohl seiner Staaten unablässig sorgenden Fürsten. Kurfürst Friedrich III., sein Nachfolger, liebte Preußen vorzüglich; auch war er es, der dasselbe im Anfange des folgenden Jahrhunderts zum Königreich erhob, wie im nächsten Bande erzählt werden wird.

---

8. Ungern und Türken.

Auch Ungern war, wie Polen, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts noch ein Wahlreich, obschon man von der Oesterreichischen Regentenfamilie nicht abging. Indeß war der Mißhelligkeiten zwischen der Regierung und den Ständen kein Ende, und da die Erstere ihre Absichten vermittelst Deutscher Soldaten durchsetzen wollte, so erweckte dies nicht nur als ein Eingriff in die Verfassung

sondern auch als Kränkung der Nationalität großes Mißvergnügen. Da überdies die Partei der Protestanten sowol unter dem Adel als auch besonders in den Städten mächtig war, die Österreichischen Regenten aber, von den Jesuiten geleitet, glaubten, die wahrhafte Souveränetät sey nur bei der Herrschaft der katholischen Religion möglich, so mußten ihre Bestrebungen nothwendig auch von dieser Seite bedeutende Hindernisse finden. Ferdinand II., dem nichts über den katholischen Glauben ging, drückte die Ungerischen Protestanten unbarmherzig, und auch unter Ferdinand III. Regierung übten die Jesuiten gegen sie eine wahre Inquisition. Unter Leopold I. (1657 — 1705) mußte das Land besonders viel leiden. Doch das ist oben (S. 189) bereits erzählt. Eben daher wissen wir auch, welch ein Glück dieser Kaiser hatte, indem die trefflichsten Feldherren für ihn stritten, und ihm nicht nur seine Hauptstadt retteten, sondern auch die ermüdeten Ungern dahin brachten, eine erbliche Herrschaft des Hauses Österreich über sich anzuerkennen (1682). Aber die fortwährend lieblose und räuberische Behandlung dieses Landes, welches das Wiener Ministerium nun ganz zu einer abhängigen Provinz zu machen strebte, erzeugte auch fortwährend Aufstände.

Wie das Türkische Reich mit der Erschlaffung jener Spannkraft, durch welche es der Europäischen Christenheit so viele herrliche Provinzen entrissen, von dem Gipfel der Macht, den es unter Soliman I. erstiegen, herabzusinken begann, ist schon im vorigen Zeitraume berichtet. Eben die Janitscharen, deren Schwert frühere Sultane mit so vielem Erfolge gegen den Feind geschärft hatten, wandten jetzt die Schneide desselben, wie einst die Prätorianer des Römischen Westreiches, wider den

meistens nur von feigen Schwächlingen eingenommenen Thron. So wurden in den fünf Jahren von 1618—1623 drei Sultane von ihren eigenen Soldaten entthront, ja die beiden letzten erdrosselt. Waren die Janitscharen mit einem Sultan unzufrieden, so durfte ihnen nur einer von seinen Brüdern oder Verwandten glänzende Versprechungen machen, und die Empörung brach aus, daher denn wiederum, um sich gegen diese Gefahren zu schützen, die Sultane zu dem furchtbaren Mittel des Bruder- und Verwandtenmordes schritten, und auch mancher Großwesir, der seinem Herrn Mißtrauen einflößte, ward von einigen Stummen mit einer seidenen Schnur erdrosselt. Unter den Goßwesiren fand sich zuweilen noch ein Mann, der den zunehmenden Verfall auf einige Zeit wenigstens zu hemmen verstand. Als einen solchen Kopf rühmt man den Achmet Kiuprili, der die Verwaltung des Reichs von 1661 bis 1675 führte, und Kiuprili Mustapha (1689—1691), der das von den Österreichern fast ganz zernichtete Heer wieder herstellte, durch sein freudiges Beispiel die allgemeine Muthlosigkeit aufhob, siegte, sobald er ins Feld rückte, und den ganz erschöpften Finanzen wieder aufhalf. Und nur zwei Jahre wirkte dieser tüchtige Mann. Er blieb schon am 19. August 1691 in der Schlacht bei Salankemen. Seitdem dauerten die Kriege mit Österreich und Rußland fast immer fort, aber meistens zum Nachtheil der Türken. In dem Karlowitzer Frieden (1699) mußten sie dem Kaiser Sclavonien, Siebenbürgen und das ganze Land am rechten Ufer der Theis abtreten. Auch erhielt Venedig den ganzen Peloponnes, der ihm erst 1715 wieder entrissen wurde. Für Polen war dieser Friede nicht minder vortheilhaft. Reges Fortschreiten und freie Entwickelung, welche die vorhandenen Elemente mit dem

Geiste der Bildung hätten durchdringen und zu neuem Leben erwecken können, fehlten den Türken und sind ihnen fremd geblieben bis auf den heutigen Tag.

---

9. Italiener und Schweizer.

In Italien hat sich im siebzehnten Jahrhundert wenig verändert, verbessert gar nichts. Mailand und Neapel blieben Spanische Provinzen, trotz den Versuchen einzelner Verwegenen, das drückende Joch abzuschütteln. Aus der Regierung in Florenz war der Geist der alten Mediceer so sehr gewichen, daß das schöne Land unter den beiden Großherzogen Ferdinand II. (1621 — 1670) und Cosmo III. (1670 — 1723) mit dem eben so schlecht regierten Kirchenstaat in einerlei traurigem Verfalle seufzte. Seit 1628, wo die Herzogthümer Mantua und Montferrat in die Hände eines Französischen Fürsten gekommen waren (oben S. 230), sank Spaniens Einfluß auf die Italienischen Angelegenheiten, und Frankreich bekam dafür ein desto größeres Übergewicht. Wie herrisch besonders Ludwig XIV. den Papst und die Republik Genua behandelt habe, ist aus dem Obigen bekannt. Nur die beiden Herzoge von Savoyen, Victor Amadeus I. (1630 — 1675) und Victor Amadeus II. (1675 — 1730) wußten durch ein kluges Betragen gegen Frankreich und Spanien ihr Gebiet, selbst unter dem gewaltsam um sich greifenden Ludwig XIV., nicht nur zu erhalten, sondern zu vergrößern. Die Republik Venedig zeigte fast unter allen jetzt so tief gesunkenen Italienischen Staaten noch die meiste Selbstständigkeit, indem sie drei heftige Kriege mit den Türken führte, welche ihr die Inseln Candia und

Corfu entreißen wollten und die erstere auch wirklich entrissen. Daß auch die Zeit der großen Genien jetzt in Italien vorüber war, ist schon bei der im vorigen Zeitraume gegebenen Übersicht bemerkt.

Die Schweizer litten während des dreißigjährigen Krieges mancherlei Ungemach; ihr Handel und ihre Fabriken stockten, viel armes Volk aus dem geplünderten Deutschland flüchtete zu ihnen, an ihren Grenzen kämpften Spanier und Franzosen um das Ländchen Veltlin, und innerlich herrschten unaufhörliche Gährungen zwischen den reformirten und katholischen Cantonen. Im Westphälischen Frieden setzten es die Franzosen, Österreich zum Trotze, durch, daß die Schweiz, so wie die Vereinigten Niederlande, eine freie Republik, und vom Deutschen Reiche ganz unabhängig seyn sollte, wie bei der Geschichte dieses Friedens schon bemerkt worden ist. Seitdem schlossen sich die Schweizer fast immer an Frankreich an und näherten sich ihm auch in den Sitten, besonders seit der Aufhebung des Edicts von Nantes (1685), die auch ihnen eine beträchtliche Anzahl kunstreicher Ansiedler zuführte.

Leipzig, gedruckt bei Fr. Brockhaus.

